

HEYNE <

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

MATT HILTON

DAS **BLUT**  
**GERICHT**

THRILLER

Matt Hilton

# Das Blutgericht

Thriller

Aus dem Englischen von Stefan Rohmig

WILHELM HEYNE VERLAG

MÜNCHEN

# **IMPRESSUM**

Die Originalausgabe

**JUDGEMENT AND WRATH**

erschien 2009 bei Hodder & Stoughton, London

Vollständige deutsche Erstausgabe 12/2010

Copyright © 2009 by Matt Hilton

Copyright © 2010 dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag, München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlagabbildung: © plainpicture / Arcangel

Umschlaggestaltung: yellowfarm GmbH, S. Freischem

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

ISBN: 978-3-641-05078-8

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

## Buch

Der ehemalige Elitesoldat Joe Hunter wird von dem besorgten Vater Richard Dean beauftragt, seine Tochter Marianne aus der scheinbar fatalen Beziehung zu dem reichen Industriellensohn Bradley Jorgenson zu befreien. Angeblich wird sie von ihm misshandelt – was Joe ganz gehörig auf die Palme bringt.

Entschlossen machen sich Hunter und sein Partner Jared Rington an die Erfüllung ihrer Mission – ohne zu ahnen, dass sich ihre Wege bald mit einem psychopathischen Auftragskiller kreuzen werden. Alles läuft auf ein mörderisches Duell hinaus.

»Pures Adrenalin.« *Christopher Reich*

Zum Autor

Matt Hilton wurde in Schottland geboren und wuchs in Carlisle auf. Schon früh entdeckte er seine Leidenschaft für Kriminalromane und begann, selbst zu schreiben. Er arbeitete lange Zeit für eine private Sicherheitsfirma und als Polizeibeamter, wo er an vorderster Front Erfahrungen für seine Bücher sammeln konnte. Matt Hilton ist außerdem ein begeisterter Kampfsportler.

Besuchen Sie den Autor im Internet unter [www.matthiltonbooks.com](http://www.matthiltonbooks.com)

Lieferbare Titel

*Der Knochensammler*

## Der einundsiebzigste Geist ist Dantalion.

Er ist ein großer und mächtiger Fürst, der sechsunddreißig Legionen befehligt. Er zeigt sich als Mann von mannigfaltigem Antlitz, den Gesichtern aller Männer und Frauen. Er kennt die Gedanken sämtlicher Männer und Frauen und kann sie nach seinem Willen beeinflussen.

*Die Goetia: Der kleinere Schlüssel Salomonis*

Aleister Crowley

Die Hölle ist leer, und alle Teufel sind hier.

*Der Sturm, I, 2*

William Shakespeare

Für Denise, meine Frau und beste Freundin

## Prolog

Caitlin Moore öffnete die Tür zu ihrem Wohnzimmer und fand sich in der Hölle wieder. Zumindest kam es ihr für die verbleibenden drei Minuten und siebenundzwanzig Sekunden ihres Lebens so vor.

Die Uhr begann zu ticken, als sie die Tür mit ihrer Hüfte aufstieß und mit einer geübten Ellenbogenbewegung nach dem Lichtschalter zielte. Es war die übliche Freitagabendroutine.

Wenn sie vollgepackt mit Büchern und zu benotenden Klausuren von der Highschool kam und keine Hand frei hatte, traf sie den Schalter jedes Mal mit dem Ellenbogen.

Aber dieses Mal klickte der Schalter nicht, kein Licht strahlte auf, und sie musste auch nicht erst blinzeln und ihren Blick abwenden, um sich an die Helligkeit zu gewöhnen.

Sie ließ sich nicht verunsichern und betätigte den Lichtschalter ein zweites Mal.

Alles blieb schwarz.

»Verdammt nochmal«, brummelte sie in sich hinein und drehte sich zur Seite, um die Arbeiten auf der Anrichte neben der Tür abzulegen.

Das Quietschen des Polstersessels neben dem Fernseher ließ sie innehalten.

»Bist du wach, Nate? Wie wär's, wenn du mir mal hilfst? Der Strom ist ausgefallen.«

Nathaniel Moore war ebenfalls Lehrer an der Collinwood High in Miami. Aber im Gegensatz zu Caitlin war sein Fach Leichtathletik, und er musste sich freitagabends nicht den eintönigen Versammlungen des Lehrkörpers unterziehen. Er kam immer drei Stunden früher von der Schule weg, holte Cassie bei ihrer Babysitterin ab und kam nach Hause. Wenn Cassie erst mal in den Federn war und er einige Jack Daniel's intus hatte, schlief Nate vor dem Großbildschirm ein, während der Discovery Channel sein Bestes gab, sein Schnarchen zu übertönen.

Routine.

»Nate?«

Aber heute Nacht blieb kein Fitzelchen von ihrer Routine übrig.

Es würde kein Abendessen geben. Kein gemütliches Kuscheln auf dem Sofa, während sie einen Spätfilm ansahen. Keine zärtlichen Liebkosungen auf dem Weg ins Bett, wo Nate beweisen würde, dass er immer noch ein Kerl war, der Ausdauersportarten beherrschte.

»Hallo Caitlin.«

Die Stimme war sanft, aber sie erschreckte Caitlin bis ins Mark. Sie zuckte zusammen und stieß sich den Rücken am Sideboard. Blätter fielen vom Stapel zu Boden. Das war nicht die Stimme ihres Ehemanns.

Es war keine Stimme, die sie kannte.

Der Polstersessel quietschte erneut. In der Dunkelheit um sie herum regte sich etwas. Caitlin erkannte, dass sich der Besitzer der unbekanntenen Stimme in Bewegung gesetzt hatte.

Fast hätte sie sich zur Tür aufgemacht.

Dann fiel ihr Cassie ein.

Ihre achtjährige Tochter musste in ihrem Zimmer schlafen. Wenn sie jetzt flüchtete, was würde dann mit Cassie passieren? Was *war* mit Nate passiert?

Eine Taschenlampe wurde eingeschaltet, ihr Strahl direkt in Caitlins Augen gerichtet. Sie keuchte auf und riss den Arm vor ihr Gesicht.

Erneut eine plötzliche Bewegung, und dann klammerte sich eine Hand um ihren Hals. Die Finger waren lang und schlank, aber wo sie sich in ihr Fleisch krallten, fühlten sie sich an wie Stahl.

Caitlins Lunge sprang ihr fast aus der Brust.

Sie konnte keine Gegenwehr leisten. Sie bekam keine Luft, ihr fehlten die Kraft und der Wille zu

kämpfen. Sie wurde um ihre eigene Achse gedreht und dann in die Mitte des Zimmers gezerrt. Funken stieben hinter ihren Augenlidern auf. Wenn sie keine Luft bekam, wäre sie innerhalb von Sekunden bewusstlos. Dann waren die Finger von ihrem Hals verschwunden, und sie würgte: Brechreiz hoch zehn.

»Hallo Caitlin«, sagte die Stimme noch einmal.

»Wer ... wer sind Sie?«, keuchte Caitlin. »Was wollen Sie?«

Das Licht schien ihr immer noch direkt in die Augen. Sie konnte die Person hinter dem Strahl nicht ausmachen. Kannte sie die Stimme vielleicht doch?

»Ich möchte Sie vor die Wahl stellen.«

Die Taschenlampe ging aus, und Dunkelheit senkte sich wie eine Haube über Caitlins Kopf. Um sie herum spürte sie einen Luftzug. Der Fremde bewegte sich wieder. Caitlin drehte sich mit dem Lufthauch, versuchte herauszufinden, wo sich der Fremde nun befand.

»Lieben Sie Ihre Familie, Caitlin?« Die Stimme war kaum lauter als ein Flüstern.

»Mehr als alles auf der Welt«, stieß Caitlin hervor. »Bitte! Tun Sie ihnen nichts an. Ich mache alles, was Sie sagen.«

»Alles?«, fragte die Stimme und klang dabei seltsam beunruhigt. »Sie würden sich für sie erniedrigen? Sie würden sich hinlegen und sich einem Fremden darbieten?«

»Alles«, schluchzte Caitlin. »Geld! Wollen Sie Geld? Ich kann es Ihnen holen.«

»Ich will kein Geld«, sagte die Stimme, »genauso wenig wie ich Sex von Ihnen will.«

»Was dann? Was wollen Sie von mir?«

»Das habe ich doch bereits gesagt. Ich will Sie vor die Wahl stellen.«

Ein metallisches Geräusch über ihr. Eine Glühbirne, die in die Fassung geschraubt wurde. Das Zimmer wurde in gedämpftes Licht getaucht.

Jetzt konnte Caitlin die Person sehen. Sie wusste jetzt, dass sich ihre Lebenserwartung in Sekunden bemaß.

Er war groß. Schlank, fast schon ausgezehrt. Sein Gesicht war zu bleich, eine Wachsmaske, die Caitlin an eine Reflexion in einem beschlagenen Spiegel denken ließ. Sein seidig-feines Haar war so bleich wie seine Haut und hing unter der breiten runden Krempe seines Huts hervor bis auf die Schultern. Sein Mantel war schäbig: ein langer Regenmantel, der ihm bis zu den Knöcheln reichte und dem bis auf den obersten alle Knöpfe fehlten. Eine dünne silberne Kette zog sich von der einen Mantelhälfte zur anderen, wo etwas seine Tasche ausbeulte. An seinen Füßen trug er verdreckte Segelschuhe, die dort, wo seine überlangen Zehennägel gegen das Obermaterial drückten, schon ganz rissig geworden waren.

Das Aussehen des Fremden sprach Bände: von Nächten unter Pappbehäusungen, vom Trinken aus Flaschen, die in braunen Papiertüten verborgen waren, vom Hadern mit vom Alkohol heraufbeschworenen Phantomen.

Aber Caitlin wusste, dass sie es hier nicht mit einem Obdachlosen von der Straße zu tun hatte, der sich Zutritt zu ihrer Wohnung verschafft hatte. Das war der Typ Mensch, von dem sich selbst die abgebrühtesten Straßentypen fernhielten.

Zwei Dinge verriet es ihr.

Erstens die Pistole mit dem Schalldämpfer, die er locker in der Hand hielt.

Und zweitens der Killerblick in seinen Augen.

»Ich werde Ihnen die Wahl geben«, bot der Mann erneut an. »Wen werden Sie retten, Caitlin? Nate oder Cassandra?«

Caitlin folgte seinem Blick. Auf der gegenüberliegenden Seite des Zimmers standen zwei Holzstühle, die aus der Küche herbeigezerrt worden waren. Auf den Stühlen saßen die beiden Personen, die sie am meisten liebte auf der ganzen Welt.

Caitlin krächzte. Sie wusste nicht, welchen der beiden Namen sie zuerst rufen sollte. Nate war

gefesselt und geknebelt. Mit aufgerissenen Augen bäumte er sich gegen seine Fesseln auf. Im Gegensatz zu ihm wirkte Cassandra regungslos, ihre Gesichtszüge entspannt.

Ein Aufschrei bahnte sich seinen Weg durch ihre Kehle.

»Treffen Sie Ihre Wahl, Caitlin«, flüsterte der Mann.

Wie konnte sie? Wie konnte sie? Wie ...

»Cassandra habe ich betäubt«, sagte der Fremde. »Wenn Sie sich für Nathaniel entscheiden, wird sie es nie erfahren. Soll ich sie töten, Caitlin?«

Nates Adern standen an seinen Schläfen hervor wie blaue Seile. Er schüttelte den Kopf. Caitlin suchte seinen Blick, er sank in den Stuhl zurück.

»Bitte«, sagte Caitlin. »Tun Sie unserer Tochter nichts an.«

Der Fremde nickte. Dann schoss er Nate in die Stirn.

»Sie haben die richtige Wahl getroffen. Ihr Kind ist nun in Sicherheit, Caitlin. Sie können sich wieder entspannen.«

Dann hielt der Fremde Caitlin die Pistole vors Gesicht.

# 1

Manchmal trifft man übereilte Entscheidungen, die man sofort bereut. Ein anderes Mal geht es nur darum, die Konsequenzen zu tragen und alles auf sich zukommen zu lassen. Wie zum Beispiel, als ich ins Shuggie's ging und mich auf einem Barhocker am verzogenen fleckigen Tresen niederließ.

Shuggie's Shack ist die Art von Ort, an den keiner mit einem letzten Funken Selbstrespekt einen Fuß setzt, sofern man ihn nicht an den Haaren hineinzerrt. Die Tische bestehen aus Holzbrettern, die man auf Fässer genagelt hat, die Stühle haben Siebziger-Jahre-Retro-Plastikbezüge, die schon neu altmodisch waren. Die Atmosphäre ist geprägt von Bierfahnen, Zigarettenrauch und dem Gestank ungewaschener Körper. Tätowierungen scheinen hier der letzte Schrei zu sein. Muskeln und lange Haare ebenso. Und wir reden hier nur von den Frauen.

Man würgt sein fetttriefendes, von beiden Seiten angebratenes Irgendwas herunter und ist ansonsten dem Personal dankbar, wenn man mit intaktem Gesicht wieder aus dem Laden herauskommt.

In der Zeit, die es mich kostete, mit dem Barkeeper Blickkontakt aufzunehmen und ihn mit einem Nicken zu mir zu bestellen, hatten mich sämtliche Männer, Frauen und Tiere in dem Laden als Cop ausgemacht. Da lagen sie zwar falsch, aber ich hatte nichts dagegen, dass sie sich ein paar Gedanken machten.

»Bier«, sagte ich. Es schien nichts anderes zur Auswahl zu stehen. Entweder man trank das, oder man riskierte sein Glück mit der braunen Flüssigkeit, die sich in den verstaubten Flaschen im Regal hinter der Registrierkasse als Hochprozentiges ausgab.

Der Barmann bewegte sich widerwillig auf mich zu. Er blickte sich zu seiner Klientel um, als ob er gegen irgendein ungeschriebenes Gesetz verstieße, wenn er mich bediente. Nicht dass er aussah wie ein Typ, der sich großartig Gedanken über die Gefühle anderer machte. Er war ein bulliger Mann in einer dieser ärmellosen Lederwesten, die den Bizeps ihrer Träger zur Schau stellen sollen. In der ungepflegten Haut unter seinem rechten Auge prangte die Tätowierung eines schwarzen Sterns, eine Narbe teilte seine Unterlippe und endete irgendwo in dem geflochtenen Bart an seinem Kinn.

»Ich möchte hier drin keinen Ärger haben, Mister«, sagte er, als er ein Bier vor mir abstellte. »Ich schlage vor, Sie trinken aus und machen sich dann wieder auf den Weg.«

Ich hielt seinem Blick stand und fragte: »Ist es das, was Sie hier unter Südstaaten-Gastfreundlichkeit verstehen?«

»Nein«, höhnte er, »in dieser Gegend nennt man das einen guten Rat.«

Nach all den Stunden, die ich seit Tampa hinterm Lenkrad gesessen hatte, stand mir wohl auch noch eine lange Nacht bevor. Ein Drink zur Entspannung hätte meine Laune verbessert.

Vielleicht hätte auch eine nette Plauderei geholfen. Es sah nicht danach aus, als ob ich das eine oder das andere hier finden würde.

»Danke für die Vorwarnung«, sagte ich.

Ich warf ein paar Dollar auf den Tresen, stand auf und ging mit meinem Getränk in der Hand davon. Die Flüssigkeit im Glas war nicht gerade kalt. Ganz im Gegensatz zum Blick des Barmanns, der sich eisig in meinen Rücken bohrte.

Ich ging an einer Gruppe Männer an einem Tisch vorbei und nickte ihnen zu. Wie nicht anders zu erwarten, registrierten sie mich mit den toten Augen derer, die auf der Hut sind vor dem Gesetz. Einer von ihnen ließ mich das Zucken seiner überentwickelten Brustmuskeln sehen. Alle fingen an zu kichern.

In der hinteren Ecke der Bar saß ein Mann, der ebenso wenig in diese Umgebung passte wie ich. Ein kleiner, irgendwie vogelartig wirkender Mann, der durch seine Haare schwitzte, ohne dass der Schweiß jemals seine trockene Stirn erreichte. Seine rechte Hand war ständig in Bewegung, als ob er mit einem kleinen Gegenstand in seiner Handfläche spielte. Ich glaubte Metall aufblitzen zu sehen, aber dann verschwand die Hand in seiner Manteltasche, und ich war mir nicht mehr sicher.

Ohne zu fragen, stellte ich mein Bier ab und setzte mich auf den Stuhl neben ihm. Das Fass unter der Tischplatte machte es schwer, sich entspannt hinzusetzen, deshalb lehnte ich mich nach vorne und stützte meine Ellenbogen auf dem Holzbrett ab. Ich wandte mich dem Mann zu und sah ihn mir genauer an, aber er beobachtete weiterhin den Barbereich, als ob er Angst davor hätte, wer als Nächstes durch die Tür spazieren könnte.

»Ich weiß jetzt, was Sie meinten, als Sie sagten, ich würde Sie schon erkennen, wenn ich hier reinkomme«, sagte ich. »Sie kommen mir nicht wie ein Typ vor, der in Biker-Clubhäusern rumhängt.«

»Aus diesem Grund haben wir uns auf diesen Treffpunkt geeinigt«, sagte der Mann. »Hier kommt wenigstens niemand vorbei, den ich kenne.«

»Das war keine gute Idee«, erklärte ich ihm. »Wenn Sie anonym bleiben wollten, hätten Sie sich was aussuchen müssen, wo Sie nicht auffallen. Wo *wir* nicht auffallen. Sehen Sie sich doch mal um: Die beobachten uns schon alle.«

Vielleicht war der Rat des Barmanns doch nicht so schlecht gewesen.

»Wir sollten gehen«, sagte ich ihm.

Die Männer am nächsten Tisch hatten ihre Aufmerksamkeit auf das Spektakel gelenkt, das wir als Fremde in ihrer Mitte abgaben. Sie schienen nicht besonders erfreut darüber – vielleicht senkten wir den Testosteronspiegel des Ladens zu sehr.

Der Mann hörte mir nicht zu. Er ließ eine Hand unter den Tisch gleiten und kramte unter einer zusammengefalteten Zeitung. Ich sah die Ecke eines Umschlags aufblitzen.

»Alles, was Sie brauchen, ist hier drin.« Schnell griff er nach seinem Getränk und nahm einen nervösen Schluck. »Den Rest zahle ich, wenn ich den Beweis habe, dass Jorgenson keine Bedrohung mehr für mich oder meine Familie darstellt.«

Ich stieß einen Seufzer aus angesichts seiner amateurhaften Geheimniskrämerei und ließ meine Arme auf dem Tisch liegen. Der würde mir Deckung bieten, wenn ich mit meiner rechten Hand in den Mantel greifen und meine SIG Sauer P228 herausholen müsste.

»Ich bin mir nicht sicher, ob ich den Job will«, sagte ich zu ihm.

Der Mann zuckte zusammen.

»Ich bin nicht der, den Sie erwartet haben«, sagte ich.

Nun sah er mich endlich an. Ich wusste, was er dachte. Ist das eine Falle? War ich der Cop, für den mich jeder in der Bar hielt?

»Sie können sich entspannen, Mr. Dean. Ich bin Joe Hunter.« Ich legte meine Hand um den Griff meiner Pistole und meinen Zeigefinger neben den Abzug. »Was ich damit meine, ist: Ich bin kein Auftragskiller.«

»Jared Rington hat aber gesagt, dass Sie mir helfen würden«, flüsterte Richard Dean entrüstet.

»Ich werde Ihnen helfen«, versicherte ich ihm. »Aber ich werde keinen Mann töten, ohne dass ich Beweise habe.«

Dean nickte nach unten in Richtung des Umschlags. »Nehmen Sie das. Sie werden sehen, was ich meine. Die Beweise sind da drin. Alles, was Sie dafür brauchen.«

Am Nebentisch kam Bewegung in die Gruppe. Ein Mann mit Knast-Tätowierungen stand auf. Er nahm sein Bier und hielt es locker in der Hand. Er warf mir einen Blick zu, der sagte, dass wir die Gastfreundlichkeit nun überstrapaziert hätten. Er schniefte und nickte dann den zwei Männern zu,

die ihm am nächsten saßen.

Dean bekam davon nichts mit. Er sagte: »Bitte, Mr. Hunter. Sie müssen meine Tochter von diesem Monster befreien. Wenn das bedeuten sollte, dass Sie ihn töten müssen ... dann ... Ich bezahle Ihnen alles, was Sie verlangen.«

»Schieben Sie mir den Umschlag zu«, sagte ich. »Unter dem Tisch. Sie hören von mir. Ich lasse Sie meine Entscheidung wissen.«

Panik stand Dean ins Gesicht geschrieben. Sei es, weil er das Geld im Umschlag ohne feste Zusage aus den Händen geben sollte oder weil *tatsächlich* die Möglichkeit bestand, dass ich tat, was er von mir verlangte – jetzt wurde er nervös. Er zauderte, malte mit den Fingern an seinem beschlagenen Glas herum.

»Zwei Sekunden, dann ist der Deal geplatzt«, warnte ich ihn.

Daraufhin schob er hastig den Umschlag in meine ausgestreckte linke Hand.

»Okay. Gehen Sie jetzt.«

Er öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber ich schüttelte nur kurz den Kopf. Plötzlich bemerkte auch er, dass sich die Aryan Brotherhood uns näherte.

Hüstelnd stand er auf und ging um den Tätowierten und seine zwei Spießgesellen herum. Sie verhöhnten ihn, aber sie ließen den kleinen Mann ziehen.

Ich schob den Umschlag in meinen Hosenbund und stand auf.

»Jungs, ich gehe. Ihr könnt euch entspannen.«

Der Mann mit den Knast-Tätowierungen stellte sich mir in den Weg. Er zeigte mit einem schmierigen nikotingelben Finger auf meine Brust.

»Sie sind hier nicht willkommen.«

»Haben Sie nicht gehört, was ich gerade gesagt habe?«

»Könnte ich nicht behaupten. Was ist das denn überhaupt für ein beknackter Akzent?«

Solche Bemerkungen bekomme ich öfter zu hören. Das passiert, wenn man Engländer ist. Erst recht, wenn man aus dem Norden kommt.

»Hört zu, Jungs, ihr habt mich gerade in einer unangenehmen Zwickmühle erwischt«, sagte ich zum Tätowierten. »Ihr wollt mich hier nicht, und ich will auch nicht hier sein. Normalerweise würde ich auch nicht so tief sinken, ein Drecksloch wie dieses zu betreten. Aber trotzdem bin ich nun mal hier.«

Meine Worte hatten den gewünschten Effekt.

Ich erntete Gelächter.

Als ich einen Schritt vortrat, bemerkte ich, dass sie mir Platz machten.

Das hätte es eigentlich gewesen sein müssen. Mit geschickt eingesetzter Selbstironie hätte ich mir den Weg aus Shuggie's Shack gebahnt und es hätte keine Verletzten gegeben. Das Problem war, dass zwei Dinge dazwischenkamen.

Das Erste war die Frage des Tätowierten: »Was hat die kleine Missgeburt Ihnen unter dem Tisch zugeschoben?«

Und das Zweite war die mürrische Stimmung, mit der ich hierhergekommen war. Die nicht besser geworden war von dem Blödsinn, den Richard Dean mir danach erzählt hatte.

»Das geht Sie einen Scheißdreck an«, sagte ich ihm.

Aus der Jukebox dröhnte Heavy Metal. Es tat in den Ohren weh, aber an einem solchen Ort war das nicht anders zu erwarten. Die Jukebox lief weiter. Hätte es einen Pianisten in der Bar gegeben, er hätte in diesem Moment aufgehört zu spielen.

»Sie sind in *meinem* Laden«, stellte der Tätowierte fest. »Also geht es mich *schon* etwas an.«

»Ach, dann sind Sie also Shuggie?« Ich ließ meinen Blick durch die Bar schweifen. Schüttelte den Kopf über das, was ich sah. »Wissen Sie, für so eine Müllkippe sollten Sie sich eigentlich schämen.«

»Ich bin nicht Shuggie, Arschloch. Und das war auch nicht das, was ich gemeint habe.«

»Ja, ich weiß schon, was Sie meinen.«

»Ich hab den Laden unter Kontrolle. Und von allen Geschäften unter diesem Dach kriege ich was ab.« Er streckte mir zum zweiten Mal seine schmierige Hand entgegen. »Her damit!«

Ich zuckte mit den Schultern.

»Okay.«

Er hatte die SIG zwischen den Augen, noch bevor das Grinsen sich vollständig über sein Gesicht ausgebreitet hatte.

Stühle wurden gerückt, und Geschrei brach los, als fast alle im Raum aufsprangen und ebenfalls ihre Pistolen zogen. Ein paar der empfindsameren Bargäste brachten sich in Sicherheit.

Es war, als ob das Verteidigungsministerium gerade die höchste Alarmbereitschaft verkündet hätte und der Ausbruch der Anarchie unmittelbar bevorstünde.

Es passte irgendwie zu meiner Laune.

»Und jetzt sage ich euch, was wir tun werden«, richtete ich mich an alle Anwesenden in der Bar.

»Jeder entspannt sich, steckt seine Waffe weg und sieht zu, dass er mir aus dem Weg geht.

Ansonsten wird Biker Boy hier in naher Zukunft seine eigene Totenwache abhalten.«

»Das ist doch nur ein einziger Schlappschwanz«, kam ein Schrei aus der Menge. »Den machen wir locker fertig.«

»Ein Schlappschwanz, der eine Pistole an den Kopf eures Bosses hält«, erinnerte ich den Zwischenrufer. Ich wendete meine Aufmerksamkeit wieder dem Tätowierten zu und fragte ihn:

»Wie wollen Sie, dass es läuft? Sie scheinen mir ja eher der Partytyp zu sein. Da kommen bestimmt einige Leute zur Totenwache.«

»Nehmt eure Scheißknarren runter«, schrie der Tätowierte. »Wenn's einem von euch Arschlöchern in den Fingern jucken sollte, dann kriegt er es mit mir zu tun!«

Freundlich lächelnd, packte ich ihn an seiner Jeanskutte.

»Wir beide werden jetzt zusammen hier rausmarschieren«, erklärte ich ihm. Er war kleiner als ich, aber deutlich breiter. War gar nicht so leicht, einen brauchbaren Griff um seinen Hals anzusetzen. Ich begnügte mich damit, seinen putzigen kleinen Zopf in die linke Hand zu nehmen, und drückte die SIG unter sein Ohr. So bewegten wir uns auf die Tür zu.

Ein Mann zu meiner Rechten dachte wohl immer noch, ich wäre ein Cop. Cops warnen dich immer, bevor sie schießen. Er sprang auf mich zu und versuchte, die Pistole vom Hals des Tätowierten wegzureißen.

Aber ich bin nun mal kein Cop.

Mit einem Sidekick traf ich sein Knie. Man konnte hören, wie die Sehnen rissen, und dann hatte sein Bein ein neues, in beide Richtungen bewegliches Gelenk. Sein schmerzverzerrtes Gesicht bot ein gutes Ziel für meinen Ellenbogen. Er ging zu Boden, aber wenigstens spürte er in seinem bewusstlosen Zustand keinen Schmerz mehr.

In dem Sekundenbruchteil, den es dauerte, den Idioten flachzulegen, hatte ich mit der SIG nie das Ziel aus den Augen verloren.

»Noch jemand von euch Wichsern, der sich mit mir anlegen will?«, knurrte ich.

Sie blieben auf Distanz wie eine Meute Hyänen, die am Verhungern waren, aber zu ängstlich, dem Löwen in ihrer Mitte seine Beute streitig zu machen.

Das nahm ich zum Anlass, den Tätowierten rückwärts aus der Tür zu zerren. Draußen an der Straße standen einige tiefer gelegte und umgebaute Harley-Davidsons und andere Motorräder aufgereiht, deren Fabrikate ich nicht kannte. Ich schoss auf ein paar davon und durchlöcherte ihre Tanks mit 9mm-Geschossen. Eins ging in die Luft wie ein Space Shuttle und zog einen Feuerschweif aus brennendem Benzin hinter sich her, der die meisten anderen Maschinen in Brand setzte. Schnell zog ich den Tätowierten aus der Feuersbrunst, als die anderen Typen aus

dem Shuggie's herausströmten. So hin und her gerissen wie sie waren zwischen ihrem Wunsch, den Tätowierten zu befreien und ihre geliebten Motorräder zu retten, konnte es nur einen Sieger geben. Ich verfrachtete den Tätowierten in meinen Ford Explorer, ohne dass jemand versuchte, den Helden zu spielen.

Ich raste vom Parkplatz, bog mit quietschenden Reifen auf die Straße Richtung Osten, hatte schnell 130 Sachen drauf und gab weiter Gas.

»Scheiße, Mann«, meinte der Tätowierte vom Beifahrersitz, »du hättest nicht so weit gehen müssen, ihre Maschinen in die Luft zu jagen.«

Ich zuckte mit der Schulter. Lächelte. Das alles hatte Wunder gewirkt gegen meine schlechte Laune.

»Es musste echt aussehen, Ron. Sonst hätten sie noch gedacht, du hättest dich freiwillig als Geisel nehmen lassen.«

Ich bin kein Cop. Ich bin kein Kopfgeldjäger. Aber ich hatte nichts gegen das Geld, das ich dafür bekam, Ron Maynard rauszuholen.

Er war dankbar für den Service, er dankte mir sogar für meine Hilfe, als ich ihn an seinen Kautionsvermittler am Stadtrand von Tampa überstellte. Ich nickte ihm zu, aber die Hand gab ich ihm nicht. Schließlich war er ein Krimineller, der in der Vergangenheit viel zu vielen Menschen wehgetan hatte. Sein einziger sympathischer Wesenszug – und der Grund, weshalb ich den Job angenommen hatte, ihn rauszuholen – war sein Wunsch, diesen Lebensstil hinter sich zu lassen und als Zeuge über die Aktivitäten seiner Gang auszusagen. Seine Aussage würde einen Riesenhaufen seiner Freunde hinter Gitter bringen. Das war vielleicht nicht ganz so befriedigend, wie wenn sie auf ihren Maschinen gegessen hätten, als ich sie in die Luft jagte, aber man kann ja nicht alles haben. Mit dem Endergebnis war ich immer noch zufrieden.

Selbst in den frühen Morgenstunden fühlte sich die subtropische Hitze immer noch wie ein nasses Handtuch an, das man mir über den Kopf geklatscht hatte. Ein Zimmer mit Klimaanlage und ein bequemes Bett wären eine feine Sache, aber vorher hatte ich mich noch mit meinem Freund Jared Rington verabredet. Rink würde auf mich warten, ganz egal wie viel Uhr es war. Rink hat eine Eigentumswohnung in dem bewaldeten Gebiet nordöstlich von Temple Terrace, aber das Büro seiner Privatdetektei residiert nach wie vor in Downtown Tampa. Vor dem Büro parkte ich meinen Ford. Auf den Straßen war kaum jemand unterwegs, und der Verkehr bestand höchstens aus gelegentlich auftauchenden Streifenwagen oder Taxis. Die Jalousie an Rinks Bürofenster war heruntergelassen, und ein »Geschlossen«-Schild hing an der Tür, aber als ich am Türgriff drehte, ging sie auf.

Rink saß an seinem Computer und tippte auf der Tastatur herum, als ich eintrat und meinen Mantel ablegte. Irgendwie sah er unpassend aus an einem Schreibtisch. Er gehörte in einen Wrestling-Ring oder einen achteckigen Käfig. Wäre er dreißig Zentimeter kleiner und fünfzig Kilo leichter, hätte er ausgesehen wie der Held eines Siebziger-Jahre-Kung-Fu-Films. Das blauschwarze Haar und die schweren Augenlider hatte er von seiner japanisch-amerikanischen Mutter, während die Körpergröße und die Muskelmasse von seinem schottischen Vater stammen mussten.

»Hab 'nen Anruf bekommen, hat sich jemand für 'nen sauber ausgeführten Job bedankt.« Er zeigte mir sein Grinsen, die Zähne blitzten im gelbbraunen Gesicht weiß auf. »Natürlich werden wir ein wenig Schadensbegrenzung betreiben müssen wegen dem Wirbel, den du im Shuggie's Shack gemacht hast. Musstest du gleich das gesamte Gebäude niederbrennen?«

»Es ist abgebrannt?« Ich konnte mir das Lachen nicht verkneifen. »Macht doch nichts, war sowieso der reinste Saustall. Wahrscheinlich wird Shuggie uns noch dankbar sein.«

Wenn die Sache mit Maynard klappte, würde Shuggie's in nächster Zeit ohnehin nicht mehr so viel Kundschaft haben. Der Besitzer würde von der Versicherung mehr Geld bekommen, als der Laden wert war.

Ich zog den Umschlag, den Richard Dean mir gegeben hatte, heraus und legte ihn auf den Schreibtisch neben Rinks Computer. »Was weißt du über diesen Klienten, Rink? Mein Eindruck war, er leidet unter hochgradiger Paranoia.«

»Das ist nur so ein typischer Bürohengst, der seine Hypothek abbezahlt«, sagte Rink. Bei seinem Arkansas-Akzent musste ich immer an irgendwelche Wild-West-Helden denken. Und das passte auch, denn Rink zog seine Pistole ebenso schnell. Ihm fehlte nur der weiße Stetson.

»Und wie kommt er dann an eine solche Menge Bargeld?«

Auf der Fahrt hierher hatte ich an einer Raststätte angehalten. So wie sich Dean bei unserem Treffen verhalten hatte, war mir nicht ganz wohl bei der ganzen Angelegenheit. Als ich den Umschlag öffnete, fand ich darin ein paar Fotos und ein Bündel Bargeld – zwanzigtausend Dollar, um genau zu sein.

»Vielleicht hat er sich ein wenig an den Rücklagen für die College-Ausbildung seiner Tochter vergriffen. Ist ja nicht so, dass sie es nötig hätte.«

Ich schob das Geld auf die eine Seite und reihte daneben die fünf Fotos auf. Das Erste zeigte eine hübsche – wenn auch etwas unscheinbare – junge Frau, die in die Kamera lächelte. Sie war schlank, ihre ein wenig abstehenden Ohren wurden noch dadurch hervorgehoben, dass ihr Haar hinter den Ohren zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden war. Sie hatte nur einen Hauch Make-up aufgelegt und trug keinen Schmuck außer Goldstecker in ihren Ohren und einem feinsilierten Kruzifix an einer Kette um den Hals. Ihre Kleidung bestand aus einer konservativen blauen Strickweste über einer weißen Bluse. Richard Deans siebzehnjährige Tochter wirkte scheu und schien sich vor der Kamera nicht wohlfühlen.

Im Gegensatz dazu hätten die Fotos Nummer zwei und drei direkt von den Seiten eines Promi-Klatschmagazins stammen können. Die Frau darauf war der Typ, den man üblicherweise in den Armen eines Filmstars sah. Wäre da nicht das Kruzifix gewesen, hätte ich sie nicht gleich mit dem unsicheren jungen Mädchen auf dem ersten Bild in Verbindung gebracht. Marianne hatte sich definitiv von einem unansehnlichen Entlein zu einem strahlenden Schwan entwickelt. Die letzten beiden Bilder machten mich nachdenklich. Das Erste zeigte Marianne im Fond einer Limousine. Sie war betrunken, ihr Haar zerwühlt, die Kleidung verrutscht. Der Mann, der neben ihr saß, grinste in die Kamera, während er seine Hand unter den Saum ihres Kleides schob. Sein Gesicht hatte etwas Gemeines, er ignorierte Mariannes Versuch, seine Hand wegzuschieben. Und dann gab es da noch Foto Nummer fünf: ein überbelichtetes Brustbild aus einer Akte der Polizei von Miami.

Marianne hatte geweint. Ihr Haar war dunkel vor Schweiß und klebte an ihrer Stirn. Das über die Wangen verschmierte Mascara konnte die Blutergüsse um ihre beiden Augen nicht verdecken. Ihre Oberlippe war an zwei Stellen aufgeplatzt, und aus ihrem linken Ohrläppchen war ein Ring ausgerissen worden. Getrocknetes Blut klebte an ihrem Hals.

Am auffälligsten fand ich allerdings, dass das Kruzifix fehlte.

Am letzten Foto klebte ein Zettel. Richard Dean hatte von Hand daraufgeschrieben: »Wird das nächste Foto aus dem Obduktionsbericht des Gerichtsmediziners stammen?«

Vielleicht war diese Sorge berechtigt.

Ich erinnerte mich an seine letzten Worte und dachte darüber nach, was er von mir verlangte.

*»Bitte, Mr. Hunter. Sie müssen meine Tochter von diesem Monster befreien. Wenn das bedeuten sollte, dass Sie ihn töten müssen ... dann ... ich bezahle Ihnen alles, was Sie verlangen.«*

Als Rink und ich zusammen bei den Special Forces waren, hatten wir beide Menschen getötet. Von der Regierung sanktionierte Beseitigung von Terroristen und Bandenbossen. Ich hatte mich nie als einen Auftragskiller gesehen. Das tue ich immer noch nicht. Dass wir den Tod brachten, sah ich eher als notwendiges Übel an. Der Abschaum, den wir umlegten, hatte es verdient, und in der Regel machte es das Leben für die Unschuldigen, die unter ihrer Terrorherrschaft hatten leiden müssen, wesentlich erträglicher. Vielleicht war es ein wenig voreilig von mir, Deans Annahme, ich sei ein Auftragsmörder, von der Hand zu weisen. Es gab Menschen auf der Welt, die man töten musste: Mariannes übel zugerichtetes Gesicht war der letzte Beweis, den ich brauchte.

»Das Arschloch in der Limousine«, fragte ich, »ich nehme an, das ist Jorgenson?« Rink drehte den Computermonitor, damit ich ihn sehen konnte. Bradley Jorgenson gehörte zur Playboy-Elite, dem die Medienaufmerksamkeit in der Szene von Miami gewiss sein konnte.

»Hat er ihr das angetan?« Ich deutete auf das Polizeifoto.

»Marianne hat keine Anzeige erstattet. Sie hat bestritten, dass Jorgenson etwas damit zu tun hatte. Genau wie mehr als zwei Dutzend Partygäste, die an jenem Abend in seiner Villa waren. Als sie außer Hörweite der Polizei waren, erzählten sie natürlich etwas anderes. Sie sagten, Jorgenson hätte sie aus reinem Spaß an der Sache verprügelt. Er war sauer darüber, dass er mit irgendeinem seiner Geschäfte auf die Schnauze gefallen war. Marianne war der erste Sündenbock, den er finden konnte.«

»Aber sie kehrte dann zu ihm zurück?«

»Ich glaube nicht, dass sie eine andere Wahl hatte.«

»Das werden wir noch sehen.«

Es war eine größere Entscheidung gewesen, vor drei Monaten hierher zu ziehen. Ich hatte eine knappe Minute dafür gebraucht, darüber nachzudenken, ob ich mir ein neues Leben in der Sonne von Florida aufbauen könnte. Es hatte bedeutet, dass ich mein altes Leben in England hinter mir lassen musste, meine Exfrau, die mir immer noch wichtig war, und meine zwei Hunde Hector und Paris. Diane nahm die beiden Schäferhunde und ich den ersten Flug. Rinks Job-Angebot hatte den Ausschlag gegeben. Als wir zusammen bei den Special Forces waren, hatten wir den gleichen Rang. Zwar war Rink – zumindest dem Schild an seiner Tür nach – der Leiter der Detektei, aber wir waren immer noch gleichberechtigt. Deshalb war es auch nicht nötig, eine große Vorstandsversammlung einzuberufen, um zu entscheiden, wie wir mit der Marianne-Dean-Situation umgehen sollten. Ich drückte ein paar Tasten auf meinem Mobiltelefon.

»Mr. Dean. Sie sind immer noch wach. Das ist gut.« Ich blickte auf das Porträt seiner Tochter. Selbst auf dem überblitzten Foto stand ihr die Furcht nur zu deutlich ins Gesicht geschrieben.

»Wenn Sie mich immer noch wollen, werde ich den Auftrag übernehmen.«

Ganz egal, wie seine Antwort ausgefallen wäre, ich hätte den Job so oder so übernommen.

Sobald jemand New Orleans erwähnt, stellen sich ganz bestimmte Bilder ein. Der weltberühmte Mardi Gras Carnival. Jazzmusiker. Raddampfer, die den mächtigen Mississippi durchpflügen. Und dann gibt es die Bilder, die die Leute aus ihrem Gedächtnis löschen wollen. Hurrikan Katrina. Überflutung und Zerstörung. Die Toten und die Vertriebenen. Tausende von Familien, die alles verloren haben, als die Natur ihre aufgestaute Wut an ihnen entlud, und die immer noch in Übergangsbehausungen leben.

New Orleans ist eine hochpotente Mischung aus Spektakel und Zerstörung. Magie und Chaos. Wunder und Verzweiflung.

Es würde einem schwerfallen, sich ein menschliches Äquivalent dieser Stadt auszudenken, ein Gesicht, das sie repräsentierte. Und schon gar nicht würde einem das Gesicht von Dantalion dazu einfallen. Aber seiner eigenen Einschätzung nach war er es, der das Wesen dieser widersprüchlichen Stadt voller Verzauberung und Leid verkörperte.

Rein äußerlich – und dem stimmte er durchaus zu – gab er kein besonders gutes Bild ab. Manche würden sogar sagen, dass seine ungesunde Gesichtsfarbe und sein ausgemergelter Körper von Krankheit und Verfall zeugten. Anfangs gingen ihm die Leute aus dem Weg, aber irgendwann kamen sie zu ihm, wenn er es wünschte. Sie unterwarfen sich seinem Willen und taten, was er von ihnen verlangte. Er hatte diese Macht über sie. Das war seine Gabe.

Diese Gabe hatte ihn zum Meister seines Fachs gemacht.

Deshalb war er so begehrt, wenn gewisse Leute das Bedürfnis hatten, andere Leute tot zu sehen. Und heute hatte er ein Treffen mit *gewissen Leuten*.

Nicht in seiner Geburtsstadt New Orleans, sondern viel weiter im Osten, in Miami. Es hatte sich bei gewissen Leuten herumgesprochen, dass er in der Stadt und verfügbar war. Er hatte eine verschlüsselte Botschaft auf seinem Blackberry erhalten, in der um ein Treffen gebeten wurde. Deshalb saß er jetzt auf einer Bank im Bayside Park und blickte auf die Biscayne Bay. Ganz in der Nähe wälzte sich auf den MacArthur und Venetian Causeways der Verkehr über das urlaubsprospektblaue Wasser hinweg zur Insel, wo das weltberühmte Miami Beach lag. Den Mildred and Claude Pepper Fountain konnte er gerade noch so durch die Bäume sehen, und zu seiner Linken konnte er die Miami Queen an ihrem dauerhaften Ankerplatz ausmachen, angeblich eine der unvergesslichen Attraktionen Miamis. Dodge Island lag geduckt im Wasser. Bleich im Kontrast zum türkisen Meer, wirkte die Insel wie ein großer weißer Wal, gestrandet in einer flachen Bucht. Die Industriegebäude und Lagerhäuser waren die Seepocken auf seinem Rücken.

Er war nicht hier, um die Sehenswürdigkeiten zu begutachten. Er war kein Tourist. Aber so musste er jedem vorkommen, der zufällig vorbeispazierte. Seine blasse Haut vertrug offensichtlich nicht viel Sonne, deshalb konnte man ihm den breitkremigen Hut und die dunkle Brille nachsehen. Sein bauschiger weißer Mantel, der an die Kluft eines mittelalterlichen Mönchs erinnerte, mochte auf den ersten Blick etwas seltsam wirken – aber nicht, wenn man ihn mit den Verkleidungen der übrigen Touristen verglich.

Hinter der Sonnenbrille verbargen sich seine aufmerksamen blassblauen Augen. Das helle Licht hier am Meer bereitete ihm Schmerzen, aber er musste die Augen offen halten. Manchmal wünschten sich gewisse Leute, dass auch *er* tot wäre.

Eine Gruppe von drei Männern kam vom Einkaufszentrum neben La Marina de Miami in seine Richtung. Ein dunkelhaariger, dauergebräunter Mann im cremefarbenen Leinenanzug entfernte sich von den anderen beiden und steuerte direkt auf Dantalion zu. Diese zwei, an deren

ausgebeulten Jacketts unschwer zu erkennen war, was sie darunter trugen, taten so, als ob sie die Bronzestatue von Christoph Kolumbus bewunderten. Dabei ließen sie den Mann auf der Bank nicht aus den Augen.

Mit einem Blick nach rechts entdeckte Dantalion zwei weitere Männer auf dem Parkplatz des Bayside-Park-Amphitheaters. Der Bühne dort schienen sie kein großes Interesse entgegenzubringen, sie hatten genug damit zu tun, ihn zu beobachten. Vielleicht gab es dort noch mehr, aber diese Männer reichten Dantalion fürs Erste. Unauffällig schob er eine Hand unter den weiten Mantel und tat so, als ob er sich am Oberschenkel kratzte. Er knöpfte das Holster auf, in dem er seine Beretta 92 Halbautomatik trug. Sie verfeuerte siebzehn 9mm-Geschosse so schnell, wie er nur den Abzug streicheln konnte. Für die fünf Männer würde es reichen – und dann hätte er immer noch Kapazitäten frei.

Der gebräunte Mann setzte sich neben ihn auf die Bank. Es gab kein Vorgeplänkel. Keine Überprüfung der Identität, beide Männer wussten, mit wem sie es zu tun hatten.

»Ich kümmere mich persönlich darum, dass Ihre Instruktionen befolgt werden. Die Information, die Sie brauchen, befindet sich bereits dort, wo Sie sie haben wollten«, sagte der Mann. Er wischte einen Fussel von seinem Anzug. »Im Gegenzug benötige ich etwas von Ihnen.«

»Ich weiß, was Sie von mir wollen.« Dantalions Stimme ging über ein Flüstern nicht hinaus. Er hatte das nicht einstudiert, es war lediglich die Folge seiner schwachen Gene. Seine Stimme klang säuselnd – nicht weibisch, eher androgyn, wie die eines präpubertären Kindes vor dem Stimmbruch. Seine Cajun-Herkunft hörte man ihm nicht an. »Die Bestätigung. Nun, eine Zielperson wurde eliminiert. Die anderen werden bald folgen.«

»Eher früher als später wäre mir recht«, sagte der Mann.

»Sie haben die Wahl«, stellte Dantalion fest. »Wenn Sie lediglich wollen, dass diese Leute sterben, dann könnten Sie ihnen ja auch Ihre Bluthunde auf den Hals hetzen.« Er nickte in Richtung der beiden am Amphitheater, um seinen Klienten wissen zu lassen, dass sie ihm nicht entgangen waren. »Oder Sie zeigen Geduld und gestatten mir, das zu tun, *was ich am besten kann*.«

»Man darf die Morde nicht zu mir zurückverfolgen können«, sagte der Mann.

»Also haben Sie sich für mich entschieden?« Dantalion nickte bedächtig. Er drehte sich zu dem Mann und legte eine Hand auf dessen Handgelenk. Er sah, wie sich ein Schaudern den Arm hoch bis ins Gesicht des Mannes vorarbeitete. Dantalion lächelte sanft und zog langsam seine Finger zurück. Wenn er sie berührte, rief das bei den meisten Leuten diese Reaktion hervor. Es musste wohl mit seiner schuppigen Haut und den dicken, vergilbten Fingernägeln zu tun haben.

»Sie kennen meine Geschäftsbedingungen?«, fragte Dantalion.

»Sie werden im Voraus bezahlt. Man vertraut darauf, dass Sie den Job erledigen ... Damit habe ich kein Problem.«

Dantalions Kichern hörte sich an wie das Flüstern von Fledermausschwingen in der Nacht.

»Diese Bedingungen meinte ich nicht.«

Der Klient wurde blass, sein Bräune aschfahl. Er schaute zu den beiden Männern rüber, die immer noch Kolumbus Gesellschaft leisteten. Dann senkte er den Blick auf seine im Schoß gefalteten Hände. »Neben den vereinbarten Zielpersonen haben Sie das Recht zu entscheiden, wie viele weitere Personen sterben. Ja, das habe ich verstanden. Es liegt bei Ihnen.«

»Richtig«, stimmte Dantalion zu, »es liegt bei mir. Aber keine Sorge, ich berechne keine Extragebühr für eine besonders hohe Zahl an Todesopfern. Es reicht mir völlig, wenn mir meine Arbeit Spaß macht.«

»Stellen Sie einfach nur sicher, dass die Toten nicht zu mir zurückverfolgt werden können.«

»Ich dachte, Sie vertrauen mir?«

»Das tue ich. Ihre Bilanz ist makellos. Nur ...« Er hüstelte. »Sie können es mir nicht

übelnehmen, dass ich nervös bin.«

»Aber, aber, es gibt doch gar keinen Grund, nervös zu sein, oder?« Dantalion lächelte und zeigte dem Klienten seine karamellfarbenen Zähne. Er zog seine Sonnenbrille etwas herunter, damit er dem Mann in die Augen sehen konnte. »Es ist ja schließlich nicht so, dass ich hinter *Ihnen* her wäre.«

Hastig stand der Klient auf. Er schwankte und schaute auf den Killer auf der Parkbank hinunter. Sein Blick sagte alles.

»Bitte«, lachte Dantalion, »setzen Sie sich. Ich mache doch nur Witze.«

»Sie sehen nicht aus wie jemand, der Witze macht«, sagte der Klient. Er setzte sich nicht wieder hin. Sein Blick suchte Dantalion's Hand, die unter dem Mantel verschwunden war.

Mit schwungvoller Geste zog der Killer seine Hand heraus. Der Klient zuckte zusammen, dann sah er, was Dantalion in der Hand hielt: ein Buch, das an einer silbernen Kette hing. Mit dem Daumen schnippte Dantalion das Buch auf. Er durchblätterte einige Seiten. Sie waren voller Zahlenreihen.

»Sie sind alle hier aufgeführt«, erklärte Dantalion. »Die Namen in Nummern umgewandelt. Jede Zahl steht für eine Person, die ich getötet habe. Wissen Sie, wie viele das sind in dem Buch?« Der Klient erstarrte, er schüttelte den Kopf.

Dantalion unterließ es, ihn aufzuklären. Die Vielzahl handbeschriebener Seiten sollte für sich sprechen.

»Ich bin immer noch auf freiem Fuß«, sagte Dantalion. »Keinem meiner Klienten konnte bisher eine Verbindung zu meiner Arbeit nachgewiesen werden. Sind *Sie* damit glücklich?«

»Ich bin glücklich«, sagte der Klient. Er schob die Hände in die Taschen seines Leinenjacketts und krampfte seine verschwitzten Finger in den Stoff. Vorsichtig trat er einen Schritt zurück. Er sah sich nach den Männern bei der Statue um.

»Die Alternative ist, dass ich jetzt gehe«, bot Dantalion an. »Das hat allerdings den Nachteil, dass ... na ja, Sie haben mich gesehen. Sie können mich identifizieren. Wenn Sie nicht glücklich sind, dann sollten Sie jetzt am besten Ihre Bluthunde auf mich hetzen.«

Draußen in der Biscayne Bay glitt ein Speedboat vorbei und ließ eine phosphoreszierende Gischt hinter sich. Musik aus dem nahe gelegenen Hard-Rock-Café lag in der Luft. Spazierende Pärchen unterhielten sich leise. Der Springbrunnen begann unter den verzückten Beifallsbekundungen der versammelten Touristen zum Leben zu erwachen. Es war eine seltsame Kulisse für das kleine Machtspiel, das Dantalion gerade angezettelt hatte.

Schließlich drehte sich der Klient um und ging davon. Über die Schulter sagte er: »Ich verstehe Ihre Geschäftsbedingungen, und ich vertraue Ihnen. Ich bin glücklich, okay?«

»Okay«, sagte Dantalion. »Dann bin auch ich glücklich.«

Der Handel war abgeschlossen, er stand auf. Er glättete den langen Mantel über seinem mageren Körper und rückte den Hut zurecht. Er drehte sich zu den beiden Männern beim Amphitheater. Sie beobachteten ihn mit verbissenen Gesichtern. Dantalion lupfte den Hut – damit sie es wussten.

Es war heiß in Miami. Aber das war okay. Ich genoss die Sonne auf meinem Gesicht und machte das Beste aus der sich bietenden Gelegenheit zum Sightseeing. Bei früheren Besuchen in Miami war ich, kaum aus dem Flugzeug, sofort irgendwo anders hin weitergeflogen. Ich rauschte mit meinem Ford Explorer über den Causeway, hatte die Klimaanlage voll aufgedreht, und eine John-Lee-Hooker-CD tönnte aus den Surround-Lautsprechern. Für meine Vorstellung war das schon ziemlich cool.

Die Interstate 195 verbindet Miami Beach mit dem Festland. Als Hauptverbindung zur Insel überquert sie die Biscayne Bay, und zu dieser Tageszeit war sie in beiden Fahrtrichtungen relativ frei von Verkehr. Obwohl manche Leute von Miami und Miami Beach im gleichen Atemzug sprechen, ist Miami Beach eine eigenständige Stadt und gehört zu Dade County. Ich war auf dem Weg nach South Beach – auch das war nicht nur ein Strand, sondern ein ausufernder Stadtteil –, einer Gegend, die heutzutage als ziemlich wohlhabend angesehen wird. Bevor es von dem Ruhm profitierte, den ihm die Fernsehserie *Miami Vice* einbrachte, hatte auch South Beach unter dem Verfall der Innenstädte gelitten, doch heute war es eins der reichsten Gewerbegebiete. Ich wusste, dass das nur Fassade war: In SoBe, wie man es nannte, waren Armut und Verbrechen immer noch nur einen Arschtritt entfernt.

Ich nahm die Washington Avenue durch die Stadt und folgte ihr nach Süden, bis ich den Portofino Tower sah, ein prächtiges terrakottafarbenes Bauwerk, von dem mir Rink schon erzählt hatte. Dort bog ich nach Westen ab, zurück zum Yachthafen mit Blick auf Baker Island. Nach Baker Island führt keine Straße – die Reichen und Berühmten hängen an ihrer Privatsphäre. Man kam nur per Boot oder Helikopter hinüber.

Früher gehörte die gesamte Insel den Vanderbilts, aber nachdem sie in den sechziger Jahren verkauft worden war, hatte man über zweihundert Häuser auf der künstlichen Landaufschüttung errichtet. Baker Island ist den Superreichen vorbehalten und galt einstmals neben dem nahe gelegenen Fisher Island als der Ort mit dem höchsten Pro-Kopf-Einkommen in den USA.

Vielleicht war es sogar immer noch so. Der nördliche Teil der Insel war kaum besiedelt, aber im Südwesten häuften sich die luxuriösen Villen. Dort hoffte ich Marianne Dean zu finden.

Nach der Überfahrt mit einem Wassertaxi kam ich inmitten einer Gruppe kichernder Teenager auf der Insel an. Das war ganz praktisch, denn zur Gruppe gehörten einige Bodyguards. Unter den Männern mit den ernstesten Gesichtern, die mich beäugten, als stelle ich eine Bedrohung ihrer Weiterbeschäftigung dar, fiel ich nicht so sehr auf. Sobald ich wieder festen Boden unter den Füßen hatte, mietete ich mir ein Gefährt, das aussah wie ein Strandbuggy, und fuhr damit das kurze Stück bis zu einem weiteren Yachthafen an der Südwestküste. Dort traf ich mich mit einer jungen Dame namens Tiffany, einer Maklerin, von der ich die Schlüssel zu der Wohnung erhielt, die ich gemietet hatte. Die Miete für eine Woche verschlang einen beträchtlichen Teil der zwanzigtausend Dollar, mit denen mich Richard Dean versorgt hatte, aber ich war schließlich nicht wegen des Geldes hier.

Vom Balkon der Wohnung aus blickte ich auf einen kreisrunden Swimmingpool, von dem man wiederum einen palmengesäumten Garten und den Yachthafen überblicken konnte. Yachten und Motorboote schienen hier das bevorzugte Fortbewegungsmittel zu sein.

Zu meiner Linken befand sich das Haus, das Jorgenson für den Sommer gemietet hatte. Seinen Hauptwohnsitz hatte er ein Stück die Küste hoch auf Neptune Island, und sein Boot lag in Puerto Banus in der Nähe von Marbella, Spanien, aber hier bot sich mir die beste Gelegenheit, Marianne aus seinen Klauen zu befreien.

Ich war hier vorerst auf Erkundungsmission. Rink würde später zu mir stoßen, nachdem er in Tampa etwas in eigener Sache geregelt hatte. Mit Sonnenbrille, einem kurzärmeligen Baumwollhemd und Bermudas richtete ich mich auf dem Balkon ein. Ein Blick über das Geländer, und ich konnte wunderschöne Frauen in Bikinis beobachten, die nebenan im Pool plantschten. Der Liegestuhl war bequem und das Bier kalt. So eine Observierung ist immer entsetzlich langweilig, aber einer musste es ja tun.

Bis die Sonne unterzugehen begann, waren die Badenixen verschwunden und mein Bier warm geworden. Selbst der erstklassige Liegestuhl fühlte sich mittlerweile wie ein Folterwerkzeug an. Der Sonnenuntergang entschädigte mich allerdings für meine Pein. Es war atemberaubend, wie Miami City und Biscayne Bay in bronzen-goldenes Licht getaucht Feuer fingen.

Und als die Sonne unterging, hatte dann – wie ein Vampir aus einer alten Sage – auch noch Jorgenson seinen ersten Auftritt.

Im cremefarbenen Leinenanzug, sein rötliches Haar zurückgegelt und mit einem Mobiltelefon am Ohr spazierte er über den gekachelten Bereich neben seinem Pool. Das Wasser wirkte wie ein Spiegel und reflektierte sein niedergeschlagenes Gesicht. Bradley schien nicht sehr glücklich zu sein.

»Ich hab's dir schon mal gesagt«, knurrte er in sein Telefon. »Ein ums andere Mal. Nein! Wann geht das eigentlich in dein beschissenes Spatzenhirn?«

Die Person am anderen Ende musste ein Anliegen vorgetragen haben. Beim Zuhören kaute Jorgenson auf seiner Unterlippe, und selbst von meinem entfernten Aussichtspunkt konnte ich seinen rasselnden Atem hören.

»Weißt du, was ich mit dir machen sollte?«, schrie Jorgenson plötzlich. »Ich sollte dafür sorgen, dass du ...« Seine Stimme wurde leiser und sein Blick nervös, als er sich nach ungebetenen Mithörern umschaute. Seine dunklen Augen blitzten in meine Richtung, aber ich war schon ein Stück zurückgewichen, er konnte mich nicht sehen. Die nächsten Worte flüsterte er, ich konnte nicht mehr verstehen, was er sagte. Aber ich hörte, wie er sein Telefon zuklappte, gefolgt vom Klappern seiner Lederabsätze, als er nach drinnen eilte. Danach folgte noch mehr Geschrei, aber gedämpft, der Aufschlag eines schweren Gegenstands, und – da war ich mir ziemlich sicher – dann weinte eine Frau.

Mein Entschluss war bereits gefasst, aber die Worte und Taten des Mannes bestätigten noch einmal, was ich bereits wusste. Jorgenson war jemand, der seine Wut an Schwächeren ausließ. Und jeder, der Joe Hunter kennt, weiß, dass ich solche Menschen nicht ausstehen kann.

Mein Plan ging noch nicht darüber hinaus, zu seiner Eingangstür zu gehen und zu klingeln, aber in diesem Moment hatte ich das dringende Bedürfnis, etwas zu tun. Wenn der Zorn in mir hochstieg, dann endete es meist damit, dass ich gewalttätig wurde. In der Vergangenheit hatte Rink mir öfter vorgeworfen, dass die Gewalt mir einen Kick verschaffen würde. Aber das stimmt nicht. Ich will nur meine Ruhe. Das Problem ist, ich will, dass alle ihre Ruhe haben, und wenn das bedeutet, dass ich den Typen die Schädel einschlagen muss, die für all den Dreck in der Welt verantwortlich sind, dann soll es halt so sein. Als Soldat in der Terrorismusbekämpfung hatten andere meine Ziele ausgewählt. Nun, da ich frei war, zu tun und zu lassen, was ich wollte, konnte ich mir selbst aussuchen, wem der Schrank geradegerückt werden musste. Und ich hatte entschieden, dass Bradley Jorgenson mal über ein oder zwei Dinge aufgeklärt werden musste. Trotz allen Glours und Reichtums musste Marianne Dean sehr unglücklich sein. Ich hatte es schon früher ein ums andere Mal erlebt: eine Frau, die alles aufgibt für den Mann, den sie liebt. Sie wird die Schläge und die Erniedrigungen einstecken, sich nicht um Hilfe bemühen, weil *er sie trotz allem liebt*. Also musste die Schuld bei ihr selbst liegen.

Häusliche Gewalt ist ein Fluch unserer Gesellschaft. Meistens bleibt sie im Verborgenen, aber selbst wenn eine Frau den Mut hat, an die Öffentlichkeit zu gehen, und berichtet, was hinter

verschlossenen Türen vorgeht, wird oft genug mit dem Finger auf sie gezeigt und ihr die Schuld gegeben. Was hat sie bloß mit ihrem Mann angestellt, dass er dazu getrieben wird, ihr wehzutun? Wahrscheinlich hat sie bekommen, was sie verdient!

Aber das war nicht meine Denkweise.

So wie ich es sehe, sind Männer, die Frauen schlagen, kaum weniger verachtenswert als jene, die sich an Kindern vergreifen. Manchmal gibt es gar keinen Unterschied zwischen den beiden.

Marianne mochte zu einer hübschen jungen Frau herangewachsen sein, aber zugleich war sie immer noch das scheue Kind auf dem Schulporträt von vor weniger als einem Jahr.

Wahrscheinlich würde sie es nicht gerne hören, aber für mich war Marianne immer noch ein Baby. Mit einem Mal konnte ich die Wut ihres Vaters verstehen, seinen Wunsch, Jorgenson tot zu sehen.

In der Vergangenheit sind mir viele Dinge vorgeworfen worden. Manche Menschen haben mich der Selbstjustiz bezichtigt. Ist schon recht, damit kann ich leben. Aber ich sehe das anders. Ich möchte eher als jemand wahrgenommen werden, der helfen kann. Wenn das Gesetz mit all seiner Macht nicht mehr imstande ist, etwas auszurichten, dann trete ich auf den Plan. Ich nehme das Gesetz nicht selbst in die Hand. Höchstens dann, wenn sich das Gesetz nicht mehr bis zu dem erstreckt, was gelegentlich vonnöten ist.

Was mich in jenem Moment davon abhielt, mich Jorgenson zu nähern, war die unbestreitbare Tatsache, dass ich Marianne immer noch nicht gesehen hatte. Ich konnte nicht mit Bestimmtheit sagen, ob sie sich überhaupt im Haus aufhielt. Wenn ich jetzt bei ihrem gewalttätigen Schönling vorstellig wurde, konnte das zur Folge haben, dass ich sie nie mehr wiedersehen würde.

Besser abwarten.

Es würde die Zeit kommen, dieses Haus zu betreten, aber später, im Schutze der Dunkelheit und mit Rink als Rückendeckung.

Ungeachtet seines plötzlichen Aufstiegs zum Mitglied von Floridas gesellschaftlicher Elite gehörte Jorgenson schon in dritter Generation zu den Vermögenden. Sein Großvater war gegen Ende der fünfziger Jahre aus Europa gekommen. Er hatte eine Arzneimittelvertriebsfirma gegründet, die im Wirtschaftsboom nach dem Zweiten Weltkrieg so richtig aufblühte. Die Kriege in Korea und Vietnam schadeten seinem Geschäft auch nicht gerade und führten dazu, dass Jorgensons Vater an der Spitze eines Industriezweigs stand, der von Verträgen mit dem Militär profitierte, von der Operation Desert Storm und in jüngerer Zeit von den Einsätzen in Irak und Afghanistan. Nachdem sein Vater gesundheitliche Probleme bekommen hatte, stand Jorgenson nun bereit, die Zügel zu übernehmen. Er war das kommende Gesicht des Unternehmens im 21. Jahrhundert.

Meine Sorge war – und das hatte wahrscheinlich damit zu tun, dass ich Zweifel an der Aufrichtigkeit seines Charakters hegte –, dass er einen Lebensstil pflegte, den man normalerweise mit andern pharmazeutischen Mitteln assoziiert. Mit solchen, die nicht per Rezept verschrieben werden.

Aber nach diesen Regeln konnte man auch zu zweit spielen. Mit welchen Medikamenten er auch handelte, ich hatte mein eigenes Schmerzmittel.

Ich griff nach meiner SIG Sauer.

Als Kind des Mississippi-Deltas war Dantalion aufgewachsen mit den Mythen und Legenden über von Geistern heimgesuchte Sümpfe und die magischen Zeremonien der Voodoo-Hohepriesterinnen. Lousianas Voodoo, Haitis Vodou oder der westafrikanische Vodun, sie alle hatten die rege Fantasie eines Jungen angesprochen, der zu viel Freizeit hatte. Von früher Kindheit an hatte er sich auf die Geschichten von Zaubersprüchen, lebenden Toten und Opferritualen gestürzt. Aber in seinen Teenagerjahren ließ er den ganzen Nonsens hinter sich. Er begann andere Legenden zu studieren, im Besonderen eine Geschichte, die jeder kennt, auch wenn die Auffassung der meisten Menschen vom Sündenfall geprägt war von dem Dogma, das die Kirche predigte.

Wie konnte dieser leicht zu beeindruckende Junge nicht an Engel glauben, wo doch seine Alabasterhaut und seine eisblauen Augen ihn aus der Masse all der menschlichen Herdentiere heraushoben? Er erinnerte sich noch daran, wie seine Mutter ihm ins Ohr säuselte, dass er ihr kleiner Engel war. Das waren schöne Erinnerungen. Dann kamen die Schläger in der Schule, die ihn auszogen, um nachzusehen, ob seine Flügel zu Stümpfen abgeschnitten worden waren, und die ihm dann die Scheiße aus dem Leib prügelten, als sich ihre Annahme als falsch herausstellte. Aber auch das war eine schöne Erinnerung, denn es hatte ihn davon überzeugt, dass er besser war als sie. Hatte ihn dazu ermutigt, sich mit der Realität abzufinden. Gefallene Engel hatten keine Flügel. Sie wurden ihnen vom Rücken gesengt, als Gott sie in die Flammen der Hölle verbannte. Im gedämpften Licht seines Hotels im SoBe-Distrikt von Miami Beach grämte sich Dantalion nicht weiter über die Blicke, die er Tag für Tag aushalten musste. Zwar respektierten die Menschen in diesen aufgeklärten Zeiten eher die Gefühle anderer. Dennoch konnten sich die Leute, die auf der Straße an ihm vorbeiging, eines unfreiwilligen Hinschauens nicht erwehren. Sie versuchten ihn mit Blicken zu durchdringen, herauszufinden, was zur Hölle *das denn für einer war*.

Seine Krankheit interessierte sie nicht. Die meisten nahmen an, er sei ein Albino, aber das war nicht der Fall. Vitiligo ist eine chronische Hauterkrankung, die sich in pigmentfreien Flecken zeigt. In der Regel fehlt Menschen mit Vitiligo der Farbstoff Melanin in der Epidermis, was zur Ausbildung von milchig weißen oder kreideweißen Flecken führt. In Extremfällen – wie bei Dantalion – sind auch das Haar und die Netzhaut der Augen betroffen. Es gibt verschiedene Behandlungsmethoden, aber in den Fällen, bei denen mehr als die Hälfte des Körpers von der Pigmentstörung befallen ist, trägt man ein Bleichmittel namens Monobenzon auf die gesunden Stellen auf, um sie den befallenen Hautpartien anzugleichen. Das beeinträchtigt zwar in der Regel nicht die Gesundheit, die Haut kann allerdings empfindlicher gegenüber Sonneneinstrahlung werden. Gelegentlich tritt als Nebenwirkung eine Dermatitis auf. Solange er seine Haut bedeckte, bestand keine Gefahr, und zum Glück waren es nur Flecken auf seinen Händen und im Gesicht, auf die er Hydrocortison-Salbe auftragen musste. Die Einnahme von Immunsuppressiva war eine notwendige Vorsichtsmaßnahme, jedoch wäre er gerne ohne die möglichen gefährlichen Auswirkungen, die sie auf seine Knochendichte hatten, ausgekommen.

Aber in seinem Zimmer, mit dem Dimmer auf der niedrigsten Stufe, kam er zur Ruhe. Er hatte den Oberkörper freigemacht, der im Dunklen fast zu fluoreszieren schien. Seine Sonnenbrille hatte er zur Seite gelegt, damit er sehen konnte, was er in sein Buch schrieb.

Er musste Menschen töten.

Er vertraute auf seine Fähigkeiten.

Wenn er sich dafür entschied zu töten, dann gab es nur ein Ergebnis.

Er war so zuversichtlich, dass er bereits die Nummern vergeben hatte. Zwei neue Zahlen schrieb er auf. Natürlich war das erst der Anfang. Wenn ihm danach war, konnte er jederzeit weitere Nummern hinzufügen.

Als ich beobachtete, wie die Boote in den Yachthafen einliefen, wurde mir umso mehr bewusst, dass wir nicht weiterkamen. Der Adrenalinrausch von vorhin hatte nachgelassen, und mir wurde langsam etwas flau. Bier auf nüchternen Magen zu trinken war mit Sicherheit auch nicht gerade die beste Idee, die ich jemals hatte. Soweit ich wusste, gab es kein öffentliches Restaurant auf der Insel, und ich hatte richtigen Kohldampf.

Rink musste bald auftauchen, also schickte ich ihm eine SMS, dass er einen Abstecher zum nächsten Fast-Food-Schuppen machen und mir was Ordentliches mitbringen solle. Er schrieb zurück: »DU KRIEGST NE WAMPE.« Also antwortete ich: »LIEBER NEN CHEESEBURGER.«

Ich erwähnte ja bereits, dass Observierungen stinklangweilig sind.

Es passierte nichts. Ich kehrte zu meinem Liegestuhl zurück und beobachtete das Grundstück nebenan. Drinnen waren sie zur Ruhe gekommen, aber ich wusste, dass Jorgenson noch nicht gegangen war. Seine Privatyacht lag immer noch an der Halbinsel vor Anker, die sich direkt von seinem Garten bis zur Meeröffnung des Hafens erstreckte. Da ich annahm, dass Marianne bei ihm war, war hier zu sitzen und abzuwarten das Sinnvollste, was ich tun konnte. Um die Zeit totzuschlagen, holte ich meine SIG Sauer heraus und zerlegte und reinigte sie bereits zum vierten Mal an diesem Abend.

Als das erledigt war, ging ich nach drinnen, schlüpfte aus meinen Shorts und zog eine schwarze Jeans und einen Pullover an. Meine Stiefel trug ich auf den Balkon und zog sie an, während ich den Poolbereich von Jorgensons Grundstück im Auge behielt. Ich war nur ein paar Sekunden drinnen gewesen, aber in der Zeit hatte sich etwas getan. Eine Frau lief mit vor der Brust verschränkten Armen durch den Garten. Ihr hellbraunes Haar hatte sie zu einem Knoten hochgesteckt. In hellblauer Strickjacke und Jeans sah sie aus wie das Mädchen auf dem Schulfoto. Zwar konnte ich ihr Gesicht nicht sehen, aber ich war mir ziemlich sicher, dass es sich um Marianne Dean handelte.

Sie schien in Gedanken versunken und summt leise vor sich hin. War es ein trauriges Lied? Schnell zog ich mich in die Wohnung zurück und hastete zwei Schritte auf einmal die Treppe ins untere Stockwerk hinunter. Ich trat nonchalant hinaus in den Garten und pfiif laut vor mich hin, als sei ich mir der Frau auf der anderen Seite der palmengesäumten Grundstücksbegrenzung gar nicht bewusst. Mit einem Netz in der Hand ging ich zum Swimmingpool und begann Insekten und nichtexistente Blätter von der Wasseroberfläche zu fischen. Ich wusste, dass die Frau mich gehört haben musste und dass sie mich nun zwischen den Palmwedeln heraus beobachtete. Ich erhielt mein Theater lange genug aufrecht, dass es echt aussah, dann drehte ich mich zur Seite, um das Netz in den Garten auszuschütten. Mit weit aufgerissenen Augen trat ich einen Schritt zurück und sagte: »Oh! Entschuldigung. Hab Sie gar nicht gesehen. Ich hoffe, mein Pfeifen hat Sie nicht gestört?«

Marianne wirkte amüsiert. Sie schüttelte den Kopf. »Ich wusste gar nicht, dass wir Nachbarn haben«, sagte sie. »Vielleicht sollten eher wir uns wegen des Lärms entschuldigen.«

Ich trat einen Schritt vor, so dass ich mich zwischen den Palmen hindurch vorbeugen konnte, und zeigte ihr mein entwaffnendes Lächeln. In ihrem Gesicht konnte ich keine Spuren entdecken, dass Bradley sich wieder an ihr vergangen hatte. »Bin eben erst angekommen. Ich habe nichts gehört.«

Sie biss sich kurz auf die Lippe. Ich fragte mich, was ihr wohl gerade durch den Kopf gegangen sein mochte. »Ich hatte vorhin ein paar Freundinnen zu Besuch. Ziemlich unreife Gören, fürchte

ich. Wir mussten sie nach Hause schicken, bevor sie noch dafür sorgten, dass wir von der Insel fliegen.«

Ich nickte zustimmend und sagte: »Wunderschön hier, oder? Ich wünschte, ich könnte die ganze Zeit hier leben.«

»Ja«, sagte sie. Ihre Gesichtszüge entspannten sich.

»Ich bin nur ein paar Tage hier«, erklärte ich ihr. »Das ganze Jahr über könnte ich mir das gar nicht leisten. Sosehr ich mir das auch wünschen würde. Wie steht's mit Ihnen? Gehört das Haus Ihren Eltern?«

»Nein«, sagte sie, erklärte sich aber nicht weiter. Eine oder zwei unangenehme Sekunden des Schweigens folgten. Um sie zu überbrücken, streckte ich die Hand aus. »Entschuldigung, das war sehr unhöflich von mir. Ich heiße Joe.«

Sie hatte ihre Arme immer noch fest vor der Brust verschränkt, und es sah nicht danach aus, als ob sie meine freundschaftlich ausgestreckte Hand annehmen würde. Ihr Blick wanderte zurück zum Haus. Aber dann beugte sie sich vor und schüttelte sanft meine Hand.

»Mari«, sagte sie. »Mein Name ist Mari.«

»Schön, Sie kennenzulernen, Mari«, sagte ich. Mari, nicht Marianne. Das kleine Mädchen war erwachsen geworden und beanspruchte nun ihren Platz in der Welt, suchte nach Individualität.

»Hatten Sie vor, schwimmen zu gehen?«, fragte sie mich. Sie wusste nicht so recht, was sie sagen sollte, und das schien das Erste zu sein, was ihr in den Kopf gekommen war. Sie nickte zum Pool hin und startete auf das Netz, das ich immer noch in der Hand hielt.

»Nein, jetzt eigentlich noch nicht. Hören Sie«, sagte ich, »ich wollte Sie nicht stören. Ich habe Ihre Zeit schon lange genug in Anspruch genommen.«

»Das ist schon okay«, antwortete sie. »Es ist ja nicht so, dass ich gerade etwas Wichtiges gemacht hätte. Nur so ein bisschen ... nachgedacht.«

»Trotzdem habe ich Sie davon abgehalten.«

Sie winkte ab.

»Ist nicht so wichtig«, meinte sie. Aber ihre Arme wanderten wieder zurück vor ihre Brust. Ihre Körpersprache war defensiv.

»Kann ich Ihnen irgendwie helfen?«

Sie sah mich seltsam an. Dann öffnete sie langsam den Mund: »Nein.«

Ich nickte und sagte ihr: »Wenn mal was ist, wissen Sie, wo Sie mich finden. Sie müssen es nur sagen. Ich kann Ihnen helfen, Marianne.«

Jetzt spiegelte sich Verwirrung auf ihrem Gesicht. Es war mir nicht einfach so rausgerutscht, ich hatte sie mit voller Absicht mit ihrem Geburtsnamen angesprochen, und das hatte sie bemerkt. Sie mochte in der Vergangenheit ein paar schlechte Entscheidungen getroffen haben, aber dumm war sie nicht.

»Wer sind Sie, Joe?«

Ich schaute ihr in die Augen, versuchte Ehrlichkeit auszustrahlen und versprach ihr: »Ich bin jemand, der Ihnen helfen kann.«

Marianne zögerte. Furcht blitzte in ihren Gesichtszügen auf, wurde aber sofort von etwas abgelöst, das zu sehr nach Wut aussah, als dass man es ignorieren konnte. Sie öffnete den Mund, um etwas zu sagen, brachte aber kein Wort heraus. Bevor die Situation eskalieren konnte, trat ich zurück und schwenkte wieder mein Netz. »Na ja«, sagte ich, »ich mach mich mal besser wieder an die Arbeit und lasse Sie weiter nachdenken.«

Ein Geräusch drang herüber von Jorgensons Haus. Schwere Schritte auf der gekachelten Pooleinfassung. »Mari? Sind Sie da draußen?«

Ich erkannte einen kräftig gebauten Typen im dunklen Anzug. Er hatte einen gewaltigen Bauch, der ihm über den Hosensbund lappte. Dicke Speckrollen hingen an seinen Wangen und beulten

sich dort, wo sein rasierter Schädel in den Hals übergang. Er sah aus wie ein aus dem Leim gegangener Schwergewichtsboxer. Er schaute kurz zu mir herüber. Dann wieder zurück zu Marianne. »Alles in Ordnung, Miss Dean?«

Mari blickte kurz zu mir, dann sagte sie. »Ja. Natürlich. Ich sage nur unserem neuen Nachbarn Hallo.«

Der fette Typ – zweifellos ein Leibwächter – schielte zu mir herüber. Ich nickte ihm einen Gruß zu, den er ohne größeren Enthusiasmus erwiderte. Zu Marianne sagte er: »Besser, Sie kommen jetzt rein, Mari. Mr. Jorgenson sucht Sie schon.«

Marianne lächelte mich noch einmal mit zusammengepressten Lippen an, dann spazierte sie zurück zum Haus. Ich konnte es nicht beschwören, aber ihr Summen kam mir nun weniger melancholisch vor als noch beim ersten Mal. Ich sah ihr nach, bis sie im Haus verschwunden war. Der Muskelmann beobachtete mich noch ein Weilchen, dann drehte er sich um und ging nach drinnen.

Danach ließ ich mein Netz am Pool fallen, betrat das Haus und nahm meinen Platz auf dem Balkon wieder ein.

Ich war gekommen, um Marianne Dean von Jorgenson wegzuholen. Aber die Gelegenheit, die sich mir gerade geboten hatte, hatte ich ausgelassen. Logischerweise wollte ich, dass die Frau mir vertraute, wenn ich sie aus seinen Klauen entriss, und ich wusste, dass sie noch nicht so weit war. Aber es würde schon noch eine Möglichkeit geben, sagte ich mir.

Um die Zeit totzuschlagen, säuberte ich ein weiteres Mal meine Pistole. Und beobachtete das Kommen und Gehen der Boote im Yachthafen.

Ich hielt Ausschau nach Rink, aber stattdessen fiel mir etwas anderes ins Auge.

Gut, dass ich die Pistole griffbereit hatte.

Als Auftragskiller musste Dantalion mit einigen Einschränkungen zurechtkommen. Durch sein Aussehen, seine blasse Haut, die hellen Haare und die wässrigen Augen stach er aus jeder Menschenmenge heraus. Für jemanden, der die Anonymität über alles stellte, war es niemals gut, wenn er auffiel und sich Leute an ihn erinnern konnten. Das war auch einer der Gründe, warum er nach seinen Einsätzen selten jemanden am Leben ließ. Es konnten gar nicht so viele Engel auf der Erde wandeln, als dass er ungestraft seiner Tätigkeit nachgehen konnte, sollte jemand ihn dabei beobachtet haben.

Gerade wegen seiner Einzigartigkeit hatte er sich in allen möglichen Verschleierungstaktiken geübt. Er wusste, wie er an den verschiedensten Orten ein und aus gehen konnte, ohne dass selbst der wachsamste Beobachter etwas bemerkte. Er war ein Meister der Verkleidung, konnte mit Schminke umgehen, als hätte er sein ganzes Leben in der Filmindustrie verbracht. Aber manchmal, das wusste er, waren es Frechheit und Selbstvertrauen, die ihm den gewünschten Erfolg verschafften, wo ansonsten die ganze Heimlichtuerei nur Verdacht erregt hätte.

Als er am Yachthafen von Baker Island ankam, tat er das mit Stil. Er sorgte dafür, dass er jedem Beobachter vorkommen musste wie ein Angehöriger der megareichen Hautevolee. Das Boot – ein Kabinenkreuzer im Wert von 2,5 Millionen Dollar – mochte nicht das Teuerste sein, das im Yachthafen vor Anker lag, aber mit Sicherheit wirkte es dort nicht fehl am Platze. Er trug feinste Seide am Leib, sein Gesicht und die Hände waren leicht gebräunt, sein Haar hatte er unter einer eleganten schwarzen Perücke versteckt. Selbst seine Augen – sein auffälligstes Erkennungsmerkmal – waren hinter getönten Kontaktlinsen verborgen. Er sah in jeder Hinsicht aus wie jemand, der auf der Insel zu Hause war. Der eigentliche Besitzer der Yacht hatte wohl nichts mehr dagegen, dass Dantalion sich seine Identität angeeignet hatte – er lag gerade mit einem Einschussloch in seinem Kopf drüben in Miami Beach.

Mit Absicht war er mit dem Boot nicht in der Nähe des Hauses der Zielperson vor Anker gegangen. Das hätte nur die Leibwächter auf ihn aufmerksam gemacht, die das Grundstück bewachten. Lieber spazierte er einfach herum, ein Mann, der nach seiner Zeit auf See erst mal wieder Gefühl für den festen Boden unter den Füßen entwickeln musste. Im Gehen zündete er sich eine Zigarre an. Eigentlich rauchte er nicht, aber das gehörte zu seiner Verkleidung. Seine freie Hand hatte er in seine Jackettasche geschoben, wo ein Schlitz im Futter ihm jederzeit Zugang zu seiner am Oberschenkel festgeschnallten Beretta 92 mit Schalldämpfer gewährte. Die Lichter am Hafen zogen Schwärme von Stechmücken an: Selbst Geld im Überfluss konnte nichts dagegen ausrichten, dass die Natur das letzte Wort hatte. Dantalion ignorierte die Insekten. Die Reihen von Luxusvillen vor ihm verlangten seine ganze Aufmerksamkeit. Die Gebäude wirkten pink im gelblichen Lichterschein und waren ungefähr im Halbkreis entlang der Landbiegung angeordnet, wo der Yachthafen in die Biscayne Bay überging. Rechts von Dantalion lag Dodge Island, und dahinter leuchtete das nächtliche Miami.

Das Haus, nach dem er suchte, war das ganz rechts in der Dreiergruppe, die die Halbmondform bildete. Die Häuser waren so angelegt, dass die Besitzer Aussicht und Abendsonne am besten genießen konnten, die Gärten und Swimmingpools waren zum Meer hin ausgerichtet. Die Grundstücke konnte man vom Garten her betreten, aber der Haupteingang befand sich auf der anderen Seite der Gebäude.

Die Ellenbogen auf eine niedrige Mauer mit Blick auf die Landzunge gestützt, die den drei Grundstücken ihren privaten Meerzugang verschaffte, ließ er die nächtliche Skyline der Metropole über der Biscayne Bay auf sich wirken. Eine Yacht, die mindestens zehn Millionen

Dollar gekostet haben musste, schaukelte auf den Wellen. Der Anblick ließ Dantalion noch einmal das Honorar überdenken, das er für den Job verlangt hatte. Vielleicht hätte er die Summe verdoppeln sollen. Vielleicht würde er das noch tun.

Er schob die Zigarre zwischen die Lippen und sog den Rauch ein. Dann stieß er ihn betont langsam wieder aus, drehte sich um und lehnte sich mit dem Rücken an die Mauer, so dass sein Blick auf die Häuser gerichtet war. Seine Bewegungen waren unverdächtig genug, dass er jedem Beobachter wie ein Mann verkommen musste, der einfach mit sich selbst und der Welt im Reinen war und die Privilegien genoss, die ihm zuteilgeworden waren. In diesem kurzen Moment suchte er alle drei Balkone in den oberen Stockwerken der Häuser ab, die er sehen konnte. Das linke Gebäude schien verlassen. In Gebäude zwei gab es einen Mann, der anscheinend in einem Liegestuhl schlief. In der Villa der Zielperson brannte Licht, aber er konnte nicht erkennen, dass sich drinnen etwas bewegte.

Sein Blick wanderte zurück zum mittleren Balkon. Von dem Mann konnte er nicht viel sehen, aber er wirkte so entspannt, dass er wahrscheinlich tatsächlich schlief. Ein paar Sekunden hielt er den Blick auf ihn gerichtet, bemerkte aber keine Reaktion. Der Mann war wahrscheinlich betrunken oder schlief sich von einem langen Flug aus. Er konnte ihm immer noch einen Besuch abstatten, wenn er seine Arbeit erledigt hatte, und damit sichergehen, dass es einen potenziellen Zeugen weniger gab. Er schob sich die Zigarre zwischen die Zähne, stieß sich von der Mauer ab und spazierte dann den Wanderweg am Meer entlang. Kleine Wellen brachen sich an den Felsen unterhalb von ihm. Er warf die Zigarre weg und sah zu, wie sie wie ein kleiner Meteor brennend durch die Luft wirbelte, um dann zischend im Ozean zu erlöschen.

Dann bewegte er sich landeinwärts auf die hohe Mauer zu, die den Garten umgab. Von seinem Äußeren her würde man es ihm nicht zugetraut haben, dass er die Kraft hatte, mit einem Sprung die Mauerkrone zu erreichen, sich an ihr festzukrallen und sich dann mit katzenartigem Geschick hochzuziehen, aber genau das tat er. Auf der Mauer kauerte er nieder und spähte über die Büsche zum Haus. In dieser Pose verharrte er wie ein böser Kobold, wie einer dieser grotesken Wasserspeier an einer gotischen Kathedrale. Ziemlich passend, wenn man darüber nachdenkt. Als er überzeugt war, dass niemand ihn bemerkt hatte, sprang er von der Mauer in den Garten und landete sicheren Fußes unter den Palmen. Abermals kauerte er nieder und tastete nach seinem Handwerkszeug. Beretta? Am Mann. Buch? Am Mann. Mehr brauchte er nicht. Er erhob sich und setzte sich in Bewegung, hielt sich aber im Schatten der Palmen. Um ihn herum blieb alles still, selbst die Mücken hatten Ruhe gegeben.

Die Büsche zogen sich bis zu einer gepflasterten Terrasse, einem Abschnitt ohne Deckung, den er durchqueren musste, um zur Tür zu gelangen. Von seinem Beobachtungsposten konnte er durch die Glastür und den Flur in einen üppig ausgestatteten Eingangsbereich blicken. Ein stämmiger Mann im dunklen Anzug saß auf einer Couch und telefonierte. Den hektischen Bewegungen seiner freien Hand nach zu urteilen erteilte er gerade unmissverständliche Befehle. Der Mann sah vom Telefon auf, Dantalion folgte seinem Blick. Ein zweiter Mann befand sich etwas weiter drinnen im Haus, auch er war nicht gerade schwächling. Er hatte sein Jackett abgelegt, sein Schulterholster war nicht zu übersehen. Mindestens zwei Leibwächter. In den oberen Stockwerken konnten sich noch mehr verbergen.

Dantalion kalkulierte sein Risiko, dann bewegte er sich vorwärts. Er hob die schallgedämpfte Beretta und zielte. Ein Geräusch wie das Aufklatschen des Balls in einem Baseballhandschuh. Das Licht über dem Eingang ging aus. Keiner der beiden Bodyguards im Haus bemerkte die plötzliche Dunkelheit draußen. Dantalion war schon wieder in Bewegung.

Nur ein paar Sekunden kostete es ihn, die Terrasse zu überqueren. Er zögerte nicht und zog noch im Laufen die Tür auf. Der fette Mann auf der Couch war das nächstgelegene Ziel, aber der saß und hatte den Telefonhörer in seiner Schusshand. Dantalion feuerte auf den Stehenden. Das

9mm-Geschoss traf ihn in der Körpermitte, ging durch ihn durch und riss ein Loch in den Spiegel, vor dem er stand. Blutiger Nebel schlug sich auf dem zersplitterten Spiegelglas nieder. Der Treffer ging mitten ins Herz, aber die Erfahrung hatte Dantalion gelehrt, dass das nicht immer genügte. Noch als der Mann zu Boden stürzte, schoss er ein zweites Mal auf ihn. Die Kugel riss seinen Schädel in Stücke.

Kaum zwei Sekunden waren vergangen, so kurz war der Todeskampf zumindest eines der beiden Männer gewesen. Der Dicke hatte noch nicht ganz kapiert, was passiert war. Mit offenem Mund blickte er von seinem toten Kumpel zu dem Fremden im Eingangsbereich. Die Beretta war nun auf ihn gerichtet. Der Mann war mehr Schein als Sein. Seine eigentlichen Waffen waren seine Körpermasse und seine Fäuste – womit er nicht viel gegen einen Experten mit einer halbautomatischen Pistole ausrichten konnte. Seine Reaktion bestand darin, in die Polster zurückzusinken und die Hände hochzureißen. Dantalion schoss zweimal auf ihn. Einmal in den Hals, um ihn zum Verstummen zu bringen, einmal in seinen Schwabbelbauch, um auf der sicheren Seite zu sein.

Beide Männer waren schneller ausgeschaltet, als jemand den Eingangsbereich hätte durchqueren können. Der Schalldämpfer – längst nicht so effektiv, wie Hollywood uns das vorgaukelt – hatte das Geräusch der Schüsse minimalisiert, aber dennoch hatte es eine Reihe von dumpfen Schlägen gegeben. Der größte Krach rührte vom Zersplittern des Spiegels her. Trotzdem machte sich Dantalion keine Gedanken, dass die Leute in den oberen Stockwerken auf ihn aufmerksam geworden sein könnten. Sie kannten sich nicht aus mit den Klängen des Todes.

Dantalion bewegte sich zum Treppenabsatz und richtete seine Pistole in jeden Winkel des Eingangsbereiches. Zu seiner Rechten gab es eine geschlossene Tür, womöglich der Zugang zur Küche. Er öffnete sie am Türgriff. Schließlich wollte er nicht die Treppe hochsteigen, nur um festzustellen, dass sich hinter ihm die Tür öffnete und weitere Leibwächter herausgestürzt kamen. Aber in der Küche war es dunkel, dort waren keine Bewaffneten. Schnell zog er die Tür wieder zu.

Die Tür nach draußen zum Parkplatz war geschlossen. Dort regte sich nichts. Er wendete seine Aufmerksamkeit wieder der Treppe zu.

Eine junge Frau kam dort herunter, Stufe für Stufe arbeitete sie sich mit einem schweren Koffer in der Hand vorwärts. Sie sah den Toten auf der Couch, dann fiel ihr ratloser Blick auf Dantalion. Sie riss die Augen auf. Ein Schrei begann sich in ihrer Kehle zu formen. Dantalion schoss ihr in den Mund. Ein zweiter Schuss war diesmal nicht nötig, wo doch die Hälfte ihres Schädels sich auf den Treppenstufen verteilt hatte. Sie rutschte fast geräuschlos und schlaff die Treppe herunter. Ganz im Gegensatz zu ihrem Koffer: Der polterte und klapperte über die Stufen, bis Dantalion nach ihm greifen und seinen Fall stoppen konnte.

Oben wurden ratlose Stimmen laut. Dantalion hörte genau zu: eine Frau, zwei Männer. Er betrachtete die Tote auf der Treppe: zierlich und schlank, ihre Hautfarbe und Gesichtszüge ließen auf kubanische Herkunft schließen. Sie trug eine weiße Bluse, einen schwarzen Rock und gepflegte Schuhe. Das Hausmädchen, stellte er fest. Das bedeutete, dass die drei im oberen Stockwerk seine Zielpersonen waren, vielleicht kam noch ein weiterer Leibwächter dazu. Er nutzte die Verwirrung, um unbemerkt die Treppe zu erklimmen. Er hatte das obere Stockwerk erreicht, noch bevor jemand überhaupt auf die Idee gekommen war nachzuprüfen, woher die Geräusche kamen.

Am oberen Treppenabsatz sah er, wie eine weitere junge Frau aus einem Schlafzimmer heraustrat. Eher der angelsächsische Typ: hellbraunes Haar, blaugüne Augen, gute Figur. Dantalion lächelte sie an.

»Hallo Marianne«, sagte er.

Dann zeigte er ihr seine Pistole. Die Frau wimmerte und flüchtete sich sofort wieder in das

Zimmer. Dantalion folgte ihr. Er war nur wenige Schritte hinter ihr. Er plante, ihre Furcht als Waffe gegen die anderen Personen einzusetzen.

Er blinzelte und betrachtete den Schauplatz.

Die Frau rannte immer noch quer durch das Zimmer. Ein junger Mann mit auffällig rotem Haar war gerade dabei, ein Jackett anzuziehen. Der zweite Mann war älter, grauhaarig, schlank, er wirkte beschäftigt. Er saß am Schreibtisch und beugte sich über einen Laptop. Er sah zwar eher aus wie ein Buchhalter als ein Bodyguard, aber eine Bedrohung stellte er trotzdem dar. Dantalion zückte die Beretta und entband ihn seiner Pflichten.

Den jüngeren Mann fragte er: »Bradley, wie geht es Ihnen?«

Jorgenson starrte ihn ungläubig an. Dann sah er auf den Toten, der über dem Computer zusammengesunken war, die Finger in die Tastatur gekrallt, als ob er seinen eigenen Nachruf schrieb.

»Dad?«, krächzte Jorgenson. Seine Gesichtszüge entgleisten ihm, er begann zu schluchzen.

Dantalion zuckte mit dem Kopf. »Das war Ihr Vater? Der große Valentin Jorgenson?«

Bradley wandte seinen Blick ab.

»Wenn es für Sie ein Trost ist, Ihr Vater würde mir wahrscheinlich danken, dass ich ihn getötet habe. Was war es noch gleich? Krebs? Er hatte große Schmerzen, oder?« Dantalion trat näher. Er hielt seine Pistole so, dass sie auf Bradleys Herz gerichtet war. »Wünschen Sie einen schnellen und schmerzlosen Tod, Bradley? Ich bin bereit, Ihnen die Wahl zu lassen.«

Jorgenson wich zurück und hob abwehrend die Hände. »Hören Sie, wer immer Sie auch sind, wer immer Sie dafür bezahlt hat, ich verdoppele den Preis. Töten Sie mich nicht.«

Dantalion stieß einen lang gezogenen Seufzer aus, der sich anhörte wie entweichender Dampf.

»Ich bin durchaus nicht abgeneigt, wenn man mir einen Haufen Geld in die Hand drückt, Bradley. Aber Vertrag ist Vertrag, und Sie müssen sterben.« Er drehte sich zu der Frau um.

Marianne hatte sich an die gegenüberliegende Wand gedrückt, als ob sie hoffte, durch das Mauerwerk dringen und dem Horror entkommen zu können. »Sie auch, Marianne.«

Marianne stöhnte, rutschte die Wand herab und bedeckte ihren Kopf mit beiden Armen.

Dantalion drehte sich wieder Jorgenson zu und winkte ihn mit dem Pistolenlauf hinüber zu der Frau. »Kommen Sie und trösten Sie sie, Bradley. Sie hat es verdient, in die Arme genommen zu werden, finden Sie nicht?«

»Bitte«, flehte Jorgenson. »Sie hat nichts getan. Bitte töten Sie sie nicht.«

»Der Deal ist gemacht, Bradley. Ich muss.«

Jorgenson war fit und stark. Körperlich war er auf der Höhe, der hedonistische Lebensstil, den ihm sein Wohlstand erlaubte, hatte ihn noch nicht fett und behäbig werden lassen. Dantalion sah, wie er die Fäuste ballte.

»Machen Sie sich nicht lächerlich, Bradley. Das ist doch nur heiße Luft. Andere Leute mögen Sie zwar *Superman* nennen, aber glauben Sie mir, schneller als eine Kugel sind Sie nicht.«

»Wer hat Sie geschickt?«, wollte Jorgenson wissen.

Dantalion tippte sich mit der Beretta an die Nase. »Ich werde doch nicht aus dem Nähkästchen plaudern.«

Jorgensons Blick eilte zurück zu Marianne. Wut blitzte in seinen Augen auf, aber sie wich so schnell, wie sie gekommen war.

»Lassen Sie sie gehen«, bat er.

Dantalion schüttelte den Kopf.

»Ich werde Sie vor die Wahl stellen, Bradley. Die Frau zuerst?«

»Nein!«

»Dann Sie zuerst?«

»Nein!«

Dantalion schüttelte den Kopf. »Irgendwie scheinen Sie die Regeln nicht ganz zu verstehen, oder?«

»Ich werde nicht entscheiden, wen Sie zuerst umbringen. Wie können Sie so etwas von mir erwarten?«

»Wenn Sie wollen, können Sie eine Münze werfen«, schlug Dantalion vor. »Aber wenn ich die Frau zuerst töte, dann kommen wir wieder auf meinen ersten Vorschlag zurück. Schnell und schmerzlos oder langsam und mit unvorstellbaren Schmerzen.«

Zitternd sah Jorgenson zu der Frau hinab. Ihre Augen waren weit aufgerissen, als sie seinen Blick erwiderte. »Mari«, sagte er, »es tut mir leid, dass ich dich da mit hineingezogen habe, Baby.«

»Ist ... nicht ... deine Schuld«, flüsterte sie zurück.

»Das ist ja geradezu rührend«, meinte Dantalion. Unbewusst wischte er sich mit dem Arm über das Kinn. Ein ausgebleichter Hautfleck zog Jorgensons Blick auf sich. Dantalion bemerkte, dass ihm ein Fehler unterlaufen war. Er schüttelte langsam den Kopf. »Das war's dann wohl. Jetzt haben wir definitiv keine Wahl mehr.«

Jorgenson war es gewohnt, dass er die Kommandos gab, so schnell ließ er sich nicht einschüchtern. Der Schock, mitzerleben, wie sein Vater niedergeschossen wurde, und der Schrecken, einen Mann vor sich zu haben, der ihn umbringen wollte, ließen langsam nach. Er warf sich in Positur.

»Wenn Sie einen von uns auch nur anfassen, wird man Sie finden. Die werden nicht aufgeben. Sie werden ununterbrochen gejagt werden, und wenn die Sie erwischen, dann werden sie Ihnen *Schmerzen* bereiten!«

Dantalion runzelte die Stirn. »Die? Wer sind denn *die*, in die Sie so viel Vertrauen setzen? *Die* müssen mich erst mal finden. Und wenn ich nicht will, dass *die* mich finden, dann finden *die* mich auch nicht.«

»*Die* haben Sie aber schon gefunden«, ertönte eine Stimme hinter ihm.

Da ich mich üblicherweise nicht in den Kreisen bewegte, zu denen die Leute von Baker Island gehörten, hätte man es mir nachsehen können, wenn ich bloß *schon wieder so ein reicher Typ* gedacht und den Mann einfach ignoriert hätte, der da einen Abendspaziergang am Hafen machte. Aber als jemand, der vierzehn Jahre damit verbracht hatte, Terroristen zu jagen, und der die letzten vier Jahre hinter Kriminellen, von Geldverleihern bis zu einem knochensammelnden Fanatiker, her war, erkannte ich einen Killer, wenn ich einen vor mir hatte.

Auf einer derart vom Wohlstand geprägten Insel war es sehr wahrscheinlich, dass ein Großteil der Bevölkerung aus Excops und Exsoldaten – und allem möglichen dazwischen – bestand, die als Beschützer derer angestellt waren, die Baker Island ihr Zuhause nannten. Aber irgendwas an der geschmeidigen Art, mit der sich der Mann bewegte, sagte mir, dass er nicht der Typ war, der den Schutz des Lebens über alles stellte. Und zum anderen musterte er viel zu aufmerksam seine Umgebung. Selbst Security-Männer im Dienst verhalten sich nicht so, wenn sie nicht ihre Schutzperson im Auge haben.

Die Zigarre war eine Requisite. Viel zu übertrieben führte er sie zum Mund und zog sie mit weltmännischer Geste wieder heraus. Und die ganze Zeit verließ seine andere Hand nicht die Jackettasche. Er fummelte darin an etwas herum, und ich konnte erkennen, dass seine Hand viel weiter hinunterreichte, als ihm die Tasche Platz gewähren konnte. Er war bewaffnet.

Er warf die Zigarre weg und beobachtete seltsam fasziniert, wie sie in den Ozean purzelte. Dann drehte sich der Mann herum, lehnte sich an eine Mauer und starrte mich direkt an. Ich hatte das erwartet, deshalb war ich bereits ein Stück im Liegestuhl heruntergerutscht und hatte meinen Kopf zur Seite gelegt, als ob ich dösen würde. Ich beobachtete ihn durch fast gänzlich zugekniffene Augen. Dem Mann rutschte ein Lächeln übers Gesicht. In der schummrigen Beleuchtung wäre es mir fast entgangen, aber dann sah ich für einen Moment seine Zähne aufblitzen.

Außerhalb seiner Sicht war ich schon dabei, eine SMS an Rink zu tippen.

KOMM SCHNELL HER. ES GIBT ÄRGER.

Ich drückte die »Senden«-Taste gerade in dem Moment, als der Mann sich wendete und den Küstenpfad betrat. In seinem tiefschwarzen Haar spiegelten sich die Lampen entlang des Pfades, so konnte ich erkennen, dass er sich auf die Mauer zu Jorgensons Garten zubewegte. Ich blinzelte kurz, und schon hing der Mann wie eine Fledermaus an der Mauer. Kurz darauf war er im Garten und hielt inne, um seine Taschen zu überprüfen. Seine nächste Bewegung kam wie die einer Schlange, die zubiss – schnell und gleichzeitig geschmeidig. Dann verlor ich ihn aus den Augen, weil Pflanzen mir die Sicht verdeckten.

Geduckt schob ich mich vor bis zum Rand meines Balkons. Die Lampe über Jorgensons Eingangstür tauchte die Terrasse fast in taghelles Licht. Es folgte ein Geräusch wie ein heiseres Husten, und es wurde dunkel im Garten.

Das war für mich das Zeichen zum Aufbruch.

Ich hörte vier Schüsse in schneller Folge aus einer schallgedämpften Pistole und zersplitterndes Glas.

Der Weg durch mein Apartment hätte zu lange gedauert. Ich schwang mich über das Balkongeländer und landete auf der Terrasse darunter. Wie ich es in meinen Fallschirmjäger-Tagen gelernt hatte, zog ich den Kopf ein und rollte mich zur Seite, federte den Aufprall ab und kam, meine SIG auf Jorgensons Haus gerichtet, wieder zum Stehen. Dann setzte ich mich in Bewegung. Weiter hinten im Garten markierten nur Büsche die Grenzen zwischen

den beiden Anwesen, aber hier in der Nähe der Eingänge hatte man eine kleine Mauer errichtet, die den Bewohnern etwas Privatsphäre verschaffte, wenn sie auf der Terrasse saßen. Ich musste einen Terrakottatopf mit irgendeinem Farngewächs beiseiteschieben. Dann sprang ich über die Mauer und war auf Jorgensons Grundstück.

Ein weiterer dumpfer Schlag war zu hören, dann Klappern und Poltern, als ob jemand eine Treppe hinunterfiel. Ich betrat den Eingangsbereich in dem Moment, als der Mann, den ich draußen beobachtet hatte, die Treppen hocheilte. Der stämmige Typ, der Marianne vorhin ins Haus gerufen hatte, war tot. Er hatte immer noch einen Telefonhörer in der Hand, aber die Schnur hatte er im Fallen herausgerissen. Ein weiterer Mann lag ausgestreckt auf dem Boden. Sein Blut war quer über die Wände verteilt und sorgte auf dem zerbrochenen Spiegel für gespenstische Muster.

Wo zur Hölle war ich da jetzt schon wieder reingeraten? Aber ich hatte keine Zeit, lange damit zu hadern, dass das Unglück schon wieder seine schwarze Hand in meine Richtung ausgestreckt hatte. Marianne war dort oben. Ich hatte keine Ahnung, wer dieser Killer war. Aber ganz egal, ob Marianne sein Ziel war oder nicht, sie würde nicht lebend aus dieser Sache rauskommen, wenn ich hier unten stehen blieb und mir über jahrhundertalte Probleme den Kopf zerbrach.

Der Killer war schon außer Sicht. Noch ein Schuss fiel, darauf folgten gedämpfte Stimmen. Ich schwang mich auf die Treppe und fand eine weitere Leiche. Eine junge Frau, der der halbe Kopf fehlte. Das machte mich wütender als egal wie viele abgeschlachtete Bodyguards. Und es sagte mir, dass der Killer nicht zögern würde, auch Marianne eine Kugel zu verpassen.

So geräuschlos wie möglich arbeitete ich mich die Treppe hoch. Der Killer und jemand anderes – wahrscheinlich Jorgenson – unterhielten sich leise. Ich achtete nicht darauf, was gesagt wurde, der bedrohliche Ton in der Stimme des Killers hielt mich in Bewegung.

Am oberen Treppenabsatz angekommen, schlich ich durch den Flur. Der dicke Teppich unter meinen Gummisohlen schluckte die Geräusche, unbemerkt konnte ich bis zum Schlafzimmer vordringen.

Ich hielt meine Waffe bereit. Lauschte.

»Die?«, fragte der Killer. »Wer sind denn die, in die Sie so viel Vertrauen setzen? Die müssen mich erst mal finden. Und wenn ich nicht will, dass die mich finden, dann finden die mich auch nicht.«

Was für ein selbstverliebter, vermessener Bastard, dachte ich. Hinter seinem Rücken betrat ich das Zimmer. »Die haben Sie aber schon gefunden«, sagte ich.

Ich hätte meinen Mund halten sollen. Selbstverliebtheit und Vermessenheit können jedem das Kreuz brechen.

Der Killer wirbelte herum und drückte ab, noch bevor ich mein böses Gesicht aufgesetzt hatte. Seine Kugel verfehlte mich. Gerade so. Aber ich zuckte zusammen, als ich das Feuer erwiderte und verfehlte ihn ebenfalls.

Manchmal hat plötzlich ausbrechende Gewalt eine merkwürdige Auswirkung auf die Sinne.

Wenn das Adrenalin durch den Blutkreislauf pumpt, kann es einem vorkommen, als ob das Leben sich verlangsamt, so dass alles um einen herum wirkt wie eine extrem scharfe Zeitlupenaufnahme auf einem 3D-Bildschirm. In Wirklichkeit liegt das nur daran, dass das Gehirn auf Hochtouren arbeitet und die Optionen zwischen Kampf- und Fluchtreflex abwägt.

Ich hatte ein Déjà-vu, als ich erneut den Abzug betätigte und sah, wie sich der Jackettstoff des Mannes aufblähte, als die Kugel austrat. Leider floss kein Blut. Ich hatte das Arschloch zum zweiten Mal verfehlt. Er rollte sich zur Seite und schoss über seinen Körper hinweg auf mich. Ich warf mich zu Boden und gab eine Salve von fünf Schüssen ab. Im Gegensatz zu seiner schallgedämpften Pistole röhre meine SIG wie Thors Schlachtruf.

Ich war hier als tapferer Ritter, der das in Schwierigkeiten geratene Burgfräulein retten sollte.

Wenn ich jetzt draufgehen würde, wäre ich ihr keine große Hilfe mehr.

Ich setzte mich auf und zielte mit meiner SIG auf den Killer.

Er musste einen ähnlich wichtigen Grund zum Weiterleben gehabt haben, denn er feuerte zurück.

Ein stechender Schmerz an meiner rechten Schulter. Kein lebensgefährlicher Treffer, ich hatte schon öfter Kugeln abbekommen und erkannte, dass mich das Geschoss kaum gestreift hatte.

Aber es reichte, um meine Schusshand abzulenken. Als ich das Feuer erwiderte, schlugen die Kugeln ein Stück über ihm im Türrahmen ein, und er rettete sich ins Treppenhaus. Das Poltern seiner Füße auf der Treppe hallte durch das ganze Haus.

Ich war mir ziemlich sicher, dass er in den nächsten Sekunden nicht in das Zimmer zurückkehren würde, und suchte nach Marianne. Sie war nicht verletzt, befand sich aber kurz vor einem Zusammenbruch. Jorgenson kauerte gebückt neben ihr, sein Hintern berührte fast seine Fersen.

»Sind Sie okay?«, fragte ich, meine Worte an beide gerichtet.

Nachdem ich ihr Nicken registriert hatte, rollte ich mich auf den Bauch und zielte auf die Tür.

»Jorgenson«, rief ich, »kommen Sie her.«

Jorgenson blinzelte mich an und erhob sich halb aus seiner geduckten Haltung. Dann sank er wieder in sich zusammen. Er wusste wohl selbst nicht warum, aber mir näher kommen wollte er auch nicht.

Ich brüllte ihn an: »Wenn Sie hier lebend rauskommen wollen, werden Sie tun müssen, was ich Ihnen sage. Und jetzt kommen Sie verdammt nochmal hierher!«

Ich hatte diesen Auftrag in dem Wissen angenommen, dass ich Bradley Jorgenson unter Umständen töten musste. Komisch, welche Kapriolen das Schicksal manchmal schlägt. Das Auftauchen dieses Mochtegern-Killers hatte meiner Mission eine ganz andere Dynamik verliehen. Für mich war Bradley Jorgenson jemand, den man hassen musste, jemand, den man mit weniger Bedauern erschießt als einen tollwütigen Hund. Und jetzt war ich hier und bot ihm meinen Schutz an.

»Haben Sie eine Waffe?«, fragte ich ihn.

Er schüttelte den Kopf.

»Was ist mit ihm?« Ich nickte rüber zu dem Mann, der über dem Schreibtisch zusammengebrochen war.

Jorgensons Augen füllten sich mit Tränen. Er schüttelte traurig den Kopf.

»Sehen Sie nach«, befahl ich. »Er könnte eine Waffe haben.«

»Hat er nicht«, sagte Jorgenson. »Das ist mein Vater. Er verabscheute Gewalt. Er war ein Mann, der einzig und allein den Schmerz bekämpfen wollte.«

Wie nobel, dachte ich, und doch so fehlgeleitet. Jemand, der seine Milliarden mit Militäraufträgen verdient, kann nicht die Moralkarte ausspielen, wenn man die Quellen seines Einkommens kritisiert.

Er konnte sagen, was er wollte, aber Papi Jorgenson hatte genauso viel mit der Entstehung von Schmerz zu tun wie mit dessen Behandlung.

»Nachsehen!«, forderte ich.

Ich erhob mich und krabbelte zur Tür. Ich hielt mich geduckt, schob den Kopf durch den Türrahmen und zog ihn wieder ein. Den Killer konnte ich nicht sehen, aber sehr wahrscheinlich befand er sich noch im Haus. Als ich mich wieder umsah, tastete Jorgenson vorsichtig in der Jackettasche seines Vaters herum. Er sah mich voller Abscheu an.

»Was gefunden?«

»Nichts«, zischte er und zog sich hastig zurück.

»Holen Sie Marianne«, befahl ich. »Bringen Sie sie dort rüber.«

Jorgenson half Marianne auf. Sie wirkte etwas zittrig, aber unverletzt. Auf wackligen Beinen ließ sie sich von Jorgenson an dem Toten vorbei zum anderen Ende des Zimmers führen. Ihre Augen

zuckten wild umher, wie Vögel, die bei Einbruch der Dämmerung Insekten jagen, nie auf eine Stelle fokussiert, immer in Bewegung.

»Kennen Sie diesen Mann?«, wollte ich wissen. Ich warf einen Blick aus dem Türrahmen und registrierte, dass sich unten ein Schatten bewegte.

»Nein«, antwortete Jorgenson. »Und Sie kenne ich auch nicht. Wer zum Teufel sind Sie denn eigentlich?«

Überraschenderweise war es Marianne, die ihn aufklärte: »Das ist Joe. Er ist hier, um uns zu helfen.«

»Sie wissen nicht, warum er ein Interesse daran haben könnte, Sie zu töten?«, fragte ich.

Keine Antwort. Als ich hinsah, hielt Jorgenson Marianne an sich gepresst, seine Hände umfassten ihren Kopf und drückten ihn an seine Brust. Marianne schluchzte in sein Hemd. Ein Inbild der jungen Liebe. Keine Spur mehr davon, dass Marianne jemals unter seinen Schlägen gelitten hätte. Vielleicht hatte sie nur das geringere Übel gewählt.

Die Probleme der Jorgensons zu lösen würde sich später noch Zeit finden. Jetzt im Moment gab es eine viel größere Gefahr für Mariannes Wohlergehen. Der Killer war noch unten im Erdgeschoss, und er hatte noch nicht aufgegeben.

»Kommt man noch irgendwie anders hier raus?« Ich schaute mir die Fenster an und entschied, dass wir eins davon einschlagen und hinausklettern könnten. Es wäre ein ordentlicher Sprung nach unten, aber das könnten wir alle schaffen. Was mir daran nicht gefiel, war die Vorstellung, dass der Killer unten auf uns warten und einen nach dem anderen ins Visier nehmen könnte, wenn wir aus dem Fenster kletterten.

RINK WIE WEIT WEG?

Gehetzt tippte ich meine SMS. Zum Glück kam seine Antwort innerhalb von Sekunden, aber sie lautete anders, als ich gehofft hatte.

15 MIN

Zu weit weg. So lange würde der Killer nicht warten.

Ich hörte Geklapper und einen dumpfen Schlag unterhalb von uns.

»Was macht er da?«, fragte Marianne.

Das hatte ich mich auch gefragt. Hörte sich an, als sei er in der Küche.

TRIFF UNS IN SOBE, tippte ich an Rink.

In ihrer Schulmädchen-Inkarnation wäre Marianne unter diesen Umständen keine große Hilfe gewesen. Aber als die strahlende Vorzeigefrau, die Jorgenson aus ihr gemacht hatte, besaß sie etwas, das sie ins Spiel bringen konnte.

»Marianne, haben Sie hier irgendwo Parfüm?«

Marianne starrte mich an, als ob ich nicht mehr alle Tassen im Schrank hätte. Ehrlich gesagt war sie damit gar nicht so weit von der Wahrheit entfernt. »Parfüm?«

»Gutes Zeug. Hochkonzentriert?«

Sie nickte und löste sich aus Jorgensons Umarmung. Um den toten Mann ging sie in großem Abstand herum zu einer Anrichte. Sie zog eine Schublade auf und schnappte sich ein paar Fläschchen. Den Marken und dem Design der Flakons nach zu schließen, würde die Bombe, die ich daraus basteln wollte, Tausende von Dollar kosten.

Ich vergewisserte mich, dass der Killer nicht wieder versuchte, sich die Treppe hochzuschleichen.

Die Geräusche von unten bestätigten mir, dass er immer noch in der Küche zugange war. Für einen Moment überlegte ich, Marianne und Jorgenson aus dem Schlafzimmer zu führen, damit wir unser Glück über die Treppe probieren konnten, solange er noch mit was immer er da auch tat beschäftigt war. Aber er würde uns hören und einen nach dem anderen von der Treppe holen. Als ich in das Schlafzimmer zurückkehrte, drängten sich Jorgenson und Marianne an mich.

»Das wird hoffentlich nicht das, wofür ich es halte«, sagte Jorgenson zu mir. Sein Kopfschütteln

deutete auf pure Verleugnung der Tatsachen hin.

»Wir müssen ihn ablenken, sonst kommen wir hier nicht lebend raus.« Ich begann die Parfümflakons aufzuschrauben. »Treiben Sie ein größeres Behältnis auf. Die Weinflasche dort drüben ist ganz gut.«

»Aber mein Vater ...«, krächzte Jorgenson.

»Ihr Vater ist bereits tot«, erklärte ich ihm. »Aber ich bin mir ziemlich sicher, dass er wollen würde, dass *Sie* überleben. Und jetzt holen Sie mir schon die Scheißflasche!«

Dann trat ich heraus zur Treppe und spähte über das Geländer. Sofort schoss der Killer auf mich. Ich wich zurück. Ich feuerte fünf Kugeln direkt durch den Boden ab. Wirklich treffen konnte ich ihn damit nicht – außerdem hätten die Holzbalken den Geschossen wahrscheinlich den Großteil ihrer Durchschlagskraft geraubt –, aber immerhin trieb ihn das zurück in die Küche.

Dieses Spiel konnte man allerdings auch zu zweit spielen. Schüsse bohrten sich durch den Boden vor mir und ließen Teppichfetzen vor meinen Augen aufstieben. Ich hetzte zurück in das Zimmer. Das hätte schon mal geklappt, dachte ich, jetzt hatte ich seine Aufmerksamkeit. Und er hatte wieder Deckung in der Küche gesucht.

»Leeren Sie die Parfüms in die Weinflasche und besorgen Sie mir irgendeinen Lappen als Lunte«, flüsterte ich Marianne zu. Sie verstand, was ich vorhatte, und nickte. Dann ging sie zu den Flakons, die ich auf dem Boden bereitgestellt hatte.

Jorgenson brachte die Weinflasche. Er bewegte sich langsam, sein Blick wich dabei nie von den sterblichen Überresten seines Vaters. Sein Vater war ein kranker Mann gewesen, er hatte unter unheilbarem Krebs gelitten, wenn ich mich recht erinnerte, aber ich glaubte nicht, dass Jorgenson damit gerechnet hatte, ihn bereits so früh einzuäschern.

»Wenn es einen anderen Weg gäbe«, sagte ich als Entschuldigung. Sein Gesichtsausdruck blieb versteinert. Das konnte ihn nicht trösten. Nicht in diesem Moment. Es war zwecklos, es zu probieren, deshalb wandte ich mich von ihm ab und konzentrierte mich darauf, den Killer auf Distanz zu halten.

Hinter meinem Rücken weinte Jorgenson um seinen ermordeten Vater. Der Schmerz brachte ihn dazu, den Schritt in den Abgrund zu wagen.

Der dämliche Hurensohn holte mit der Flasche aus und zog sie mir über den Schädel.

Das Auftauchen des unbekanntem Pistolenhelden war eine unglückliche – und unvorhersehbare – Komplikation, auf die Dantalion gut hätte verzichten können. Es war der Mann, der nebenan auf dem Balkon gedöst hatte. Dantalion erkannte ihn wieder, aber anfangs verstand er nicht, warum er eingegriffen hatte. Es sah nicht so aus, als ob er in Jorgensons Diensten stand. Die Zielpersonen waren von seinem Erscheinen genauso überrascht wie er. Außerdem, selbst wenn man mit noch so viel Geld um sich werfen konnte, mietete man noch lange kein Haus neben dem eigenen, damit der Leibwächter darin als einziger Bewohner lebte. Dieser Mann hatte einen anderen Grund, hier zu sein.

Dantalion dachte noch einmal über das Treffen mit seinem Klienten im Bayside Park nach, ihm fiel die kaum verhüllte Drohung ein, die er dem Mann gegenüber ausgesprochen hatte. Im Nachhinein eine schlechte Idee: Vielleicht hatte sein Auftraggeber ihm den Unbekannten auf den Hals geschickt, um ihn zu töten, nachdem der Auftragsmord an Jorgenson und dem Mädchen ausgeführt war. Um sicherzugehen, dass Dantalion nicht hinter ihm her wäre, sobald er die Bezahlung für seine Dienste erhalten hatte.

Der Scheißkerl! War das der Fall, sollte der Klient besser mal auf seinen Arsch aufpassen. Jetzt stand er auch auf der Liste.

Aber erst einmal musste er zu Ende bringen, was er hier begonnen hatte.

Jorgenson und Marianne Dean mussten sterben. Und der Schütze auch. Der Pistolenheld hatte sogar oberste Priorität, denn er hielt ihn davon ab, seinen Job zu erledigen.

Die Zeit spielte gegen ihn.

Er war mit einer schallgedämpften Pistole gekommen, aber der andere Mann hatte nicht so viel Wert auf Feinheiten gelegt. Sein Trommelfeuer hatte eine Menge Krach gemacht. An einem Ort wie diesem, dessen Bevölkerung ohnehin schon höchst empfindlich war, weil sie Angst vor Überfällen oder Entführern hatte, mussten mittlerweile Dutzende von Anrufen bei der Polizei von Miami eingegangen sein. Die Cops hatten zwar keine Wache auf der Insel, aber es gab eine Menge private Ordnungshüter. Und die Polizei würde auch nicht lange auf sich warten lassen. Er wägte seine Möglichkeiten ab: Es gab zwei Wege, an die Sache heranzugehen. Er konnte sich jetzt sofort aus dem Staub machen und irgendwann später die Zielpersonen noch einmal ins Visier nehmen, oder er konnte sie jetzt töten und es danach mit den Ordnungshütern aufnehmen, von denen es dann bald hier wimmeln würde.

Sein Optimismus hatte nicht nachgelassen, er machte sich keine Sorgen wegen der Security-Männer und der Cops. Sie hatten ihn noch nie aufhalten können.

Er traf seine Wahl.

Er trat aus der Küche, wo er etwas gesucht hatte. Als er nach oben blickte, sah er einen Kopf über dem Treppengeländer. Schnell riss Dantalion seine Beretta hoch und feuerte. Aber der Mann hatte ihn gesehen und duckte sich. Dann musste Dantalion den Kugeln ausweichen, die aus dem Treppenabsatz über seinem Kopf herausschlugen. Holzsplitter stäubten um ihn herum, aber wie durch ein Wunder traf keine der Kugeln ihr Ziel.

Dantalion erwiderte das Feuer.

Dann kehrte er zurück in die Küche. Er hatte sich entschlossen. Er hatte seine Wahl getroffen. Die Insel war nicht an das Gasnetz angeschlossen. Geheizt wurde überwiegend elektrisch. Aber es gab ja noch weitere Quellen: Öltanks oder Propangas. Jorgensons Haus hatte schließlich einen mit allen Schikanen ausgestatteten Gasherd.

Er tastete hinter den Herd und fand dort, was er gesucht hatte: einen Gummischlauch, der zu

einem Ventil an der Wand führte. Dantalion schnappte sich ein Messer aus dem Messerblock neben dem Herd und durchtrennte den Schlauch. Er hörte das Zischen des entweichenden Gases. Dann bewegte er sich wieder zur Tür. Lauschte. Stimmengemurmel war zu hören. Gut, sie waren immer noch in dem Zimmer.

Dantalion blickte wieder rüber zum Herd. Er bildete sich ein, dass er schon eine Gaswolke über den Kochplatten sah, aber er wusste, das war nur eine Wunschvorstellung. Gas war unsichtbar. Aber die Wolke war trotzdem da, und sie wuchs mit jeder Sekunde.

Die sengenden Flammen der Hölle würden dieses Haus verzehren und die Arbeit für ihn erledigen – was nur zu gut zu jemandem passte, der sich für einen der Gefallenen hielt. Es wäre genau wie zu Hause.

Aus dem ersten Stock hörte er Glas zersplittern. Es war kein Fenster, zuerst ein dumpfer Knall und dann ein Klirren. Ein zweiter, lauterer Knall folgte, und dann bildete er sich ein, gesehen zu haben, wie sich der Treppenabsatz über ihm unter dem Gewicht bewegte.

Er hastete hinaus in den Eingangsbereich und zielte mit seiner Pistole auf die Schlafzimmertür. Er hatte Recht gehabt, zwei Umrisse rannten gebückt auf die Rückseite des Hauses zu. Die Überraschung, dass sie diese Richtung einschlugen, ließ ihn Sekundenbruchteile zögern, bevor er feuerte. Seine Kugeln landeten im Wandputz, die zwei waren hinter einer Biegung des Flurs verschwunden.

Ein Pistolenlauf schob sich über das Treppengeländer. Und feuerte ohne Ziel. Eins der Geschosse riss einen blutigen Klumpen Fleisch aus Dantalions rechtem Oberschenkel und zwang ihn zum Umdrehen. Zurück zur Küche. Er sah sich nach der Eingangstür des Hauses um. Er hätte sie besser vorher schon geöffnet. Aber egal. Das Risiko musste er eingehen. Aus seiner Tasche nahm er das Feuerzeug, mit dem er vorhin die Zigarre angezündet hatte. Wieder draußen unter dem Treppenabsatz, mit der Wand als Schutz, öffnete er den Deckel des Feuerzeugs und drehte das Zündrädchen. Eine Flamme züngelte auf und ging wieder aus. Dantalion zischte, drehte das Rädchen noch einmal, und dieses Mal hielt sich die Flamme.

Als er das brennende Feuerzeug über den Boden in Richtung des Herds schleuderte, war er schon am Rennen.

Mit einem fauchenden Geräusch fing das Gas Feuer, die Explosion dehnte sich aus, die Flammen schossen durch die Küche.

Zwei Schritte vor der Eingangstür hielt Dantalion gespannt die Luft an. Er schnappte nach dem Griff, zerrte die Tür auf, war draußen. In dem Moment hatten die Flammen sich schon den Gummischlauch entlanggefressen, hatten den Gastank gefunden und explodierten wie ein zweites Hiroshima.

Die Erschütterung riss Dantalion den Boden unter den Füßen weg. Herabregnende Trümmer, Flammen und Rauch waren alles, was er sehen konnte. Holzbrocken und Staub prasselten auf ihn herab.

Aber er war glücklich.

Auf keinen Fall konnten die Leute im Haus diese Explosion überlebt haben.

Als er sich wieder aufrichtete, galt seine erste Sorge dem Buch. Er tastete in seinen Taschen danach, während es in seinen Ohren rauschte und klingelte. Da war sein Buch, dank der Kette immer noch am Gürtel befestigt.

Der Liste mussten neue Nummern hinzugefügt werden.

Jorgenson war jemand, der es über sich brachte, die Frau, die er angeblich liebte, zu verprügeln – deshalb hätte ich so etwas von ihm erwarten müssen. Er wollte nicht, dass ich das Haus, in dem sein Vater lag, niederbrannte. Sein gutes Recht, ich konnte das verstehen. Aber mein Plan, einen improvisierten Molotowcocktail nach dem Killer zu werfen, sollte ihn nur in der Küche festhalten, während wir die Treppe runterrannten. Das Haus war mit einer Sprinkleranlage ausgestattet, die den Brand schon eingedämmt hätte. Ich konnte mir ohnehin nicht vorstellen, dass die Parfümbombe zu mehr als einem wohlriechenden Blitz geführt hätte, aber das hätte ja schon gereicht, um den Killer abzulenken und uns die Möglichkeit zur Flucht zu geben. Aber Jorgenson zog mir die gottverdammte Weinflasche über den Schädel und machte damit diesen Plan zunichte. Er schlug so fest zu, dass die Flasche zerbrach, mir ein Stück meiner Kopfhaut abriss und mich zu Boden schickte. Ein paar Sekunden lang war ich orientierungslos, aber nicht so weit weggetreten, dass ich bewusstlos geworden wäre. Marianne heulte entsetzt auf, aber sie konnte nichts dagegen tun, weil Jorgenson sie an den Handgelenken gepackt hatte und an mir vorbei in den Flur zerrte. Ich schnappte nach ihr, verfehlte sie aber. Ich konnte sie nicht verfolgen, da ich hilflos am Boden lag.

Glücklicherweise wählten sie den Weg nach rechts. Hätten sie sich zur Treppe gewandt, hätte der Killer sie sofort erwischt. Gebückt rannten sie den Flur entlang. Hinter ihnen schlugen Kugeln in die Wände ein, aber es gelang ihnen, sich in Deckung zu bringen. Zumindest für den Moment waren sie in Sicherheit.

Ich lehnte mich vor, schob meine SIG über das Treppengeländer und feuerte blindlings auf den Mann unter mir. Dann ließ ich mich auf die Knie sinken und rollte mich rückwärts ins Schlafzimmer, um dem Gegenfeuer aus dem Weg zu gehen. Meine Pistole war leergefeuert, also nahm ich mir die Zeit, das Magazin gegen ein volles aus meiner Hüfttasche zu tauschen und es in die Pistole zu hämmern.

Ich hatte mich gerade wieder aufgerichtet, als ich ein dumpfes *Wompf!* hörte. Eine Nanosekunde später rannte ich geduckt durch das Zimmer und feuerte mehrmals auf das Fenster. Die Doppelverglasung erwies sich als äußerst kugelresistent. Dann sprang ich mit über dem Kopf verschränkten Armen vorwärts. Es gab einen kurzen beängstigenden Moment, in dem ich dachte, dass ich vom Fenster abprallen würde, aber dann durchschlug ich das splitternde Glas und befand mich im freien Fall. Die Luft um mich herum wurde siedend heiß, und obwohl ich unwillkürlich einen Schrei ausstieß, saugte es mir den ganzen Sauerstoff aus der Lunge.

Der Krach war ohrenbetäubend, als ob irgendein zorniger Gott mit dem Fuß aufgestampft hätte. Die Druckwelle der Explosion riss mich aus der Luft, ich überschlug mich mehrfach und schleuderte auf die Bäume zu. Wäre ich gegen den Stamm einer der Palmen geflogen, hätte er mich aufgeschlitzt wie eine überreife Frucht. Zum Glück prallte ich gegen die tief herabhängenden Palmblätter, trudelte um meine eigene Achse und krachte durch die gnadenlos auf mich einpeitschenden Blätter zu Boden. Der Aufprall war so hart, dass er meine inneren Organe so platt gequetscht haben musste wie Pfannkuchen.

Zu lange lag ich am Boden und stöhnte. Froh am Leben zu sein, aber mit unerträglichen Schmerzen *überall*. In Wirklichkeit waren es wahrscheinlich nicht mehr als zehn Sekunden, aber meinem benommenen Kopf kam es so vor, als läge ich schon einen Monat flach. Die Ruhepause tat mir nicht gut. Als ich mich schließlich aufrappelte, musste ich erst mal still sitzen, damit mein Hirn wieder seine richtige Position im Schädel finden konnte. Ich musste mich dringend übergeben, aber es kam nur ein dünner Strahl Galle heraus. Ich spuckte in den Mulch und

säuberte meinen Mund. Die Augen rasselten immer noch in meinem Schädel, aber ich sah meine SIG ein paar Schritte neben mir liegen und griff nach ihr – so wie man es mir beigebracht hatte. Einmal auf den Beinen, hinkte ich durch die Büsche und um das Haus herum, hoffte ein Anzeichen zu finden, dass es Marianne lebend nach draußen geschafft hatte. Im Gehen wischte ich die SIG an meinem Pulloverärmel ab.

Jorgensons Haus war verwüstet. Das gesamte obere Stockwerk war eingestürzt, das Dach ein aufgerissenes Wrack, aus dem zersplitterte Dachbalken ragten und Flammen und Rauch zum Himmel aufstiegen. Mein Haus nebenan präsentierte sich in nicht viel besserer Form: Die gesamte Gebäudefront hatte sich Richtung Parkplatz verabschiedet. Der Golfbuggy, den ich gemietet hatte, um vom Fährpier bis hierher zu gelangen, lag zerdrückt unter umgestürztem Gemäuer.

Zwei Mietkautionen, die ich wohl nicht mehr zurückbekommen werde, dachte ich in dem Moment.

Überall türmten sich Trümmer auf. Wenigstens ragten keine verbrannten Fleischfetzen oder Knochen aus den Schutthaufen heraus. Was allerdings auch nicht ausschloss, dass Marianne irgendwo unter der Ruine des Hauses begraben war.

In meiner Nähe regte sich etwas – ein Schatten, der sich von mir fortbewegte. Ein dunkler Anzug, weder Jorgenson noch Marianne. Der Killer, dachte ich, der sich aus dem Staub macht. Ich hob die SIG und zielte. Aber dann ließ ich den Lauf wieder sinken. Die Person hatte längeres helles Haar, der Killer jedoch tiefschwarzes. Wahrscheinlich war es nur ein unschuldiger Passant, der durch die Explosion überrascht wurde und jetzt nach Hause stolperte.

Ich bewegte mich zurück zur Seite des Gebäudes, wischte mir die Aschereste vom Kopf und versuchte herauszufinden, wohin die beiden geflüchtet sein konnten. Das Gebäude stand immer noch, aber statt des oberen Stockwerks hatte man nun freie Sicht auf den Himmel, geschmückt von ein paar Zinnen, die vorher nicht da gewesen waren. Im Erdgeschoss entdeckte ich eine geöffnete Tür, zu der von oben eine Treppe führte – ein Personalausgang zu den Mülltonnen an der Rückwand.

Dann riss mich ein Motorengeräusch aus meinen Untersuchungen.

Ich machte auf dem Absatz kehrt, rannte zur Grundstücksmauer und zog mich daran hoch. Als ich die Mauerkrone erreichte, hatte ich freien Blick auf die Landzunge, die sich in die Biscayne Bay schob.

Von Marianne war nichts zu sehen, aber ich erkannte Jorgenson, der in der Kabine seiner Yacht stand. Sein Gesicht war dreckverschmiert, aber es sah so aus, als ob er der Explosion ohne größere Verletzungen entkommen wäre. Mir blieb nur zu hoffen, dass es Marianne ähnlich gut ergangen war. Ich richtete mich auf der Mauer auf und rief Jorgensons Namen. Im Geprassel der Flammen, dem Knarren des brechenden Gebälks und dem Dröhnen des Bootsmotors ging meine Stimme unter. Aber Jorgenson sah zu mir her.

Unsere Blicke trafen sich.

Jorgenson ließ irgendeine Bemerkung in meine Richtung ab. Dann drehte das Boot vom Kai ab zur offenen See. Ich hatte das Nachsehen und ein mehr als unbefriedigtes Gefühl im Magen. Besonders, als ich ein Stück hellblauen Pullover aufblitzen sah und mir klarwurde, dass es mir nicht gelungen war, Marianne aus den Klauen ihres Peinigers zu befreien.

In meiner Tasche vibrierte das Handy.

Ich zog es heraus und blickte auf den Bildschirm. Trotz allem musste ich lächeln.

LEBST DU NOCH?

Ich rief zurück.

»Hi Rink«, sagte ich, als er abnahm. »Wo bist du jetzt?«

»Ich sehe mir gerade so eine Art Feuerball von draußen in der Biscayne Bay an«, sagte Rink.

»Erzähl mir bloß nicht, dass du das warst.«

»Ich kann nichts dafür«, versicherte ich ihm.

»Aber wie immer steckst du mittendrin in der ganzen Angelegenheit.«

»Was, ich?«

Rink musste lachen. »Ich bin froh, dass es dir gutgeht, Hunter. Hast du Marianne da rausholen können?«

»Ich fürchte nicht«, antwortete ich. »Da gingen ganz andere Dinge vor sich. Ich bin nur froh, dass das Mädchen mit heiler Haut davongekommen ist. Wir können sie später noch rausholen.« Dann erzählte ich ihm von dem Killer und von dem, was er getan hatte.

»Hört sich ja an, als ob der Hurensohn ziemlich verzweifelt gewesen ist«, meinte Rink. »Hast du eine Idee, wer das gewesen sein könnte? Oder was er da gemacht hat?«

»Ein bisschen was habe ich mitbekommen. Hörte sich wie ein richtiger Sadist an: Er wollte, dass Jorgenson die Entscheidung trifft, wer von beiden zuerst sterben soll.«

»Also der typische durchgeknallte Freak, der auf eigene Rechnung arbeitet, was?«

»Er kam mir schon wie ein Psychokiller vor, Rink. Aber da steckt noch mehr dahinter: Er war ein Profi. Er hat das nicht zum Spaß getan. Jemand, der will, dass Jorgenson und Marianne sterben, hat ihn geschickt.«

»Du sagtest, sie konnten entkommen?«

»Ja, aber wenn dieses Arschloch bemerkt, dass er sie nicht erwischt hat, wird er zurückkommen.«

»Ja«, sagte Rink.

Und wir würden auf ihn warten.

Noch während ich schlief, war die Zerstörung von Jorgensons Villa schon in sämtlichen Nachrichten und Zeitungen. Mein kräftiger Kumpel Rink weckte mich, indem er mir die Morgenzeitung auf die Brust klatschte. Das hatte den gewünschten Effekt, mich aus meinen Alpträumen zu wecken, in denen ich von Flammen eingeschlossen war und ein kichernder Dämon mich hinter seiner Wachsmaske hervor auslachte. Kerzengerade schoss ich auf meiner improvisierten Bettstatt hoch und stellte fest, dass ich mich auf der Couch im Büro von Rington Investigations befand. Ich brauchte einige Sekunden, um zu mir zu kommen und mir die wahnwitzige Flucht von Baker Island nochmal vor Augen zu führen: Wie ich mich vor Polizei und Küstenwache verdrücken musste, um nicht als Verursacher des Großbrands zur Verantwortung gezogen zu werden.

Die Nachwirkungen des vorigen Abends spürte ich in jedem Muskel, jedem Knochen. Ich streckte mich, gähnte und entschied, dass ich in die Gänge kommen musste. Ich konnte mich dem Unwohlsein ergeben oder aber versuchen, den Schmerz aus meinen müden Gliedern zu vertreiben.

Als ich wieder klar sehen konnte, überflog ich die Zeitung. Sie schrieb über die Explosion, als ginge es um einen weltbedrohenden Meteoriteneinschlag. Spekulationen waren an der Tagesordnung. Rettungsteams suchten die Überreste ab, aber bislang waren noch keine Leichen gefunden worden. Diese Tatsache verschaffte uns etwas Luft. Ich warf die Zeitung hin und nahm den Kaffee, den Rink mir anbot.

Der Kaffee war stark, das köstliche Koffein machte sich in meinem so gut wie leeren Schädel breit. Das war genau der Kick, den ich gebraucht hatte. Meine Verletzungen waren oberflächlich, Schrammen und Kratzer, hier und da eine Prellung, aber zum Glück waren meine Knochen noch heil. Der Streifschuss an meiner Schulter tat saumäßig weh, aber es war eher eine Verbrennung denn eine offene Wunde. Die Schnittwunde an meinem Schädel musste genäht werden. Als letzte Erinnerung an die frühen Stunden dieses Morgens sah ich Rink vor mir, wie er sich mit einer Tube Sekundenkleber, einer Nadel und etwas Angelschnur an mir zu schaffen machte. Jetzt, wo ich die Wunde abtastete, musste ich konstatieren: Rink war vielleicht keine Florence Nightingale, aber die Aufnahmeprüfung an einer Näherinnenschule würde er mühelos bestehen.

Der Unterschied zwischen uns beiden war, dass ich von einer Explosion durch die Luft geschleudert und dann schmerzhaft zu Boden geworfen worden war, aber Rink schien sich nicht in viel besserer Verfassung zu befinden als ich. Er hatte dunkel verschmierte Ränder unter seinen blutunterlaufenen Augen – als ob er die ganz Nacht durch Schlüssellocher spioniert hätte. Viel Schlaf kann er auch nicht abbekommen haben, diagnostizierte ich.

Manchmal scheint Rink meine Gedanken lesen zu können. Er nickte mir zu, ihm in sein Büro zu folgen. Das Gleißeln seines Computermonitors warf ein kaltes Licht an die Wände des ansonsten abgedunkelten Raums und ließ mich die kühle Luft aus der Klimaanlage noch deutlicher spüren. Ich umfasste meine Tasse mit beiden Händen und genoss den Kaffeedampf, der mir ins Gesicht stieg.

»Ich war die ganze Nacht im Internet und habe versucht herauszufinden, wer dieser Auftragskiller ist«, erklärte er mir. Erschöpft setzte er sich hin und ließ die Schultern hängen.  
 »Du siehst aus, als ob du das hier ebenfalls gebrauchen könntest.« Ich hielt ihm meine Tasse hin.  
 »Hab schon ein paar Liter getrunken«, sagte er. Er tippte etwas ein und rief sein E-Mail-Konto auf. »Ich habe Kontakt zu ein paar Leuten aufgenommen, die sich mit diesen Dingen auskennen.«  
 »Und, hast du was herausgefunden?«, fragte ich. An seinen hängenden Schultern erkannte ich

aber schon, dass dem nicht so war.

»Zu dem Schützen überhaupt nichts. Aber ein Typ hat mir gesagt, dass es einen ziemlichen Machtkampf im Jorgenson-Imperium geben muss. Seit Valentin verkündet hat, dass er unheilbar krank ist, versuchen sich verschiedene Leute an die Spitze zu bringen. Bradley hält die Pole-Position für die Übernahme der Geschäfte und des Vermögens, das die Familie über die Jahre angehäuft hat. Es gibt aber ein paar Zweitplatzierte, die mit dieser Situation nicht ganz glücklich sind. Sie glauben nicht, dass die Firma bei Brad in sicheren Händen ist. Anscheinend fehlt ihm ein wenig der Geschäftssinn, den sein Vater und Großvater mitbrachten.«

»Glaubst du, einer von ihnen würde so weit gehen, einen Preis auf Bradleys Kopf auszusetzen? Das ist doch ein bisschen extrem, oder?«

Vielleicht war diese Vorstellung aber auch nicht ganz so extrem. Richard Dean hatte mich auf Jorgenson angesetzt, weil der ein wenig zu freizügig mit der körperlichen Aufmerksamkeit umging, die er Deans Tochter zukommen ließ. Rechnete man jetzt noch Umsätze in Milliardenhöhe dazu, warum sollten dann nicht noch ein Dutzend Auftragskiller hinter ihm her sein?

»Die Zahl derer, die Mitglied im ›Macht-Brad-platt‹-Club sein könnten, ist ziemlich unüberschaubar«, meinte Rink. »Anscheinend ist er einer Menge Leuten auf den Schlips getreten. Überwiegend Familienmitgliedern.«

»Und warum?«

»Wegen des Mädchens. Marianne Dean.«

»Was, weil er sie so behandelt?«

»Ja«, bestätigte Rink, »aber nicht so, wie du glaubst. Wenn es nach einigen seiner lieben Verwandten ginge, dann gehört Marianne aus seinem Leben entfernt. Sie meinen, dass sie nicht den hohen Erwartungen entspricht, die an Personen ihres Standes gestellt werden. Er behandelt sie wie eine Prinzessin, und darüber sind sie alles andere als glücklich.«

»Ihrem Vater zufolge behandelt Bradley sie wie ein Stück Scheiße. Verprügelt sie und hält sie praktisch wie eine Gefangene. Du hast den Polizeibericht gesehen, Rink.«

»Ich habe gesehen, dass sie ein ramponiertes Gesicht hatte, aber dort stand nirgendwo, dass Bradley dafür verantwortlich war.«

»Die Zeugen. Die haben es auch abgestritten. Aber wenn du dich mal erinnerst, hinter vorgehaltener Hand hieß es, dass Bradley sie nach einer falschen Geschäftsentscheidung verprügelt hat.«

»Irgendjemand muss sie verprügelt haben, so viel steht fest.«

»Was willst du damit sagen, Rink? Dass es auch jedes andere dieser unzufriedenen Familienmitglieder gewesen sein könnte?«

»Könnte doch sein«, sagte er abweisend. Das war gar nicht seine Art. Er schloss sein E-Mail-Fenster und senkte den Blick. Irgendwas stimmte nicht mit ihm, da war ich mir sicher.

»Du solltest vielleicht mal ein bisschen schlafen, Rink«, sagte ich zu ihm.

»Keine Zeit«, sagte er und hörte sich wieder ein bisschen mehr an wie der alte Rink.

»Im Moment können wir sowieso nichts tun. Wir wissen noch nicht mal, wo Jorgenson und Marianne sind, vom Killer ganz zu schweigen.« Ich stand auf und ging vor. Ich hatte gehofft, dass Rink mir folgen würde. Er tat es nicht.

»Rink?«

Er senkte den Blick. Was ist das nur immer bei Männern, dass sie nie irgendeine Schwäche zeigen wollen. Er war mein bester Freund, um Himmels willen. Sein Schmerz war mein Schmerz. Ich ging zurück zu ihm.

»Was ist denn los, Rink?«

Er hüstelte. Schon wieder so ein Männer-Ding. Seine riesigen Finger, die mühelos einen Ochsen

erdrosseln konnten, zitterten über der Tastatur. Rink hatte Angst vor irgendwas. Aber ich bezweifelte, dass es etwas mit angeheuertem Killern oder dem dysfunktionalen Zustand der Familie Jorgenson zu tun hatte. Ich war dabei gewesen, als Rink früher in den Kampf gezogen war. Wie der Rest unserer Special-Forces-Einheit hatte auch er Angst gehabt. Aber er hatte – genau wie ich – die Kunst der Abschottung gelernt. Er konnte diese Furcht irgendwohin verdrängen, wo sie seine Fähigkeit zu funktionieren nicht beeinträchtigte. Genau wie der Rest von uns konnte er seine Ängste nutzen, um die letzten Reserven zu mobilisieren, um zu einem effektiveren Soldaten zu werden. Die Verslossenheit, die Rink jetzt an den Tag legte, verunsicherte mich mehr als jede Kugel, die jemals auf mich abgefeuert wurde.

»Ich sollte nach San Francisco gehen, mein Freund«, sagte Rink.

Rinks Eltern lebten zurzeit in San Francisco. Eine unangenehme Vorahnung machte sich in meinem Magen breit. »Erzähl schon, Rink, was ist passiert?«

»Meine Mutter«, fing er an. Er schloss langsam seine Augen. Mehr musste er auch gar nicht sagen.

»Sie ist doch nicht ...«

»Gestorben? Nein, noch nicht. Aber sie ist sehr krank.« Rink begann die Fenster auf dem Bildschirm zu schließen. »Ich sollte sie besuchen.«

Sofort sagte ich: »Ich komme mit.«

Rink schüttelte den Kopf und sah mich aus funkelnden Augen an. »Wir haben hier einen Job zu erledigen, Hunter. Dieses Mädchen braucht uns. Es besteht immer noch die Möglichkeit, dass wir sie retten können.« Dann folgte eine lange Gesprächspause, die nur von Rinks schwerem Atmen gefüllt wurde. »Für meine Mutter ist es vielleicht schon zu spät.«

Dantalion war auf dem Weg nach Neptune Island, ein Stück die Küste rauf. Neptune Island war keine richtige Insel, eher eine lange Landzunge, vom Festland abgetrennt durch das Marschland, das den Inter-Coastal Waterway umgab. Am nördlichen Ende führte eine Dammstraße zur Halbinsel, die so gebaut war, dass sie dauerhaft befahrbar war und von den Gezeiten unbeeinträchtigt blieb. Am südlichsten Zipfel überquerte der Coastal Highway das Marschland über eine Hängebrücke, die Wochenendnaturfreunde und Vogelbeobachter anzog, die darauf parkten, um das Tierleben im Mündungsgebiet zu beobachten.

Es war keine sehr dicht besiedelte Gegend.

Tatsächlich befand sich Neptune Island praktisch im Besitz einer einzigen Familie.

Seit drei Generationen gehörte dem Jorgenson-Clan der größte Teil der Atlantikküste der Halbinsel. Seit Ende der fünfziger Jahre hatte die Familie zwölf Anwesen auf dem Land gekauft oder gebaut. Jedes Haus stand für sich, aber alle zwölf befanden sich innerhalb eines einzigen mit Mauern umgebenen Geländes, das sich mehr als fünf Kilometer an der Küste entlangzog. Zugang zum Jorgenson-Landsitz gewährten etwa jeden halben Kilometer in die Mauer eingelassene Tore, die rund um die Uhr unter Beobachtung standen. Auf hohen Stangen angebrachte Kameras überwachten die Bereiche zwischen jedem Tor. Nirgendwo auf der ganzen Breite von fünf Kilometern hätte sich ein Eindringling auf das Gelände schleichen können, ohne es in kürzester Zeit mit den bewaffneten Security-Leuten zu tun zu bekommen, die auf dem Gelände patrouillierten.

Auf der Seeseite überwachten Männer in Booten Tag und Nacht das Gebiet und schufen eine unbefahrbare Sperrzone, die gut 400 Meter breit war.

Manchen Leuten mochten diese Sicherheitsmaßnahmen etwas übertrieben vorkommen. Aber die Jorgensons hatten beste Verbindungen zum Militär, und ihre Geheimnisse wurden so gut gehütet wie die eines für die US-Armee überlebenswichtigen Fürstentums.

Dantalion machte sich keine Gedanken darüber, dass das ein Hindernis für ihn darstellen könnte. Er war zu gut in seinem Job, um an sich selbst zu zweifeln.

Gut, es hatte den Zwischenfall von letzter Nacht gegeben, aber davon würde er sein Selbstvertrauen auch nicht ruinieren lassen. Am Ende des Tages hatte er seine Mission dennoch erfolgreich erfüllt. Hatte die Zielpersonen ausgelöscht – und wie. Schade nur, dass er dabei nicht in Jorgensons Gesicht hatte sehen können. Er sah immer gerne dabei zu, wie die letzten Körner des Lebens davonrannen wie der Sand in einer Sanduhr.

Ihm wäre es lieber gewesen, wenn der Pistolenheld auch mit draufgegangen wäre. Dessen unwillkommenes Auftauchen hatte seinen Plan, Jorgenson zu foltern, zunichtegemacht. Er hatte sich schon darauf gefreut, das Mädchen vor Jorgensons Augen zu töten und dann eine Kugel nach der anderen in jedes einzelne seiner Gliedmaßen zu jagen. Zuletzt hätte er ihm eine Kugel in den Unterleib verpasst und zugehört, wie er sich in seinen eigenen Innereien wälzte, während er ihm eröffnete, wer der Auftraggeber war. Das wäre herrlich gewesen.

Er fuhr einen Minivan. Die verdunkelten Scheiben hielten die Sonne von seiner ungeschützten Haut ab, aber sie dienten noch einem weiteren Zweck. Die Überwachungskameras würden zwar den Wagen erkennen, aber nicht den Fahrer. Er konnte hier rumfahren und die Gegend auskundschaften, ohne dass jemand auf seine Identität aufmerksam würde. Sie würden sich keine Sorgen machen, wären nicht vorbereitet auf den Besuch, den er ihnen am Abend abstaten würde. Bevor er am Landsitz der Jorgensons ankam, parkte er den Wagen in einer Haltebucht unter einigen Bäumen. Im Schatten ließ er das Fenster herunter und betrachtete das Marschland, das

sich bis zum Atlantik hinzog. Ein Schwarm Vögel hetzte durch den blassblauen Himmel nach Süden, als ob sie eine Vorahnung von dem hatten, was kommen würde, und nichts damit zu tun haben wollten.

Auf den Beifahrersitz neben sich hatte Dantalion sein Buch mit den Listen gelegt. Er war versucht, darin zu blättern – die Nummern in seinem Kopf durchzugehen, sie den Leuten zuzuordnen, die er in den vergangenen zweiundzwanzig Jahren getötet hatte, in denen er sein mörderisches Gewerbe ausübte. Es fiel ihm leicht, sich an die ersten Morde zu erinnern. Nummer eins war sein Onkel, der sich an ihm vergangen hatte, Nummer zwei sein Schulfreund Tyler. Danach verschwammen die Gesichter und Erinnerungen. Vor einer Woche hatte er Caitlin Moore, ihren Ehemann *und* ihr Kind ermordet. Daran konnte er sich erinnern. Er bedauerte, dass er das kleine Mädchen hatte töten müssen, aber es war nach einer schwachen Dosis des injizierten Betäubungsmittels wieder aufgewacht. Er konnte ja wohl kaum Zeugen am Leben lassen, die ihn gesehen hatten, oder? Eigentlich schade, denn schließlich hatte er Caitlin versprochen, dass ihrer Tochter nichts geschehen würde, nachdem er gemäß ihrer Entscheidung Nate zuerst getötet hatte.

Und dann waren da noch die, die er bei seiner gestrigen Mission erledigt hatte.

Der Yachtbesitzer gehörte eher in die Kategorie Kollateralschaden. Er zählte eigentlich nicht, bekam aber trotzdem eine Nummer zugeordnet. Zwei Bodyguards, ein Hausmädchen, Valentin und Bradley Jorgenson und Marianne Dean. Und zu guter Letzt der Auftragskiller, der ihn umbringen sollte, wenn er seinen Job erledigt hatte. Dantalion tastete seinen Oberschenkel ab, wo dessen Kugel ihn gestreift hatte. Der Typ war gut gewesen, aber nicht so gut wie er.

Er würde seinem Klienten schon beibringen, welchen Riesenfehler er begangen hatte, einem Meisterkiller einen zweitklassigen Mann auf den Hals zu hetzen.

Aus seinen tiefen Taschen zog er sein BlackBerry, ging online und gab ein paar Tastenkombinationen ein, die die Verbindung zu einem seiner Mitarbeiter aufbauten. Dantalion erkundigte sich, ob die ausstehende Überweisung schon eingegangen war. Er war nicht erfreut, als er erfuhr, dass der Klient den Vereinbarungen nicht nachgekommen war. Der Tod der Zielpersonen war angeblich noch nicht bestätigt.

»Was haben diese Leute eigentlich für ein Problem?«, fragte er sich laut.

Nachdem er vom Schauplatz der Zerstörung geflohen war, musste er sein ganzes Geschick einsetzen, um den in Massen auftauchenden Polizisten und Feuerwehrmännern aus dem Weg zu gehen. Es konnte nicht so lange gedauert haben, das Feuer einzudämmen – waren erst mal die Propangastanks in den angrenzenden Häusern gesichert und vor den Flammen geschützt, mussten sie damit begonnen haben, die Trümmer zu durchkämmen. Die verkohlten Leichen müssten sie schon gefunden haben.

Okay, es war schließlich noch früh, geben wir ihnen noch ein bisschen Zeit. Floridas Ordnungshüter hatten keine leichte Aufgabe vor sich.

Es dauerte oft ziemlich lange, bis verkohlte Leichen identifiziert werden konnten.

Es ärgerte ihn nur, dass sein Klient nicht an ihn glaubte und einsah, dass er genau das getan hatte, was abgemacht worden war. Nur auf eine etwas dramatischere Art und Weise.

Und natürlich gab es einen weiteren Grund, warum das Honorar noch nicht auf seinem Konto war.

Der Klient hatte auf Dantalion einen Killer angesetzt. Vielleicht glaubte er, der hätte ihn erwischt. Warum sollte er dann Geld auf ein Konto überweisen, das genauso tot war wie der Mann, der den Zugang dazu hatte?

Dantalion würde seinem Klienten schon zeigen, dass er damit auf dem Holzweg war.

Was mich am meisten überraschte, war, dass Bradley Jorgenson nicht direkt zur Polizei rannte. Er war ein mächtiger Mann mit Einfluss und hätte verlangen können, dass sich die Polizei mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln daranmache aufzuklären, wer für den Angriff auf sein Haus verantwortlich war. Ganz im Gegenteil schien er nicht willens zu sein, mit den Beamten zu kooperieren. Er blockte ab, mauerte und errichtete gar weitere Barrieren in Form seiner ekelhaft hoch bezahlten Rechtsberater, die ihm Immunität bei der Untersuchung des Falls verschafften. Das würde nicht ewig so weitergehen, aber fürs Erste waren Jorgenson und Marianne Dean auf Tauchstation gegangen und weigerten sich, irgendwelche Fragen zu beantworten. Ihre Weigerung, auszusagen, war in gewisser Weise sogar eine Erleichterung für mich. Ich wollte nicht den halben Tag damit verbringen, Fragen zu beantworten und Anschuldigungen zurückzuweisen, ich sei alles andere als ein besorgter Bürger, der bloß versucht hatte, ein Blutbad zu verhindern. Marianne hätte mich leicht reinreiten können, hätte sie von unserer Begegnung im Garten vor der Ankunft des Killers erzählt. Das hätte bewiesen, dass ich nicht zufällig in die Ereignisse hineingezogen worden war. So mancher hätte in meine Anwesenheit am Tatort sogar etwas hineininterpretieren können, das nicht stimmte: dass ich vorher wusste, was geschehen würde. Und das hätte mich in den Augen mancher Strafverfolger zu einem Mittäter gemacht. In diesem Fall hätte ich noch wesentlich länger als nur einen halben Tag Polizeiwachen von innen betrachten können. Bestenfalls wäre meine Bewegungsfreiheit eingeschränkt worden, und ich hätte Marianne keine große Hilfe mehr sein können. In der Strafanstalt von Dade County auf mein Verfahren wartend, würde ich sie wohl kaum retten können.

Nicht dass die Polizei mich ohne weiteres mit jenem Joseph Evans in Verbindung bringen konnte, der den Mietvertrag für das Nachbarhaus unterschrieben hatte, aber wenn erst mal die Staatsbehörden eingriffen – und das würden sie bei einem Fall dieser Größenordnung ohnehin tun –, würden meine Fingerabdrücke interessante Verbindungen zu bestimmten Militärakten aufzeigen. Bei meinem Hintergrund und meiner Nähe zum Tatort würde mein Name für einiges Stirnrunzeln sorgen. Gott, ich könnte mich glücklich schätzen, wenn mir nicht die Schuld für den gesamten Wirbel in die Schuhe geschoben würde.

Rink schloss sein Büro ab, mit seinem Porsche Boxster machten wir uns auf den Weg. Der Ford Explorer wäre für zwei so kräftige Typen sicher bequemer gewesen, aber den hatte ich letzte Nacht in Miami Beach zurücklassen müssen. Vielleicht wurde er auch bereits in irgendeiner Hinterhofwerkstatt in SoBe auseinandergenommen, und ich würde den SUV nie wiedersehen. Wir fuhren über Land, an Bartow vorbei und an einer Reihe von niedrig gelegenen Seen und weiten Grasflächen mit gelegentlichem Pinienbewuchs. In Fort Pierce nahmen wir die Route 1 nach Süden. Zu unserer Linken zeigte sich eine Halbinsel, die sich an die Küste schmiegte und vom Festland durch einen den Gezeiten unterworfenen Sandstreifen getrennt war.

Noch etwa eine weitere Stunde Fahrt, und wir würden bei den streng abgeschotteten Anwesen von Neptune Island eintreffen.

Wir wollten Bradley Jorgenson zur Rede stellen.

Wir hatten uns dafür entschieden, unsere Karten auf den Tisch zu legen. Mit Jorgenson zu reden. Falls er Mariannes Freiheit im Wege stehen sollte, würden wir ihm mal Bescheid stoßen – falls sie das tatsächlich wollte.

Die ersten Zweifel waren mir gekommen, als ich sah, wie sie sich in seine Arme geworfen hatte, als sie dachte, dass sie sterben müssten.

Ihre Reaktion auf die Aufforderung des Killers, dass Jorgenson wählen solle, wer zuerst sterben

müsse.

»Mari«, hatte Jorgenson zu ihr gesagt, »es tut mir leid, dass ich dich da mit hineingezogen habe, Baby.«

»Ist ... nicht ... deine Schuld«, hatte sie zurückgeflüstert.

Im ersten Moment hatte ich den Worten nicht allzu viel Bedeutung beigemessen. Ich war viel zu sehr damit beschäftigt, darauf zu achten, was der Killer zu sagen hatte, aber als ich daran zurückdachte, fiel mir die Sanftheit in ihrer Stimme auf. Kein Anflug von Vorwürfen oder gar Resignation. Sie hatte gemeint, was sie sagte. So klang es, wenn jemand zutiefst verliebt ist. Es hatte sich nicht nach jemandem angehört, der von seinem Gegenüber eingeschüchtert wird. Und dann war da noch Rinks Andeutung, dass nicht alles so einfach war, wie es aussah. Dass Mariannes Verletzungen vielleicht gar nicht von Bradley herrührten, dass sie vielleicht von einer anderen Person stammten, die Grund hatte, ihr wehzutun. Zeugen gaben an, dass Jorgenson mit jemand anderem gestritten hatte. Kurz darauf war Marianne zur Behandlung in die Notaufnahme gebracht worden. Die Zeugen hatten eins und eins zusammengezählt – aber vielleicht konnten sie gar nicht so gut rechnen.

Und dann war da noch die Sache mit dem Auftragsmörder.

Der Killer war in Jorgensons Anwesen auf Baker Island aufgetaucht, weil jemand ihn geschickt hatte. Er hatte vor, nicht nur den Erben der Jorgenson-Milliarden zu töten, sondern auch Marianne. Vielleicht hatte mein Erscheinen den Mörder davon abgehalten, aber schlussendlich war es Bradley gewesen, der alles riskiert hatte, um sein Mädchen zu schützen. Ich war immer noch sauer, dass er mir die Weinflasche übergeben hatte, aber das konnte ich ihm nicht ernsthaft zum Vorwurf machen. Schließlich war ich für ihn auch nur ein bewaffneter Mann, der seine Frau in Gefahr brachte. Im umgekehrten Fall hätte ich das Gleiche getan – und höchstwahrscheinlich noch ein ganzes Stück mehr.

Rink blieb die ganze Fahrt über sehr still. Selbst als wir uns Neptune Island näherten, hatte er wichtigere Sachen im Kopf als die Reaktionen, die unser Überraschungsbesuch hervorrufen mochte.

Seine Mutter Yukiko lag möglicherweise im Sterben. Er hätte in ihren letzten Tagen bei ihr sein sollen, aber er hatte sich dafür entschieden, bei mir zu bleiben. Wäre es nach mir gegangen, hätte ich ihn ins erste Flugzeug nach San Francisco gesetzt. Aber ich wusste, wie Rink darüber dachte. Soldaten akzeptieren ihr Los, ohne mit dem Schicksal zu hadern.

Es gibt ein altes Samurai-Sprichwort, das besagt, dass der Kämpfer auch bei Regen in der Mitte des Weges geht. Sein Pfad ist vorgegeben, und er darf nicht davon abweichen. Die Untrainierten suchen Deckung und werden dennoch nass, weil Wasser aus den Traufen der Häuser rinnt, bei denen sie Unterschlupf suchen. Der Kämpfer weiß, dass er nass werden wird, und gesteht dem Schicksal seinen Lauf zu. Er kann den Regen nicht aufhalten. Er kann den Tod nicht aufhalten. Deswegen akzeptiert er ihn.

Wir hielten an einer Raststätte in der Nähe von Port St. Lucie, um zu tanken, und bestellten bei einem Imbiss auf dem Gelände etwas zu essen. Aus dem Cheeseburger, den ich mir letzte Nacht gewünscht hatte, war nie was geworden, deshalb stürzte ich mich jetzt mit dem Appetit eines Verhungerten auf den heutigen. Auch die Pommes gingen gut runter. Während ich die fetttriefenden Verpackungen zum Mülleimer brachte, machte Rink den Anruf, vor dem er sich gefürchtet hatte.

Andrew Rington war schottischer Abstammung. Ihm konnte diese ganze Samurai-Scheiße gestohlen bleiben, wenn es um die Familie ging. Sein Clan-Denken schrieb vor, dass es nichts Wichtigeres gab als familiäre Bindungen. Auch ich teilte diese Ansicht. Rink hatte Größe und Körperbau von Andrews Seite der Familie geerbt, aber seine Denkweise stammte definitiv von der Seite seiner Mutter. Die Pflicht ging vor, und sein Vater würde das eines Tages verstehen.

Aber bevor er zu dieser Einsicht kam, würde er Rink wahrscheinlich ein gewaltiges Donnerwetter bereiten.

Als ich zum Porsche zurückkam, hatte Rink ausgedet. Ich suchte mir die am weitesten entfernt stehende Mülltonne, die ich finden konnte, und schaute mir mehr als fünf Minuten lang an, wie die Fliegen um sie herumschwirrten. Wer weiß, was jemand gedacht hätte, der mich etwa beobachtete? Ich hätte ihm gesagt, ich sei Hobby-Insektenforscher.

»Wie geht es Yukiko?«

»Sie hält sich ganz gut«, sagte Rink. Er lächelte, aber es steckte zu viel Traurigkeit darin, als dass es mehr als aufgesetzt gewirkt hätte.

»Sie ist eine tapfere Frau. Wie wird dein Vater damit fertig?«

»Er ist ein tapferer Mann«, sagte Rink. Dieses Mal war sein Lächeln beseelter. Vielleicht hatte ich den Ursprung von Jared Ringtons Erbanlagen auch falsch eingeschätzt. Für einen kurzen Moment hatte er ausgesehen – und sich so angehört – wie das Ebenbild seines Vaters. Aufgewachsen in Little Rock, Arkansas, war Hitomi Yukiko erst fünf Jahre alt, als die kaiserlich-japanische Armee den USA mit dem Angriff auf Pearl Harbor den Krieg erklärte. Das kleine Mädchen, dessen Name »Schneekind« bedeutete, wurde zusammen mit ihren Eltern in Rohwer interniert – einem sogenannten *Umsiedlungslager* für japanischstämmige Amerikaner –, und zwar von den gleichen Leuten, die seit zwei Generationen ihre Nachbarn gewesen waren. Nach den Verwüstungen, die die Bombenladung der *Enola Gay* auf dem japanischen Festland angerichtet hatte, wäre es nur zu verständlich gewesen, wäre die Familie Hitomi voller Verachtung für die USA in die Heimat ihrer Vorväter zurückgekehrt. Aber sie waren US-Bürger und wollten ihr Zuhause nicht verlassen. Yukiko war siebzehn, als sie ihren zukünftigen Ehemann kennenlernte: Andrew Rington, einen schottisch-kanadischen Soldaten, der aus dem Koreakrieg heimkehrte. Fünf Jahre später heirateten die beiden. Yukiko brachte drei Kinder zur Welt. Yuko, ein Mädchen, das kurz nach der Geburt starb, und Ronald, einen Sohn, der im Militärdienst in Kuwait sein Leben ließ. Und dann, als sie sich schon in einem Alter befand, in dem sie sich eigentlich damit hätte abfinden müssen, der Erinnerung an ihr totes Mädchen nachzutruern, brachte sie noch ein Kind zur Welt, Jared. Yukiko und Andrew liebten ihren kleinen Jungen abgöttisch.

Und das taten sie beide immer noch.

Genau so abgöttisch wie Rink ihre Liebe erwiderte.

Ich hatte das Gefühl, dass Rinks Entschluss, hierzubleiben und mir zu helfen, ihn noch lange verfolgen würde.

»Ich habe meinem Vater gesagt, dass ich zu ihnen komme, sobald wir das hier erledigt haben«, sagte Rink.

Ich legte ihm die Hand auf die Schulter.

»Okay, Rink«, sagte ich, »bringen wir es hinter uns.«

Neptune Island war nicht nur das Zuhause des Jorgenson-Clans, über die Halbinsel verlief auch ein Abschnitt des Küstenhighways, der von Jupiter City nach Hobe Sound führte. Die megareiche Familie konnte zwar die Insel kaufen, aber sie konnte den Verkehrsfluss entlang der Küste nicht unterbinden. Die Straße war die Alternative zur I-95, eine malerische Touristenroute, deshalb war sie zu bestimmten Zeiten des Jahres ständig von Urlaubern verstopft, die zwischen Miami und Orlando unterwegs waren. Auf den Sandbänken und Dünen, die den größten Teil des Küstenlandes ausmachten, campierten oft Urlauber, die dann zu den Stränden hinunterspazierten und im flachen tropischen Wasser nach Meeresschildkröten suchten. Über Nacht zu campen war auf Neptune Island zwar nicht gestattet, aber es gab kein Gesetz, das den Leuten verbot, an den Haltebuchten neben der Straße eine Rast einzulegen.

Ein kleines Stück weiter, im Westen und im Süden, gediehen Palmen und Bäume wie Mahagoni und Gumbo-Limbo, aber hier an der Atlantikküste herrschten Eichen, Pinien und Weiden vor. Große Teile des Baumbestandes hatten den Highways und den Ansiedlungen entlang der Küste weichen müssen, aber draußen auf Neptune Island hatten sich einige kleinere Wälder gehalten. Insgesamt überwogen jedoch Gräser in Form von hüfthohen, scharfblättrigen Binsenschneiden. Gelegentliche Kalksteinverwerfungen bildeten kleine Hügel, wo sich die heimische Tierwelt ihr Zuhause geschaffen hatte. Urlauber trampelten mit der Kamera in der Hand durch die Gräser, in der Hoffnung, Fotos von Waschbären, Marschkaninchen und – mit viel Glück – Rotluchsen zu schießen.

Dantalion hatte kein Interesse an der Tierwelt, aber er stellte fest, dass er in der Verkleidung eines vogelbeobachtenden Touristen unbehelligt den Jorgenson-Komplex auskundschaften konnte. Er war ja nur einer von schätzungsweise einem Dutzend Touristen, die mit hochempfindlichen Ferngläsern unterwegs waren. Er hatte sich passend angezogen, damit er nicht auffiel. Er trug einen cremefarbenen Hut und eine dunkle Brille, ein grelles Hawaiihemd, das anscheinend ein Anhänger von Jackson Pollock nach einem bewusstseinsweiternden LSD-Trip entworfen hatte, lange Khaki-Shorts und an den Füßen abgelatschte Segelschuhe. Seine der Sonne ausgesetzten Arme und Schienbeine hatte er mit großzügigen Dosen Hydrocortison-Salbe eingerieben, aber selbst das fiel nicht auf, da die anderen Touristen ihre blütenweiße Haut durch Cremes mit hohem Lichtschutzfaktor abdeckten. Er reihte sich perfekt ein unter die Europäer, die hier ihren ersten oder zweiten Tag in der sengenden Sonne verbrachten. Über die Schulter trug er eine Tasche, die bei jedem Schritt unangenehm gegen seine Hüfte prallte. Darin transportierte er seine Beretta 92, ein halbes Dutzend Ersatzmagazine und sein Buch.

Die Schusswunde, die er am Oberschenkel davongetragen hatte, zwang ihn zum Hinken. Aber das war gut, es trug zu seiner Verkleidung bei.

Er sah nicht aus wie ein Killer.

An ihrem südlichsten Zipfel war die Halbinsel künstlich aufgeschüttet worden, als Unterbau für die Straßenbrücke, die sich dann weiter zum Festland hinüberzog. Unter der Brücke ging Dantalion hindurch, seine Schuhe versanken dabei im Schlick. Draußen im Watt verlor sich eine Familie, drehte Steine um, mit einem Freudenschrei reckte ein Kind seinen Fund in die Luft. Die Trophäe wand sich in seiner Hand, Chitinbeine zappelten wild, der kleine Junge ließ sie mit einem Laut des Entsetzens wieder fallen. Die Familie lachte, als der Kleine davonrannte, um der wütenden Krabbe zu entkommen.

Dantalion schenkte ihnen keine große Aufmerksamkeit. Zwischenmenschliche Kontakte waren

nichts für ihn. Das war unter seiner Würde. Menschen waren nur zu zwei Dingen gut: dass sie nach seiner Pfeife tanzten und dass sie ihm Geld bezahlten. Halt, es gab noch etwas, was sie für ihn tun konnten: Sie konnten unter Qualen und in Todesangst sterben.

Kurz dachte er daran, seine Pistole herauszuholen und die gesamte Familie zu erschießen. Ihr Lachen tat ihm tief in seinem Inneren weh, erinnerte ihn an das gehässige Gelächter, das er in seiner Kindheit hatte ertragen müssen. Das Einzige, was die Familie vor dem Tod bewahrte, war, dass er nicht in der Stimmung für Zahlenspiele war. Ihre individuellen Nummern gemäß seiner Formel festzulegen war nicht ganz einfach, und dafür hätte er sich konzentrieren müssen. Er wollte seine Liste nicht durch falsche Kalkulationen entwerten.

Aus dem Schatten der Brücke herausgetreten, lief er wieder im direkten Sonnenlicht. Er konnte das Brennen in seinem Nacken spüren, seine Wadenmuskeln fühlten sich an, als ob jemand einen Bunsenbrenner dagegen hielt. Der Sand kratzte, wo er an seiner Haut klebte. Er flüchtete sich in die hohen Binsenschneiden. Aber dort wurde es noch schlimmer: Die Blätter schlangen sich um seine Beine, und kleine juckende Schnitte waren die Folge. Es war zum Verrücktwerden.

Aber er wurde nicht verrückt. Er war Profi.

Von kleineren Unannehmlichkeiten wie dieser ließ er sich nicht unterkriegen.

Früher hatte er stoisch die Prügel der älteren Kinder ertragen. Hatte sie angelächelt, als sie zu erschöpft waren, weiter zuzuschlagen. Als er unzählige Stunden in den Krankenhäusern ertragen musste, hatte er sich nicht ein einziges Mal beschwert. Er hatte sich mit den Realitäten seines Daseins abgefunden. Von der Geburt bis zum Tod ist das Dasein aufgeteilt in eine Reihe von Abschnitten, die durch verschiedene Stufen des Schmerzes bestimmt werden, einige stärker als andere. Manche sind leicht zu erkennen. Die Geburt ist ein Ereignis voller Schmerzen und Geschrei. Wachsen, stolpern, Schläge einstecken – all das sind Formen körperlicher, geistiger und emotionaler Qual. Es folgen Verlust und Trauer. Dann stirbt man, und glücklich ist der, der dabei nicht entsetzliche Schmerzen erleidet. Verglichen mit manchen Dingen, die er hatte aushalten müssen, war es das reinste Vergnügen, sich durch das Gras zu kämpfen.

Er war Profi.

Er war nicht verrückt. Schon möglich, dass seine Vorliebe für das Töten etwas mit einer psychopathischen Marotte zu tun hatte, aber er war nicht verrückt. Jedenfalls nicht so, wie es andere Killer waren. Er war kein Abartiger, der tötete, um Trophäen zu sammeln oder um sein Verlangen nach sexueller Dominanz über ein schwächeres Wesen zu befriedigen. Er zog Frauen nicht die Haut ab, um daraus einen Hausmantel oder einen Lampenschirm zu machen, und er bewahrte auch nicht die mumifizierten Reste seiner Mutter auf dem Dachboden auf, rannte in ihren Kleidern herum und schlitzte aufreizende junge Frauen auf.

Er tötete, weil es das war, was er am besten beherrschte.

Er tötete, weil er gutes Geld damit verdiente.

Er tötete, weil er Aufträge zu erfüllen hatte.

Die anderen, die er aus eigener Entscheidung tötete, waren nur Nebenprodukte, die bei Ausübung seines Berufs anfielen. Man musste kein talentierter Auftragskiller sein, um an seinem Opfer vorbeizufahren, eine Waffe aus dem Fenster zu richten und einen Menschen zu erschießen, der vor seinem Haus auf die Straße trat. Das konnte jeder halbgehirnte Schwachkopf. Und der wurde bald deswegen erwischt. Oder selbst getötet. Dantalion tötete auf eine Weise, die mehr Nachdenken erforderte, mehr Planung, um den größtmöglichen Effekt zu erzielen. Seine Vorgehensweise ahmte die Morde eines gestörten Serienkillers nach, nicht die eines bezahlten Auftragskillers. Es war nicht immer erkennbar, wer die Zielperson war. Oft genug gingen diese in der Masse der von ihm Getöteten unter. Die Strafverfolgungsbehörden und FBI-Teams waren ratlos, suchten nach Geisteskranken, die es gar nicht gab und die niemals eine Spur zu ihm liefern würden.

Außerdem sorgte die scheinbare Beliebigkeit und Unberechenbarkeit seiner Morde dafür, dass seine Klienten ihn fürchteten. Es trug zu seiner geheimnisvollen Aura bei und stellte sicher, dass ihm als Meister seines Faches volle und sofortige Bezahlung gewiss war. Niemand wollte es riskieren, ihn zu verärgern. Jeder wusste, was dann passieren würde.

Die meisten seiner Opfer waren Kollateralschäden. Aber sie dienten einem Zweck. Erfolg vermehrte den Erfolg. Je öfter er tötete, umso mehr Aufträge bekam er. Und umso höher konnte er sein Honorar ansetzen.

Er hatte keine Bedenken wegen der Unschuldigen, auf die seine Wahl fiel. Sie waren nur Requisiten seiner Ränkeschmiede. Außerdem verteilte er die Schuld. Es sollte ja nicht alles auf sein Gewissen abgeladen werden. Er gestand seinen Opfern die Wahl zu. Wer stirbt zuerst? Wie sollen sie sterben? Wenn sie mit dem Finger auf die Menschen zeigten, die ihnen nahestanden, dann war das halt so, das war nicht seine Entscheidung. Er war nur das Werkzeug, das *ihre* Wünsche erfüllte. Das mochte eine völlig gestörte Denkweise sein, das gab er zu, aber sie half ihm klarzukommen. Es enthob ihn der Belastung durch die Schuld und erlaubte ihm, das weiterzuführen, was er am besten konnte.

Nein, er war nicht verrückt.

Verrückte wissen nicht, dass sie verrückt sind. Und ihre Taten stellen sie genauso wenig in Frage. Psychopathen reflektieren nicht über den Tod. Und mit Sicherheit teilen sie den Ruhm nicht, wie Dantalion es tat. Habgierig wollen sie alles für sich selbst beanspruchen.

Verrückte nehmen keine anderen Identitäten an. Aber bezahlte Killer tun das. Man benutzt nie seinen richtigen Namen. Nicht bei einem Handwerk, das nach Anonymität und Geheimnissen verlangt. Jean-Paul St. Pierre würden die Klienten nicht die Türen einrennen, um ihm hohe Summen für seine Dienste zu bezahlen. Als er in seinen Teenagerjahren die alten Werte seiner Heimat Mississippi hinter sich gelassen hatte, hielt er sich an esoterische Bücher und Sagen, um dort die perfekte Inkarnation des Profikillers zu suchen, zu dem er werden wollte.

Im Buch Henoch fand er die passende Figur: Dantalion, einer der Engel, die von Gabriel und der Armee Gottes aus dem Himmel verstoßen wurden. Die Schar der Gefallenen war gezählt. Der einundsiebzigste Geist war Dantalion. Er war ein großer und mächtiger Fürst der Hölle. Der Legende nach zeigte er sich als Mann von mannigfaltigem Antlitz, den Gesichtern aller Männer und Frauen. Welche bessere Beschreibung könnte es für jemanden geben, der so androgyn war wie er, mit seinem Talent zur Verkleidung? Vom Engel Dantalion sagte man, dass er die Gedanken sämtlicher Männer und Frauen kannte, sie in einem Buch mit sich herumtrug und sie nach Belieben beeinflussen konnte. Auch der moderne Dantalion hatte die Fähigkeit, den Willen der Menschen zu brechen und die Summe ihres Lebens in seinem Buch niederzuschreiben. Er hatte die Macht über ihr Leben und ihren Tod.

Er durchquerte die Graslandschaft, blieb stehen und hob das Fernglas. Er betrachtete die Vögel, die im Schilf nach Insekten suchten, und sah dabei aus wie alle anderen Vogelbeobachter in der Gegend. Beiläufig ließ er das Glas an dem turmbewehrten Tor zum Gelände der Jorgensons vorbeischießen. Das Tor lag nah am Wasser und wurde nicht täglich – vermutlich nicht einmal jährlich – benutzt. Es war ein mehr als ein halbes Jahrhundert altes Überbleibsel, ein Ausfallstor zur Küste aus der Zeit, als es die Überlandstraße noch nicht gab. Er konnte sich vorstellen, wie die Leute in alten Zeiten dort aus ihren Gärten zum Strand spazierten. Vielleicht hatten sie einen Picknickkorb und eine Decke dabei. Vielleicht hatte Valentin Jorgenson als Junge an genau dieser Stelle des Strands seine Kindheit genossen, bevor er zu dem erfolgreichen Geschäftsmann wurde, der das Vermächtnis seines Vaters übernahm. Bevor der Krebs ihn in den Griff bekam.

Bevor Dantalion ein paar gut gezielte Kugeln in ihm versenkte.

Ein schmiedeeisernes Tor versperrte den Zugang zum Gelände. Es hätte dringend einen neuen Anstrich vertragen können, und durch die feuchte Seeluft waren die Torflügel verrostet. Genauso

verrostet waren die Kette und das Vorhängeschloss, mit denen das Tor abgesperrt war. Ein Schild prangte an der Wand daneben: KEIN ZUTRITT FÜR UNBEFUGTE – PRIVATBESITZ.

Als ob das Dantalion abhalten könnte.

Ein Glücksfall ergab sich: Ein seltener Schneckenweih segelte über den Himmel und landete auf der Mauer neben dem Eingang. Mit dem Fernglas vor Augen näherte sich Dantalion. Betrachtete genauestens. Nicht den Vogel. Er erkannte, dass er das Schloss mit einem 9mm-Geschoss seiner Beretta leicht öffnen könnte. Innerhalb von Sekunden konnte er auf dem Gelände sein.

Der Vogel erhob sich wieder in die Lüfte. Und auch Dantalion spazierte weiter.

Er würde später wieder zurückkommen.

»Wir sind hier, um mit Bradley Jorgenson zu sprechen.«

»Name?«

»Er kennt meinen Namen nicht.«

»Dann erwartet er Sie also nicht?«

»Nein, das denke ich nicht.«

»Dann müssen Sie einen Termin mit dem Büro seiner persönlichen Assistentin arrangieren. Sie haben ihre Kontaktinformationen?«

»Nein, habe ich nicht.«

»Dann, fürchte ich, ist es nicht möglich, dass Sie ihn sprechen. Im Moment bringen uns die Medien sehr viel unerwünschte Aufmerksamkeit entgegen, und ich habe die explizite Vorgabe, alle Anfragen an Mr. Jorgensons Pressestelle zu verweisen. Guten Tag, Sir. Bitte bewegen Sie Ihr Fahrzeug, damit es nicht die Zufahrt blockiert.«

Die Sprechanlage wurde abgestellt, das grüne Licht ging aus. Ich lehnte mich zurück in den Porsche und schaute Rink an. Er hob die Augenbrauen, aber das war schon alles, was er beitrug. Ich drückte den Summer noch einmal.

»Sir, ich habe Ihnen bereits gesagt ...«

Ich hörte nicht zu. Ich öffnete die Wagentür und ging zum Tor. Ich starrte in die Überwachungskamera, die Fäuste an meiner Seite geballt und schrie: »Sprechen Sie mit Jorgenson. Sagen Sie dem undankbaren Hurensohn, dass Joe Hunter hier ist. Ohne mich wäre er letzte Nacht gestorben.«

Ich legte wieder den Finger auf den Summerknopf. Hielt ihn gedrückt. Irgendwo auf dem Gelände würde der Summer lange und laut aufschreien, vielleicht den Wächter in den Wahnsinn treiben.

Fast zwei Minuten lang tat sich überhaupt nichts.

Dann hörte ich auf dem Gelände das Dröhnen sich nähernder Motoren. Ich ließ den Knopf los und sagte in die Sprechanlage: »Das war doch jetzt gar nicht so schwer, oder?«

Der Wachmann gab keine Antwort. Vielleicht saß er auch in einer der beiden mattsilbernen Limousinen, die sich dem Tor näherten.

Die Wagen hielten kurz hinter dem Tor auf dem Zufahrtsweg. Vier Männer stiegen aus. Kräftige Typen mit Pistolen unter ihren Jacketts. Sie taxierten mich kühl, wie eine Horde Schakale einen Löwen beobachten würde. Zusammen würden sie mich wahrscheinlich schaffen, aber nicht einer nach dem anderen. Rink stieg aus dem Wagen aus und stellte sich neben mich. Nun war der Vorteil wieder auf meiner Seite. Rinks Anwesenheit hatte oft diesen Effekt.

Einer der Wachmänner, wohl der Verhandlungsführer, trat vor. Er ging auf die fünfzig zu, hatte aber immer noch einen durchtrainierten Körper und einen aufmerksamen Blick. Sein Bürstenschnitt sagte mir, dass er ein ehemaliger Soldat war, genau wie seine aufrechte Haltung und die abgehackten Bewegungen.

»Was haben Sie hier zu suchen?«, wollte er wissen.

»Das geht Sie nichts an«, erklärte ich ihm.

Jorgensons Mietsklaven interessierten mich nicht. Ich blickte an dem Mann vorbei zur zweiten Limousine und rief: »Sie können mich sehen, Bradley. Der Typ von letzter Nacht. Sie wären gestorben, wenn ich nicht da gewesen wäre. So wie ich das sehe, schulden Sie mir zumindest einige Minuten Ihrer Zeit.«

Ich wartete, der Mann mit dem Bürstenschnitt schaute mich weiter ausdruckslos an. Nach einer

halben Minute – mir war es wie eine Stunde vorgekommen – öffnete sich das Fahrerfenster ein Stück. Der Fahrer sagte nichts. Nur ein Kopfnicken, wortlose Kommunikation mit Bürstenschnitt. Dann setzte das zweite Fahrzeug zurück, wendete zwanzig Schritte dahinter und fuhr den Weg wieder zurück.

»Sie werden vom Tor zurücktreten müssen«, forderte der mit dem Bürstenschnitt.

Ich wollte ihm gerade die Meinung sagen, als ich Rinks Finger an meinem Handgelenk spürte. Einer der anderen Wächter war zu einem Kasten auf einer Stange getreten. Er drückte einen Knopf, und die riesigen Torflügel bewegten sich auf uns zu. Wir waren gezwungen ein paar Schritte zurückzuweichen, damit wir nicht zur Seite geschoben wurden.

»Kommen Sie mit«, befahl Bürstenschnitt.

»Wir nehmen unseren eigenen Wagen«, sagte Rink. Sein Ton machte deutlich, dass er sich nicht auf Diskussionen einlassen würde.

Bürstenschnitt sah zuerst Rink an, dann mich. Er schniefte einmal, dann machte er auf dem Absatz kehrt und bedeutete den anderen, wieder in den Wagen einzusteigen. Nur der Mann am Toröffner wartete noch.

Wieder in den Porsche eingestiegen, fuhr Rink durch das Tor und an der Limousine vorbei. Er wartete, bis der Schließer eingestiegen war und ihr Wagen uns überholt hatte. Dann fuhren wir ihnen hinterher.

»Hm, das war ja leichter, als wir gedacht hatten«, sagte ich zu Rink.

»Vielleicht führen sie uns auch zu einem weniger einsehbaren Ort, um uns zu erschießen«, meinte Rink.

Wir folgten der Limousine und kamen zu einer Ansammlung von Häusern, fast schon einem eigenen Dorf. Wir fuhren daran vorbei. Ich nahm an, dass dort das zahlreiche Personal untergebracht sein musste, das auf einem Anwesen wie diesem gebraucht wurde. An seinem höchsten Punkt lag Neptune Island nur wenige Meter über dem Meeresspiegel. In der Mitte der Insel stieg das Gelände etwas an, fiel aber zur Küste hin wieder ab. Große, beeindruckende Häuser standen direkt am Ufer, die eher an die stattlichen Landhäuser erinnerten, die ich aus meiner Heimat Großbritannien kannte, als an Florida. Sie waren im Abstand von etwa 500 Metern gebaut worden, wie die Türme, die im römischen Reich die Grenzen schützen sollten. Die Limousine steuerte auf das größte Haus von allen zu. Es konnte höchstens fünfzig Jahre alt sein, aber der Architekt hatte seine Inspiration offensichtlich aus der viktorianischen Zeit bezogen. Aus der Vogelperspektive musste sich der Blick auf ein riesiges langgezogenes rotes Ziegeldach in Form eines H eröffnet haben. Aus meinem Blickwinkel sah ich einen dreistöckigen Flügel an jeder Seite, verbunden durch einen Querbau mit Fenstern, die sich vom Dach bis etwa einen Meter über dem Boden erstreckten. Die Fenster sahen aus wie die einer Kathedrale, nur ohne das farbige Glas. Irgendwie schon übertrieben – ganz egal, wie viel Geld man zum Verschwenden hatte.

Der mattsilberne Wagen, in dem Jorgenson gesessen haben musste, war schon dort, aber es saß niemand mehr drin. Der Fahrer hockte auf der Motorhaube. Er hatte die Arme verschränkt, mit einer Hand spielte er lässig in den Falten seines Jacketts herum. Ein zweiter Mann stand rechts von ihm und gab sich im Gegensatz zu seinem Kollegen keine Mühe, seine Uzi-Maschinenpistole zu verbergen. Er hielt sie vor seinem Bauch. Der zweite Wagen parkte daneben und ließ dazwischen Platz für Rinks Porsche.

Bürstenschnitt und seine drei Gehilfen kletterten aus dem Fahrzeug und kreisten den Porsche ein wie hungrige Haie. Sie waren allesamt bewaffnet.

Wir stiegen aus und zeigten deutlich, dass wir keine bösen Absichten hegten: Unsere Pistolen blieben verborgen, und wir zeigten unsere leeren Handflächen. Bürstenschnitt richtete eine Glock 17 auf meine Brust.

»Sie können jetzt aufhören, den starken Mann zu markieren«, sagte ich zu Bürstenschnitt. »Wir sind nicht gekommen, um Ärger zu machen. Wir sind hier, um Jorgenson zu helfen.«

»Wir brauchen keine Hilfe.« Bürstenschnitt winkte uns mit dem Pistolenlauf zum Haus. »Wir werden alleine mit allem fertig, das verspreche ich Ihnen.«

Neben mir brummelte Rink vor sich hin. Er war nicht der Einzige, dem aufgefallen war, was für Amateure diese Typen waren. Welcher Leibwächter würde denn bewaffneten Männern gestatten, ihr Fahrzeug direkt vor den Wohnsitz seines Schutzobjekts zu bringen? Woher wollte er denn wissen, dass wir keine Bombe unter der Motorhaube versteckt hatten? Trotz ihrer Bewaffnung war ich mir ziemlich sicher, dass alle sechs innerhalb von Sekunden tot oder verletzt am Boden liegen würden, wenn Rink und ich unsere Pistolen zogen und feuerten. Bei jeder anderen Gelegenheit hätte Rink den Typen mit dem Bürstenschnitt wohl rundheraus ausgelacht. Aber Rink war nicht gerade bester Laune. Und ich auch nicht.

»Wo ist Jorgenson?«

»Rein ins Haus.«

Er ließ es wie einen Befehl klingen, aber wir wollten ja sowieso dorthin. Zügig strebten wir auf die große Holztür zu, was die anderen aufgeregt hinter uns her stolpern ließ – wie Kinder, die den stärksten Jungs in der Schule nacheifern wollen.

Die Tür öffnete sich, noch ehe wir dort ankamen, zwei weitere Mietschläger empfingen uns. Diese beiden waren die typischen Einschüchterer: Fleischberge mit kahlrasierten Schädeln, gebrochenen Nasen und Tätowierungen auf ihren eingedrückten Fingerknöcheln. Ich ließ sie stehen, mir machten sie nicht im Geringsten Angst. Vor Typen mit eingeschlagenen Fressen musste man sich nicht fürchten, eher vor denen ohne Blessuren, vor denen, die alle Kämpfe gewinnen. Es hört sich vielleicht etwas großkotzig an, aber weder Rink noch ich haben die Visage eines zweitklassigen Preisboxers.

Jorgenson erwartete uns in einem riesigen Raum mit vom Boden bis zur Decke reichenden prall gefüllten Bücherregalen, die einer Universitätsbibliothek zur Ehre gereicht hätten. Ein flüchtiger Blick zeigte mir, dass die meisten Titel nordeuropäischen Sprachen entstammten. Jorgenson saß hinter einem gewaltigen Mahagonitisch, die Ellenbogen darauf, das Kinn auf die Hände gestützt. Er beobachtete unsere Ankunft mit dem Ausdruck gelangweilter Resignation.

»Dann haben Sie es also geschafft, aus dem Haus zu kommen. Ich dachte mir schon, dass ich gesehen hätte, wie Sie hinterher über die Mauer glotzten.«

»Ja, ich habe es geschafft. Ohne Ihre Hilfe«, sagte ich. »Und dass Sie mir eine Flasche übergezogen haben, bevor der Laden in die Luft flog, hat es auch nicht gerade leichter gemacht.« Er richtete sich etwas auf, hob die offenen Handflächen. »Ich konnte mir nicht sicher sein, auf welcher Seite Sie wirklich stehen.«

»Ich war jedenfalls nicht derjenige, der auf Sie geschossen hat.«

»Sie wollten das Haus niederbrennen.«

»Ich glaube, das ist mittlerweile höchstens von nebensächlichem Interesse«, erklärte ich, »wenn man in Betracht zieht, was passiert ist.«

Ein Schatten zog über sein Gesicht. »Mein Vater wurde immer noch nicht gefunden.«

Bürstenschnitt und ein weiterer Mann waren uns in das Zimmer gefolgt, die anderen standen in verschiedenen bedrohlichen Posen im Flur herum.

»Entspannen Sie sich mal, Jorgenson. Wenn ich Sie töten wollte, dann hätte ich es schon getan.«

Ich hielt seinem Blick stand, schließlich nickte er. Er schickte den Pöbel mit einer Handbewegung weg, zeigte aber an, dass Bürstenschnitt und der andere Mann in der Nähe bleiben sollten. Ich sagte: »Besser wäre es, wenn wir uns ungestört unterhalten könnten.«

»Sie haben mich noch nicht umgebracht«, antwortete Jorgenson. »Das muss aber nicht heißen, dass Sie es nicht noch tun.«

Rink lachte süffisant. »Glauben Sie denn, diese hilflosen Arschlöcher könnten uns davon abhalten?«

»Hey!«, meldete sich Bürstenschmitt. Er trat näher und baute sich auf, dann wurde ihm aber bewusst, wie groß Rink war, und er fiel wieder in sich zusammen. Rink schaute ihn an, als ob er Scheiße am Schuh hätte.

Jorgenson lächelte über die testosteronschwangere Atmosphäre. »Mr. Seagram ist ein hoch angesehener Personenschützer. Er kam mit den besten Empfehlungen von den Marines.«

»Hurra«, knurrte Rink. »Was haben Sie denn bei den Marines gemacht, Seagram? Gekocht?«

»Ich war in West Point«, gab der zurück.

Rink schniefte unbeeindruckt. »Ja, dort haben sie auch Köche. Ganz anständige sogar, das muss ich zugeben.«

Seagram sah aus, als ob er sich eine Backpfeife eingefangen hätte. Aber ich erkannte, dass es in ihm arbeitete. Rink hatte ihn beleidigt und ihm im gleichen Atemzug ein Kompliment gemacht. Rink grinste ihn an, um ihm zu zeigen, dass er ihn nur aufgezogen hatte. Es war die Art von Soldatenhumor, bei der man alle runterputzt, die nicht bei einem selbst in der Einheit waren. Seagram trollte sich ratlos.

»Sind wir jetzt fertig?«, fragte Jorgenson.

»Wir haben noch nicht einmal angefangen«, erklärte ich ihm.

»Das stimmt. Ich weiß immer noch nicht, wer Sie sind.«

»Wo ist Marianne?«

»Warum wollen Sie das wissen?«

»Weil wir eher wegen ihr hier sind als wegen Ihnen.«

»Darf ich fragen warum?«

»Sie dürfen.«

Er schüttelte den Kopf. »Darf ich fragen, wer Sie sind?«

»Ich bin Joe Hunter.«

»Und er?« Jorgenson schaute zu Rink.

»Er kann für sich selbst sprechen«, sagte Rink. »Meine Freunde nennen mich Rink. Aber Sie können mich Jared Rington nennen.« Er warf Seagram einen Blick zu. »Und für Sie Mr. Rington.«

Seagram zischte etwas vor sich hin. Er drehte uns den Rücken zu, ging zur Wand und lehnte sich an ein Bücherregal. Der andere Mann, der während des Ganzen stumm geblieben war, blinzelte hektisch und schaute von Seagram zu Jorgenson. Ein klapperdürerer Junge mit abstehendem sandfarbenem Haar und Sommersprossen. Seinem frischen Gesicht nach konnte er die Highschool noch nicht lange hinter sich haben. Und in diesem Moment sah er so aus, als ob er viel lieber wieder dort wäre.

»Was haben Sie für ein Interesse an mir?«, fragte Jorgenson.

»Keins. Wir sind wegen Marianne gekommen.«

Jorgensons Mundwinkel zuckten. »Marianne kennt Sie auch nicht. Sie hat mir erzählt, dass Sie im Garten mit ihr gesprochen haben. Aber sie sagt, sie hätte Sie nie zuvor gesehen. Stimmt das?«

»Zweifeln Sie an ihr?«

»Nein.« Jorgenson starrte mich an. »Ich liebe sie.«

»Schöne Form von Liebe«, murmelte Rink.

Jorgensons Blick zuckte zurück zu Rink. Vom Hals aufwärts schoss ihm die Farbe ins Gesicht, seine Wangen waren übersät mit roten Sprenkeln.

»Was soll denn *das* heißen?«, wollte er wissen.

Ich trat vor und legte die Faust auf den Schreibtisch. Zeit zum Eingreifen, dachte ich. Rink war nicht in der Verfassung, die Verhandlungen zu führen. »Vergessen Sie's«, sagte ich. »Mich

interessiert viel mehr, was letzte Nacht passiert ist. Der Mann kam in Ihr Haus, um Sie beide zu töten. Man hat uns beauftragt, Marianne zu beschützen. Sie sagen, Sie lieben sie. Wenn das der Fall ist, möchten Sie auch, dass Marianne geschützt wird. Es kommt mir also so vor, als hätten wir das gleiche Ziel.«

»Wir brauchen Sie nicht«, mischte sich Seagram von der anderen Seite des Zimmers ein.

»Nein?«

»Ich traue meinen Leuten zu, uns zu beschützen«, meinte Jorgenson.

»Das sollten Sie aber nicht. Ihre Leute haben Männern das Tor geöffnet, über die sie nichts wussten, und haben uns gestattet, unsere Waffen mit reinzubringen. Wir haben einen Wagen vor der Tür geparkt, der nach allem, was sie wussten, ohne weiteres vollgeladen sein könnte mit Sprengstoff.«

Jorgenson lauschte nickend meinen Erläuterungen. Dann hob er den Finger: »Aber das war, nachdem ich Sie auf dem Überwachungsmonitor gesehen hatte. Ich habe Sie wiedererkannt. Wie Sie schon eingangs erwähnten: Wenn Sie mich töten wollten, hätten Sie es längst getan.«

»Stimmt. Hätte ich.«

»Ich gehe davon aus, dass Sie mir ein Angebot unterbreiten wollen?«

»Ich habe kein Interesse daran, für Sie zu arbeiten, wenn Sie das meinen.«

Jorgenson zuckte mit den Achseln. Er sah Seagram an. »Ich bin mit den Männern zufrieden, die ich bereits habe.«

»Schön«, sagte ich. »Aber ich möchte mit Marianne sprechen. Wenn sie es will, dann werden wir für sie arbeiten.«

»Und wenn ich das nicht zulasse?«

»Dann haben wir ein Problem.«

Dantalion saß wieder in seinem Minivan, unterwegs Richtung Norden. Er fuhr die Begrenzungsmauer des Anwesens ab, auf der Suche nach weiteren Zugangsmöglichkeiten, sollte sein ursprünglicher Plan scheitern. Die Mauer war an den meisten Stellen etwa dreieinhalb Meter hoch. Zwar hatte man nirgendwo zu krassen Abschreckungsmitteln wie NATO-Draht gegriffen, aber er war sich sicher, dass berührungsempfindliche Sensoren auf der Mauerkrone angebracht und weitere auf dem Gelände verlegt worden waren. Das könnte sich als Problem herausstellen, aber kein unüberwindbares für jemanden mit seinen Fähigkeiten. Die Überwachungskameras machten ihm auch keine allzu großen Sorgen. Mit einem gut gezielten Schuss ließe sich eine Kamera außer Gefecht setzen. Bei einem System mit so vielen Kameras musste mit gelegentlichen Funktionsstörungen gerechnet werden. Bis die Techniker-Crew die kaputte Kamera lokalisiert hätte, wäre er schon längst auf dem Gelände gewesen, hätte seinen Auftrag erledigt und wäre wieder verschwunden. Größere Sorgen hätte es ihm bereitet, würden Wachhunde das Anwesen schützen. Es hätte eines meisterhaften Magiers bedurft, unbemerkt auf Feindesland zu gelangen, wenn dort trainierte Wachhunde herumliefen.

Manchmal wünschte er sich, seine angenommene Identität hätte alle Vorteile des ursprünglichen Dantalion. Engel der Finsternis haben von Hunden nichts zu befürchten. Aber als Normalsterblicher musste er für eine solche Eventualität gerüstet sein.

Er holte sein BlackBerry heraus und überprüfte, ob sich jemand gemeldet hatte. Nichts Neues. Nur die schon gelesene Mitteilung, dass die Zahlung noch nicht eingetroffen war. Mit einer Hand am Steuer tippte er eine Nachricht und schickte die Mail auf ihren Weg in den Cyberspace. Die Augen für Sekundenbruchteile von der Straße abgewandt, hätte er beinahe die Insassen des Fahrzeugs übersehen, das ihm auf der anderen Straßenseite entgegenkam. Da war jedoch etwas in seinem Unterbewusstsein, das ihn einen bewundernden Blick auf den Porsche Boxster werfen ließ. Diese schlanke Schönheit war so schwarz wie glitzernder Teer. Der Mann, der den Wagen fuhr, interessierte ihn nicht, ein muskulöser Grobian mit schwarzem Haar und gelbbrauner Haut. Er hatte eine Narbe quer über das Kinn, die so hell leuchtete wie Dantalion's ganzer Körper. Es war der Beifahrer, der Dantalion auffiel.

Er war nicht so kräftig wie der Fahrer, eher breit gebaut als muskulös, mit den Schultern eines Schwimmers oder Turners. Sein kurzes braunes Haar zeigte nur liches Grau an den Schläfen. Er hatte die Art von Gesicht, mit dem man gut in der Masse untertauchen konnte, aber die Intensität seines Blickes würde ihn immer verraten. Frauen mussten diese Augen lieben, Männer sie fürchten.

Dantalion fluchte leise vor sich hin.

Es war der Schütze von letzter Nacht.

»Wie zum Teufel konnte er *diese* Explosion überleben?«, fragte er sich laut.

Aber dann war der Porsche an ihm vorbei, und er fragte sich, ob er sich nicht getäuscht hatte. Vielleicht war es doch jemand anders. Er hatte ihn nicht so gut sehen können, vielleicht sah dieser Beifahrer dem Mann nur entfernt ähnlich, der ihn beinahe getötet hatte.

Seine Hand wanderte an seinen Oberschenkel. Die Schusswunde bereitete ihm andauernde Schmerzen, die von seiner Hüfte das Rückgrat hochwanderten. Hätte er ein paar Zentimeter weiter rechts gestanden, hätte die Kugel ein tödliches Ziel gefunden.

Wer immer der Mann auch war, es war unmöglich, dass er aus dem explodierenden Gebäude entkommen sein konnte. Genau in dem Moment, als Dantalion gehört hatte, wie er ins Schlafzimmer geflüchtet war, hatte er das Feuerzeug angemacht. Bis zur Detonation waren nur

Sekunden vergangen.

Nein. Der Möchtegern-Killer war genauso tot wie alle anderen in dem Haus. In Dantalion's Buch hatte er bereits eine Nummer zugeteilt bekommen. Direkt unter Bradley Jorgenson und Marianne Dean. Die Zahlen logen nicht, niemals.

Trotzdem suchte er nach einer Wendemöglichkeit und nahm mit dem Minivan die Verfolgung des Porsche auf. Der Mann hatte die Augen eines Killers. Selbst wenn es sich nur um einen Doppelgänger handeln sollte – Dantalion musste es herausfinden. Vielleicht würde er ihn sogar töten müssen.

Einen guten Kilometer später kam Dantalion am Haupteingang des Jorgenson-Anwesens vorbei. Er hatte es so sehr darauf angelegt, den Porsche einzuholen, dass er ihn fast verpasst hätte. Das Fahrzeug parkte vor dem Haupteingang. Die beiden Insassen des Porsche redeten mit Jorgensons Wachpersonal auf der anderen Seite des Zauns. Er erhaschte nur einen kurzen Blick und konnte sich nicht sicher sein, ob der kleinere der beiden Männer tatsächlich der von letzter Nacht war. Er stand mit dem Rücken zu Dantalion und trug andere Kleidung. Aber etwas fiel ihm auf: das Gesicht eines der Wachmänner. Dantalion erkannte ihn wieder. Der Typ mit dem Bürstenschnitt. Er war einer der Männer, die gestern seinen Klienten Petre Jorgenson begleitet hatten. Einer der beiden, die im Bayside Park in Miami Interesse an der Statue des Christoph Kolumbus geheuchelt hatten.

Zählte er eins und eins zusammen, konnte es dafür nur eine Erklärung geben. Bürstenschnitt hatte Petre begleitet. Der hatte ihn beauftragt, Jorgenson und Dean zu töten. Ein Fremder war aufgetaucht und hatte ihn beinahe getötet. Ein Fremder, der mehr als eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Auftragskiller aufwies, der gerade mit dem Bürstenschnitt-Typen sprach. Das konnte nur eins bedeuten: Dantalion war von Petre in die Falle gelockt worden.

Er wendete den Minivan.

Raste zurück in nördlicher Richtung.

Er ließ das Fenster herunter, zog seine Beretta und hielt sie aus dem Fenster.

Von Zeit zu Zeit war ein guter alter Drive-by genau das probate Mittel.

Er ging vom Gas, als er sich erneut dem Eingangstor näherte. Hielt die Pistole fest gegen den Fensterrand gedrückt.

Aber er kam zu spät.

Der Porsche war bereits auf dem Gelände und folgte einer silbernen Limousine auf der Zufahrt.

Weitere Männer stiegen in einen zweiten silbernen Wagen. Bürstenschnitt war einer von ihnen.

Ein einzelner Wächter stand neben einer Schaltkonsole, das Tor schloss sich gerade. Dantalion

zog die Beretta gerade zurück, als der Wachmann in seine Richtung sah. Dantalion nickte ihm zu, als sei er ein Tourist, der die Ausfahrt genoss und alle grüßte, die ihm unterwegs begegneten.

Dem Wächter fiel es nicht einmal auf. Dantalion beschleunigte wieder.

Gelegenheiten wie diese boten sich nicht allzu oft. Und er hatte sie verpasst. Aber an diesem Abend würde sich eine weitere Möglichkeit eröffnen, und dieses Mal würde er sie nicht verpassen.

»Wer sind Sie?«

Mir wurde immer wieder die gleiche Frage gestellt. Es war wohl an der Zeit, dass ich mich etwas deutlicher erklärte, statt einfach nur meinen Namen zu nennen und zu sagen, dass ich hier war, um zu helfen. So viel hatte Marianne schon verdient.

»Mein Name ist Joe Hunter«, sagte ich.

»Also haben Sie nicht gelogen.« Ich verstand nicht genau, wie sie das gemeint hatte. Sie fuhr fort: »Als Sie sich gestern vorstellten, sagten Sie, Ihr Name sei Joe.«

»Mit dem anderen, was ich sagte, habe ich auch nicht gelogen.«

»Dass Sie hier seien, um zu helfen?«

Wir befanden uns in einem Zimmer neben der Bibliothek. Rink leistete Bradley, Seagram und dem dritten Mann Gesellschaft. Ich hoffte nur, dass Rinks Übellaunigkeit keine Konfrontation hervorrief, bevor ich Marianne von unseren guten Absichten überzeugen konnte.

Sie hatte sich verändert, seit ich sie zum letzten Mal gesehen hatte.

Sie trug schwarze Hosen und Pumps und eine hellbeige Bluse. Aber das meinte ich nicht.

Sie sah anders aus.

Ihr hellbraunes Haar trug sie nun offen, es war voller Volumen, als ob es erst vor kurzem geföhnt worden war. Ihre Haut wirkte rosig, und sie umgab ein Duft, der eher von Seife als von teurem Parfüm stammte. Ich schätzte, dass sie lange und heiß geduscht hatte. Nach ihrer Flucht aus dem Haus auf Baker Island musste ihre Kleidung nach Rauch, Staub und Schutt gestunken haben.

Aber das war nicht das, was sie hatte wegschrubben wollen. Man konnte sich so oft waschen, wie man wollte, aber um sicher zu sein, musste man die Erinnerungen aus dem Gedächtnis löschen.

Manchmal war das nötig, um den Gestank des gewaltsamen Todes loszuwerden.

Sie saß auf dem Rand eines Schreibtischs und ließ ihre Füße baumeln. Die Arme hatte sie vor der Brust verschränkt. Eine widersprüchliche Körpersprache: Sie war das junge unschuldige Mädchen, aber die verschränkten Arme zeigten an, dass sie nun einiges mehr gesehen hatte, als ihre jungen Jahre vermuten ließen, und dass sie wusste, dass sie sich schützen musste. Sie hatte etwas erlebt, das die meisten Erwachsenen niemals durchmachen mussten, von einem Kind ganz zu schweigen. Sie hatte sterben sollen, doch sie hatte überlebt – und plötzlich spürte sie ihre Sterblichkeit so schwer auf sich lasten wie das einstürzende Haus, das sie nur knapp verfehlt hatte.

»Woher haben Sie gewusst, dass ... dass dieses Monster kommen würde?«

»Ich habe es nicht gewusst«, sagte ich. »Ich war aus einem anderen Grund da.«

Sie starrte auf ihre Füße. Jetzt hielt sie sie still.

»Mein Vater?«

»Ja. Ihr Vater hat mich gebeten, Sie nach Hause zu holen.«

»Ich möchte nicht nach Hause.«

»Verstehe. Sie sind jetzt erwachsen. Sie wollen Ihr eigenes Leben leben.«

Sie schüttelte langsam den Kopf. »Das habe ich nicht damit gemeint. Ich möchte nicht nach Hause. Hier spielt sich mein Leben ab. Mit Bradley.«

»Sie müssen keine Angst vor ihm haben. Wenn Sie es möchten, bringe ich Sie jetzt von hier weg.«

Marianne lachte kurz auf. Aber nicht, weil es so witzig war. Und auch nicht aus Erleichterung.

»Angst vor ihm, ja, das könnte man so sagen.«

»Ich werde nicht zulassen, dass er Ihnen noch einmal wehtut«, versprach ich.

»Wenn Sie mich nach Hause bringen, wird ihn niemand davon abhalten können. Sie können nicht die ganze Zeit auf mich aufpassen. Früher oder später würde er mich erwischen.«

»Was hat er Ihnen angetan, Marianne? Dass Sie solche Angst vor ihm haben? Ich habe die Polizeifotos gesehen, als er Sie angegriffen hat. Warum haben Sie die Anzeige nicht weiterverfolgt? Dann wäre schon alles vorbei. Sie wären ihn los.«

Der Blick, den Marianne mir zuwarf, machte mir deutlich, dass sie bereits vor dem Horror, den sie auf Baker Island durchmachen musste, viel reifer gewesen war, als es ihr Alter vermuten ließ.

»Aus Liebe«, sagte sie. »Es macht nichts, dass er mir wehtut, *ich liebe ihn*. Wie könnte ich ihn verhaften und anklagen lassen? Das würde ihn zerstören. Damit könnte ich nicht leben.«

»Ein Mann, der Frauen schlägt, hat Ihre Liebe nicht verdient.«

»Nein, wahrscheinlich nicht. Aber ich kann nichts gegen meine Gefühle tun. Ich kann sie nicht ignorieren.«

Es klopfte an der Tür. Jorgenson trat ein, ohne auf eine Antwort zu warten. Als er mein Gesicht sah, hielt er inne. Ich musste meine ganze Willenskraft zusammennehmen, um ihn nicht am Hals zu packen und durch die nächste Wand zu hauen. So ballte ich nur die Faust, ein Schlag in die Magengrube sollte zumindest drin sein. Marianne rettete ihn vor seiner Bestrafung.

Sie ließ sich vom Schreibtisch heruntergleiten und ging zu ihm. Sie umarmte ihn und sah ihn an, er küsste sie auf ihre Nasenspitze.

»Geht's dir gut, Baby?«, fragte er sie und sah mich über ihren Kopf hinweg mit halb geöffneten Augen an.

»Mir geht es gut, Süßer«, antwortete sie ihm.

Ich musste mich wegrehen.

Liebe macht blind, sagt man. Vielleicht ist sie auch ein Betäubungsmittel.

Rink kam durch die Tür, gefolgt von Seagram.

»Was gibt's, Rink?«, fragte ich.

»Ich habe Bradley erklärt, was wir von der Situation halten. Wer den Auftragskiller auf ihn angesetzt haben könnte. Bradley hat eingesehen, dass wir dabei helfen könnten, ihn zu stoppen.«

»Wir sind wegen Marianne hier«, sagte ich.

»Marianne gehört zu mir«, sagte Jorgenson.

Ich nickte einmal. Hob kurz das Kinn. Er konnte die Wut in meinem Gesicht sehen. Jetzt war er sich nicht mehr so sicher, dass es eine gute Idee war, mich zu provozieren.

»Maris Sicherheit geht mir über alles. Wenn es okay für dich ist, Baby, dann lasse ich sie hierbleiben.«

Marianne sah mich an. Ihren Mitwisser. »Ich vertraue ihnen.«

»Dann werden wir bleiben«, sagte ich. Ich blickte rüber zu Rink. Die Sorge um seine kranke Mutter musste an ihm nagen, aber mit einem Schulterzucken stimmte er zu. Dann betrachtete ich das Zimmer näher, die riesigen Fenster. »Hier ist es nicht sicher. Wir sollten irgendwohin umziehen, wo wir nicht so leicht angreifbar sind.«

Jorgenson sah sich die Fenster an. Die Aussicht war phänomenal: der weite Himmel und das offene Meer. »Wovor sollten wir denn Angst haben?«

»Ein Boot draußen auf dem Wasser. Jeder halbwegs anständige Scharfschütze könnte Sie aus einem guten Kilometer Entfernung treffen«, erklärte ich. »Aber das hatte ich nicht gemeint.«

»Und was hatten Sie gemeint?«, fragte Jorgenson.

Mit einem Blick auf Seagram sagte ich: »Jetzt nicht. Wir sprechen später darüber. Zuerst möchte ich Marianne an einen Ort bringen, wo es wenigstens ein bisschen sicherer ist.«

»Mein Zimmer wäre doch ganz gut, oder?«, schlug Marianne vor. »Außerdem kann ich mich dort beschäftigen.«

»Wie viele Männer haben Sie hier im Haus?«, fragte ich Seagram direkt ins Gesicht.

Er musste nicht lange überlegen. »Acht, mich eingeschlossen. Und dann gibt es noch fünf Mann Personal.«

»Die Unglückszahl Dreizehn«, meinte Rink.

»Holen Sie sie alle zusammen, Seagram. Sagen Sie ihnen, dass niemand sich Marianne nähert, bis das hier vorbei ist.«

»Moment mal«, sagte Seagram. »Wer hat Sie denn zum Chef gemacht? Ich bin hier der Leiter des Sicherheitspersonals, ich bestimme, was getan wird.«

»Nein«, mischte sich Jorgenson ein. »Ich bestimme, was getan wird. Hunter hat Recht. Der Mann, der uns letzte Nacht umbringen wollte, trug eine Verkleidung. Jeder könnte es gewesen sein. Wer weiß, vielleicht ist er schon im Haus?«

»Ich kenne alle meine Männer persönlich«, sagte Seagram aufgebracht. »Ich lege für jeden Einzelnen die Hand ins Feuer.«

»Ihre Männer liegen Ihnen am Herzen«, sagte ich, »das ist gut. Wenn Sie das Leben Ihrer Männer retten wollen, dann sorgen Sie verdammt nochmal dafür, dass sie sich von Mariannes Zimmer fernhalten. Und das Gleiche gilt für Sie.«

An meiner Drohung war nichts Zweideutiges. Es war eine deutliche Herausforderung. Ich erwartete, dass er klein beigab, und das tat er auch. Er drehte ab und ging schnellen Schrittes davon. Ich konnte hören, wie er seine Männer im Flur wütend anschrie. Ich achtete nicht weiter auf ihn. Seagram war ein Arschloch, und es war gut, dass er uns nicht mehr im Weg war.

»Er kann sich um Ihre persönliche Sicherheit kümmern, Jorgenson. Dagegen habe ich nichts. Aber wenn es um Marianne geht, sind wir am Zug. Sollten Sie gerade bei ihr sein, dann ist das eben so. Dann werden wie Sie ebenfalls beschützen.«

»Ich treffe mich in einer Stunde mit meinen juristischen Beratern«, sagte Jorgenson. »Sie haben ein Treffen mit der Polizei arrangiert. Ich muss erklären, was auf Baker Island vorgefallen ist.«  
Komplikation.

»Es ist Ihre Entscheidung, aber an Ihrer Stelle würde ich leugnen, dass ich dort war. Sie waren letzte Nacht hier auf Neptune Island, und Marianne war bei Ihnen.«

»Sie erwarten, dass ich lüge?«

»Fürs Erste, ja.« Marianne schaute mich mit halb geöffnetem Mund an. Sie fragte sich wohl, ob es die falsche Entscheidung war, mir zu vertrauen. Ich sagte zu ihr: »Wenn die Polizei glaubt, dass Sie hier waren, werden ihre Ermittlungen erst mal behindert, klar. Aber sie werden diesen Killer nicht aufhalten können. Die Polizei wird auch nicht die Person aufhalten, die den Killer engagiert hat. Das Einzige, was passieren wird, ist, dass noch mehr Personen Zutritt zu Ihrem Haus erhalten. Der Killer könnte sich einschleichen und hätte leichtes Spiel. Außerdem wird es unmöglich sein, Sie zu beschützen, wenn Sie nach Miami zum Verhör müssen.«

Jorgenson rammte die Hände in seine Hosentaschen. »Mein Vater ist tot. Kaltblütig erschossen. Wie können Sie da erwarten, dass ich eine Lügengeschichte erzähle? Ich war dabei und habe den Mann gesehen, der es getan hat. Genau wie Marianne. Genau wie Sie. Wir sind alle Zeugen.«  
Jorgenson starrte mich an, mit seinem ungläubig offen stehenden Mund fast ein Spiegelbild Mariannes.

»Sie haben Recht. Aber unsere Aussage ist einen Dreck wert. Der Mann trug eine Verkleidung. In Wirklichkeit wird er in keinster Weise so aussehen, wie wir ihn beschreiben können.«

»Woher wissen Sie, dass er verkleidet war?«

»Ich habe etwas gesehen, aber zu der Zeit war es mir noch nicht klar. Ein bleicher Streifen an seinem Kinn. Zuerst dachte ich, es wäre Staub, aber ich habe die ganze Zeit darüber nachgedacht. Mittlerweile glaube ich, dass er seine Haut künstlich abgedunkelt hat. Der helle Fleck war seine natürliche Hautfarbe. Und sein Haar ist auch nicht schwarz.« Ich erinnerte mich an den Mann im blauen Anzug, der aus den Haustrümmern davonestolperte. In der Nacht hatte ich ihn für einen

Passanten gehalten, den die Explosion überrascht hatte. Deshalb hatte ich auch nicht auf ihn geschossen. »Der Killer hatte schwarze Haare, aber es muss sich um eine Perücke gehandelt haben. In Wirklichkeit hat er längere blonde Haare.«

»Dann erzählen Sie das der Polizei.«

»Das bringt nichts.«

»Die Polizei wird uns sämtlichen Schutz gewähren, den wir benötigen.«

»Nein«, sagte ich. »Sie bescheren dem Killer nur mehr Möglichkeiten, sich Ihnen zu nähern. Besser, wenn wir es auf meine Art angehen. Dieser Mann weiß nicht, dass ich die Detonation überlebt habe. Er weiß nichts von Rink. Er erwartet nicht, dass wir hier sind. Deshalb können wir ihn erwischen.«

»Und was, wenn nicht?«, fragte Marianne. »*Was, wenn er Sie zuerst erwischt?*«

»Dann können Sie immer noch zur Polizei gehen und alles erzählen.«

Hobe Sound in Marin County, Florida, hatte eine bewegte Geschichte. Im ersten Viertel des letzten Jahrhunderts war die Filmindustrie das ganz große Ding in Florida. Das Ziel der Olympia Improvement Association war es, Hobe Sound baulich zu erschließen und dort ein Filmproduktionszentrum mitsamt angeschlossener Stadt im Stile des alten Griechenland entstehen zu lassen. Für eine kurze Zeit trug Hobe Sound den Beinamen »Picture City«. Ein Hurrikan im Jahr 1928 machte allerdings diese Pläne zunichte, verwüstete die Gegend und setzte dem Grundstücksboom ein Ende – aus den Hoffnungen der OIA wurde nichts. An all das erinnerten nur noch die Straßennamen: Zeus, Saturn, Mercury, Apollo, Athena und so weiter. Seltsame Namen waren nichts Besonderes für jemanden, der sich nach einem gefallenen Engel benannt hatte, aber selbst Dantalion ging Downtown Demeter Plaza zu weit. Er saß auf der Terrasse eines Cafés mit dem Allerweltsnamen »Pots and Pans«, das seine Gäste mit einem lebensgroßen bockbeinigen Waldgeist begrüßte, auf dessen Bauch mit Kreide die Tagesgerichte angeschrieben standen. Die Panflötenmusik, die aus quäkenden Lautsprechern über der Tür tönte, hörte sich unglücklicherweise eher nach Peru an als nach dem alten Griechenland.

Er ertrug den Laden, weil er es musste. Sein Mitarbeiter hatte alles besorgt, was er für seinen Angriff auf Neptune Island brauchen würde, und wollte es ihm hier innerhalb der nächsten Stunde übergeben. So lange biss er die Zähne zusammen, trank Kaffee, der so stark war wie Getriebeöl, und hielt sich unter dem Schirm am Tisch vor der Sonne verborgen.

Es war schon später Nachmittag, aber immer noch weit über dreißig Grad heiß. Unter seinem weiten Mantel lief ihm der Schweiß den Rücken herab und sammelte sich auf dem Kunststoffsessel, auf dem er saß. Bequem war das nicht, und die Wunde an seinem Oberschenkel meldete sich wie aus Protest. Er war nicht sehr glücklich.

Banyanbäume mit ihren merkwürdig gewundenen Stämmen und Ästen schirmten den Verkehrslärm der nahe gelegenen Athena Street ab. Gegen das harsche Licht der tief stehenden Sonne betrachtet, sahen sie aus wie die Silhouetten deformierter Riesen. Das Geplapper der Touristen und Einheimischen hielt sich in Grenzen, als ob die Hitze ihnen sämtliche Kräfte geraubt hätte, das Sprechen viel zu anstrengend wäre, als dass es über ein Flüstern hinausgehen konnte.

Er betrachtete die Leute im Einkaufszentrum, sich durchaus ihrer neugierigen Blicke bewusst. Hier unter seinem Sonnenschirm fiel er auf wie eine Kerzenflamme in einer dunklen Grube. Es gefiel ihm nicht, so viel Aufmerksamkeit zu erregen, aber letztendlich hatte er auch nicht vor, hier jemanden zu töten. Zumindest nicht, wenn sie bald das verdammte Geflüte abstellten!

Ein fatter Mann kam auf ihn zu. Er trug weite Flanellhosen und ein schwarzes Hemd mit aufgestickten Flammen, die seine Ärmel hochzüngelten. Schweiß stand ihm auf der Stirn wie Morgentau. Er trug einen Rucksack. Dantalion nickte seinem Mitarbeiter zu. Der Mann glaubte ihn zu kontrollieren, aber Dantalion wusste es besser. Der Dicke war bloß der Lastesel, der ihm sein Material brachte.

Er setzte sich, der Stuhl quietschte unter seinem Gewicht. Er stellte den Rucksack auf den Boden und schob ihn mit ein paar kräftigen Tritten weiter unter den Tisch. Dantalion zog den Rucksack mit einem Fuß am Tragegurt zu sich. Er fühlte sich schwer an.

»Möchten Sie Kaffee, Gabe?«, fragte Dantalion.

Gabe Wellborn wischte sich mit der Handfläche den Schweiß von der Stirn, wobei die Tröpfchen auf das Tischtuch spritzten. Missmutig starrte Dantalion auf die feuchten Flecken und dann in das verschwitzte Gesicht des Mannes.

»Oder möchten Sie lieber etwas Kälteres?«

»Das wäre mir sehr recht, Mr. Talion.«

Dantalion winkte einen Kellner zu sich. Der Mann bewegte sich, als ob er alle Zeit der Welt und nicht die Absicht hätte, etwas davon zu verschwenden.

»Kaffee für mich, und für meinen Freund, was er haben möchte«, sagte Dantalion.

»Mineralwasser«, sagte Gabe. »Mit Eis. Jede Menge Eis.«

Der Kellner machte sich nicht die Mühe, die Bestellung zu notieren. Schlechte Angewohnheit, dachte Dantalion. Dann spazierte der Kellner nach drinnen, um ihre Getränke zu holen. Seiner wenig motivierten Art nach zu urteilen, würde er wohl erst in etwa fünfzehn Minuten wiederkommen.

»Haben Sie das, worum ich Sie gebeten habe?«

Gabe nickte. »Ist da drin. EMF-Messgerät, Gen-3-Nachtsichtgerät, Schalldämpfer und Munition für eine Beretta 92, Ketamin plus Überträger – genau wie Sie es wünschten.«

»Danke schön.«

»Seien Sie vorsichtig, Mr. Talion. Mit dem Schalldämpfer und der Munition kennen Sie sich ja aus, da muss ich Ihnen nicht erst sagen, dass das illegal ist. Aber ich wollte Sie noch einmal auf die Droge hinweisen: Ketamin ist mittlerweile eine angesagte Partydroge. Wenn man das bei Ihnen findet, sitzen Sie schneller im Bau, als Sie denken.«

»Das ist doch ein Anästhetikum für Tiere, oder nicht?«

»Ursprünglich ja, aber das hält die Cracktypen nicht davon ab, sich das Zeug zu spritzen.

Heutzutage wird es auch als Antidepressivum für Menschen genutzt, ist streng verschreibungspflichtig. Es hat schwere halluzinogene Nebenwirkungen, sollte die falsche Dosis verabreicht werden.«

»Keine Sorge, Gabe, ich werde es nicht an Menschen ausprobieren.«

»Erlauben Sie mir die Frage, was Sie damit vorhaben?«

»Wenn ich Ihnen das erzählen würde, müsste ich Sie töten«, witzelte Dantalion. Gabes erschrockenem Gesichtsausdruck nach zu urteilen, hielt er das nicht für einen Scherz.

»Das ist Ihre Sache, Mr. Talion. Ich dachte nur, ich könnte Ihnen einen Hinweis zur korrekten Dosierung geben.«

»Ich weiß, wenn es genug ist.«

»Haben Sie vor, auf Geisterjagd zu gehen?«, fragte Gabe. »Messgerät für elektromagnetische Felder und Nachtsichtgerät gehören zur Standardausstattung, wenn man paranormale Phänomene erforschen will.«

»Könnte schon sein, dass es ein paar Geister mehr gibt, wenn ich fertig bin«, erklärte ihm Dantalion. »Zum Beispiel den Ihren, wenn Sie nicht aufhören, dämliche Fragen zu stellen.«

Gabe zuckte mit den Schultern. Er wusste, wann er den Mund halten musste, wenn er in der Gesellschaft von *Dan-fucking-talion* war.

Der Kellner kehrte zurück. Er stellte die Getränke auf dem Tisch ab und knallte einen Beleg hin. Dantalion warf ihm ein paar Dollarscheine zu. Der Mann schmalzte mit der Zunge und griff nach den Scheinen. Dantalion konnte dem Drang, ihm den Arm zu brechen, gerade noch widerstehen. Das würde die faule Drecksau schon lehren, sich etwas schneller zu bewegen. Als der Kellner sich an einen Ort zurückgezogen hatte, an dem er ungestört seine Fingernägel inspizieren konnte, beugte sich Dantalion zu Gabe vor.

»Gibt es was Neues von Baker Island?«

»Die Rettungsmannschaften durchkämmen immer noch das Haus. Sie haben noch keine offiziellen Verlautbarungen über die Anzahl – oder die Namen – der aufgefundenen Opfer gemacht. Es gibt eine Menge Spekulationen in den Medien, die werfen mit Namen um sich wie Hochzeitsgäste mit Reis. Aber das sind alles nur Vermutungen, es gibt keine verlässlichen

Anhaltspunkte. Bradley Jorgenson weigert sich, mit der Polizei zu sprechen. Ich bin mir aber sicher, dass er in nächster Zeit vorgeladen wird, und dann muss er mit der Wahrheit auf den Tisch.«

Dantalion war gerade dabei, die Kaffeetasse an seine Lippen zu führen. Kaffee spritzte auf seinen Mantel und hinterließ einen Flecken, der aussah wie eine monatealte Messerwunde. »Was sagen Sie da? *Bradley Jorgenson* weigert sich ...«

»Ja, er hat hochbezahlte Anwälte, die die Cops auf Distanz halten. Natürlich geht das auch nicht auf ewig gut. Ganz egal, wie viel Geld er hat, die Polizei führt Ermittlungen in einem möglichen Mordfall und –«

Dantalion donnerte seine Tasse auf den Tisch.

»Ich habe Bradley Jorgenson getötet«, zischte Dantalion, »haben Sie das vergessen, Gabe?« Gabe blinzelte hektisch. Er ließ sich nach hinten in seinen Stuhl zurücksinken, um Dantalions Wutanfall zu entgehen, der zwangsläufig kommen musste. Aber er kam nicht. Trotz seines Scherzes, ihn zu töten, war Gabe für Dantalion zu wichtig, um jetzt niederen Instinkten nachzugeben. Gabe fasste wieder Mut. »CNN sagt was anderes. Sie berichten, er befinde sich gerade in seinem Haus auf Neptune Island.«

»Und das Mädchen? Marianne Dean?«

»Die ist bei ihm.«

»Scheiße!«

Überstürzt stand Dantalion auf. Das Ziehen in seinem verwundeten Bein ignorierte er. Seine Wut war stärker als der Schmerz.

»Deswegen hat der Klient also seine Zahlung nicht geleistet!«

»Schätze ich auch. Tut mir leid, Mr. Talion, ich dachte, Sie hätten das gewusst.«

»Nein, Gabe, das habe ich nicht gewusst.« Er griff in seine Tasche und spielte mit dem Rücken seines Buchs. Zog die Finger wieder heraus und wischte sie am Mantel ab. Das Buch hatte ihn angelogen. Die Zahlen stimmten gar nicht. »Aber es sieht so aus, als ob ich etwas dagegen unternehmen müsste.«

Jetzt war er sich sicher: Jorgenson und Marianne hatten beide die Explosion überlebt. Genau wie der verdammte Pistolenheld, der auf ihn angesetzt worden war. Und jetzt hielten sie alle Kriegsrat auf Neptune Island. Plötzlich war er sich nicht mehr so sicher, wie viele Feinde er noch umbringen musste.

»Haben Sie Zugang zu thermonuklearen Waffen, Gabe?«

Gabe kicherte. »Das ist ein Witz, oder?«

»Sehe ich aus wie jemand, der Sinn für Humor hat?«

Gabe griff nach seinem Mineralwasser und stürzte es in einem Zug herunter. Er leckte sich die Lippen und sagte: »Eine Atombombe kann ich Ihnen leider nicht besorgen, aber rufen Sie mich an, wenn Sie sonst noch etwas benötigen, Mr. Talion.«

Dantalion bückte sich und hob den Rucksack auf. Dann ging er zügig davon. Gabe schwitzte noch eine ganze Menge mehr.

Jorgensons Leute hatten unseren Hintergrund überprüft. Bei Rink gab es nichts zu bemängeln. Er hatte eine Lizenz als Privatdetektiv, und das Gewerbe war auf seine Adresse in Tampa zugelassen. Bei mir war es hingegen schon schwieriger, Informationen aufzutreiben. Ich sagte ihnen, sie müssten mich halt beim Wort nehmen. Keiner widersprach.

Jorgenson verließ das Haus mit einer ganzen Flotte von Fahrzeugen und machte sich auf nach Miami Beach, um sich zuerst mit seinen Rechtsberatern und dann später mit den Beamten der Mordkommission zu treffen. Die Leiche seines Vaters war aus den Trümmern geborgen worden, aber im Gegensatz zu den Toten aus dem Erdgeschoss war die Leiche seines Vater nicht so stark durch Verbrennungen oder die Explosion entstellt: Es war offensichtlich, dass er erschossen worden war.

Marianne blieb bei uns. Genau wie ich es gewollt hatte.

Was immer es war, das sie zu erledigen hatte, sie tat es in ihrem Zimmer. Ich hatte den Raum vorher genauestens abgesucht, sichergestellt, dass niemand unbemerkt eindringen konnte, und ihr gesagt, dass sie die Jalousien geschlossen halten sollte, damit man nicht von draußen auf sie zielen konnte.

»Wir sollten sie wegbringen«, meinte Rink zu mir. Das hatte er bereits ein gutes Dutzend Mal gesagt.

»Da stimme ich dir zu.« Auch das hatte ich schon mehrmals gesagt.

»Und worauf warten wir dann noch?«

»Marianne will nicht weg.«

»Dann überzeugen wir sie halt.«

»Sie wird nicht nachgeben. Sie liebt Bradley trotz allem.«

Wir saßen im Flur des zweiten Stocks. Mariannes Zimmer war drei Türen weiter den Flur entlang. Wir konnten ihre Zimmertür einsehen, aber den Ort hatten wir gewählt, damit wir die Haupttreppe und die Tür, die zu einem zweiten Treppenhaus am Ende des Flurs führte, im Auge behalten konnten. Seagrams Männer gingen uns aus dem Weg.

»Jetzt, wo Bradley weg ist, warum schnappen wir uns dann nicht Marianne, und damit wäre das Ganze erledigt?«, wollte Rink wissen. »Sie wird schon drüber hinwegkommen. Wenn sie wieder bei Verstand ist, wird sie erkennen, was für ein Arschloch Bradley ist.«

»Zwei Dinge, Rink. Es gibt jede Menge Zeugen dafür, dass wir hier waren. Bradley würde etwas von Entführung faseln. Und dann wäre die Polizei hinter uns her, trotz unserer guten Absichten. Außerdem geht hier irgendetwas vor, von dem wir keine Ahnung haben. Ich bin langsam der Meinung, dass Richard Dean uns nicht die ganze Wahrheit erzählt hat. Und Marianne auch nicht.«

»Hier sind wir nicht sicher«, sagte Rink.

Es gab bewaffnete Wächter auf dem Grundstück, bewaffnete Wächter im Haus und mehr Überwachungskameras als bei »Big Brother«. Aber er hatte Recht.

»Ich werde noch einmal mit ihr sprechen«, bot ich ihm an. »Aber wir müssen ihren Willen respektieren. In unseren Augen mag sie ein Kind sein, aber schließlich ist sie schon achtzehn. Sie hat ihren eigenen Kopf, und sie hat das Recht, ihre eigenen Entscheidungen zu treffen.«

Rink rollte seine Schultern. »Aber sie denkt nicht mit dem Kopf, Hunter. Sie ist Bradley hörig. Sie hat sich in eine Sackgasse hineinmanövriert, sie hat Angst, ihn zu verlassen. Sie nimmt seine Gewalttätigkeit auf sich, richtet sie gegen sich, gibt sich die Schuld. Und wird deshalb noch stärker alles daransetzen, die liebe kleine Ehefrau zu sein. Du weißt doch, wie das ist.«

Ich wusste es. Ich hatte es schon zu oft miterlebt. Frauen, die Angst hatten zu gehen, weil sie sich davor fürchteten, alles zu verlieren, was sie sich so mühevoll aufgebaut hatten. Weil ihnen nicht klar wurde, dass sie nie gut genug sein würden, ganz egal, was sie taten. Sie waren auf ewig gefangen im Teufelskreis häuslicher Gewalt bis zu dem Tag, an dem ihr Mann nicht mehr mit den Schlägen aufhörte. Das war dann oft der Moment, in dem etwas in der Frau zerbrach. Sie schnappte sich ein Messer und rampte es ihrem Peiniger zwischen die Schulterblätter. Oder der Mann schlug einmal zu fest zu, und das war's dann. Auf der Welt wurden mehr Frauen von ihren Lebenspartnern – oder anderen Familienmitgliedern – getötet als von allen Fremden oder Serienmördern zusammen.

»Ich werde noch einmal mit ihr sprechen«, wiederholte ich.

Rink stand auf. Ging durch den Flur. Er überprüfte die Tür zum zweiten Treppenhaus. Immer noch verschlossen. Er kam zurück, ging an mir vorbei zum Absatz der Haupttreppe. Blickte nach unten. Drehte sich um und kam wieder zurück. Es war schon sinnvoll, wachsam zu bleiben, aber Rink suchte nur die Gegend ab, damit er etwas zu tun hatte. Das war sonst gar nicht seine Art. Rink konnte stundenlang in der gleichen Sitzposition verharren, so dass er schließlich gar nicht mehr als Lebewesen wahrgenommen wurde. Bei »Seek and Destroy«-Einsätzen waren wir oft Kilometer von unserem Ziel entfernt abgesetzt worden. Wir arbeiteten uns heran, suchten einen Beobachtungspunkt und hielten dann still, während wir Stärken und Schwächen des Feindes einzuschätzen versuchten. Einmal überwachten wir ein Terroristencamp in der libyschen Wüste. Rink als Vorhut grub sich weniger als zwanzig Meter von der feindlichen Basis entfernt ein. Dreiundsiebzig Stunden blieb er dort unentdeckt, bis wir unseren Angriff starteten und die Bastarde ausradierten.

Dass er sich unwohl fühlte, hatte nichts mit unserer gegenwärtigen Mission zu tun.

»Du solltest nicht hier sein, Rink.«

Er sah zu mir herunter. »Das sollte keiner von uns.«

»Du weißt schon, was ich meine, Kumpel. Du solltest in San Francisco bei deiner Familie sein.«

Er nickte zögernd, sein Blick wanderte in eine unbestimmte Ferne. »Du gehörst auch zu meiner Familie, Hunter. Mein Platz ist hier.«

»Okay.«

Ich ließ es dabei bewenden.

»Vielleicht sollten wir mal ein paar Kontakte spielen lassen, vielleicht können wir herausfinden, wer dieser Auftragskiller ist. Wenn wir ihn und seine Vorgehensweise kennen, wird es uns leichterfallen, ihn aufzuhalten.«

»Ich setze Harvey darauf an«, sagte Rink.

Harvey Lucas war Rinks Freund im Mittleren Westen. Er war ein ehemaliges Mitglied der Ranger-Spezialtruppe der Army und führte nun eine Privatdetektei in Arkansas. Er war uns letztes Jahr bei einem Fall eine unschätzbare Hilfe gewesen, hatte uns geholfen, als uns die Kugeln um die Ohren flogen, und er hatte seinen Job bestens erledigt. Und er war verdammt gut darin, die Art von Informationen zu besorgen, an die man nicht so leicht rankam.

»Dann mach das mal. Ich rede nochmal mit Marianne.«

Rink holte sein Mobiltelefon heraus und drückte eine Kurzwahltaste.

Ich klopfte an Mariannes Tür.

Sie antwortete sofort – fast so, als hätte sie mit dem Ohr an der Tür unserem Gespräch gelauscht. Die Haare hatte sie wieder hochgesteckt und sich umgezogen: enge Jeans und einen hellgelben Pullover, der ihre Schultern und den Ansatz ihrer Brüste freiließ. Ihr Hals schwang sich in einer langen Kurve herab bis ins Dekolleté. Ich konnte nicht widerstehen, kurz hinzusehen.

Marianne bemerkte meinen Blick und räkelte sich unsicher.

»Kommen Sie rein«, sagte sie. Sie verschränkte die Arme. Es entging mir nicht, dass sie ihre

Brüste bedeckte.

»Darf ich Sie was fragen?«, sagte ich, als ich ihr ins Zimmer folgte. Die Einrichtung zeugte von Geschmack, aber es war der zarte Duft, der das Zimmer erfüllte, der mich in Beschlag nahm. Der Geruch ihres frisch gewaschenen Haars. Sie hatte schon wieder geduscht. Ich fühlte mich ein wenig unwohl: ein bisschen wie ein Vater, der es gewohnt war, ohne Ankündigung das Zimmer seiner jungen Tochter zu betreten – bis zu dem Tag, an dem ihm plötzlich klarwird: *Sie ist kein Kind mehr*. Sie ist ein Frau, die ich gar nicht wiedererkenne. Danach klopft er immer an, drückt sich auf der Türschwelle herum, lehnt das Angebot hereinzukommen ab und trollt sich dann schnell wieder.

»Was möchten Sie gerne wissen?«

»Ihre Halskette«, sagte ich, »mir ist aufgefallen, dass Sie sie nicht mehr tragen.«

Ihre Hand wanderte zum Hals und flatterte dort herum wie der Flügel eines Schmetterlings.

»Ich habe Fotos von Ihnen gesehen. Sie trugen ein kleines Kreuz an einer Kette.«

»Die Halskette meiner Mutter«, erklärte sie. Ich meinte zu erkennen, dass sich ihr Blick kurz verdüsterte.

»Sie tragen sie nicht mehr?«

»Nein«, antwortete sie, »sie ist gerissen.«

»Konnte man sie nicht mehr reparieren?«

»Ich ... ich habe sie nicht mehr.«

Sie wollte nicht darüber reden. Wahrscheinlich hatte sie sie im Tumult der Explosion und Flucht verloren. Sie verdrängte die Vorkommnisse und wollte nicht daran erinnert werden. Schnell wechselte ich das Thema. »Sie sind hier nicht sicher, ist Ihnen das klar?«

»Ich gehe nicht ohne Bradley.«

»Bradley kann mit uns kommen, aber ich halte es für sicherer, Sie an einen Ort zu bringen, der nicht mit der Familie Jorgenson in Verbindung gebracht werden kann.«

»Nicht nach Hause.«

»Nein, Marianne, nicht nach Hause. Irgendwohin, wo Sie keiner kennt.«

»Warum ist dieser Mann hinter uns her?«, fragte sie.

»Ehrlich gesagt weiß ich es nicht.« Ich fragte mich, ob ich sie über meine Mutmaßungen aufklären sollte. Ich entschied, dass sie das Recht hatte, etwas zu erfahren. »Es heißt, dass es nicht allen Jorgensons gefällt, dass Bradley zum Alleinerben des Unternehmens bestimmt wurde.«

»Es ist alles rechtens«, sagte Marianne. »Sein Vater hat es ihm übergeben, als er wusste, dass er zu krank war, das Geschäft weiterzuführen, genau wie dessen Vater vor ihm.«

»Damit habe ich kein Problem. Aber soweit ich weiß, hat sein Vater zwei Brüder. Auch sie haben Kinder. Sie glauben, dass sie genauso Anteil am Aufbau des Familienimperiums hatten wie Bradley. Sie sind der Meinung, dass das Unternehmen unter ihnen aufgeteilt werden sollte.«

»Ich kenne seine Cousins. Jack und Simon sind Brüder. Dann gibt es noch Petre, er ist der Älteste. Das sind alles anständige Männer. Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie Bradley oder mir etwas Böses wollen.«

»Neid und Eifersucht unter Familienmitgliedern sind nichts Neues. Unter der Oberfläche kann selbst bei sich noch so nahestehenden Brüdern ein tief sitzender Hass brodeln. Manchmal bleibt er das ganze Leben lang im Verborgenen, und die betreffende Person nimmt ihn mit ins Grab. Und manchmal bricht er aus und führt zu Mord und Totschlag. Besonders wenn riesige Geldsummen im Spiel sind.«

»Und wer ist Ihrer Meinung nach verantwortlich dafür?«

»Jeder von denen könnte es sein. Oder alle zusammen«, sagte ich. »Vielleicht täuschen wir uns auch, und es ist keiner von ihnen. Aber davon mal abgesehen gibt es einen Mann, der versucht

hat, Sie und Bradley zu töten. Und er wird es wieder versuchen.«

»Als er letzte Nacht ins Haus eindrang, hat er Bradleys Vater erschossen. Er wusste nicht, wer Valentin war. Das macht nicht den Eindruck, als ob er für ein Familienmitglied arbeiten würde.«

»Vielleicht wusste er es«, deutete ich an, »aber es war ihm egal.«

»Aber warum sollte er den Mann töten, um dessen Vermögen es geht? Dadurch fällt das Erbe ja nur umso schneller in Bradleys Schoß.«

»Gutes Argument«, gab ich zu. »Vielleicht hat der Killer auch gar nichts mit Bradleys Familie zu tun. Vielleicht hat das alles überhaupt nichts mit Erbstreitigkeiten zu tun. Fällt Ihnen sonst noch jemand ein, der Interesse daran haben könnte, dass Sie beide sterben?«

»Nein«, sagte sie, aber ich erkannte, dass das nicht die Wahrheit war. Das sagte mir schon die Art und Weise, wie ihre Finger an ihrem Hals Trost bei dem nicht mehr vorhandenen Kruzifix suchten.

Dantalion stand unter der gleichen Brücke am gleichen Strand, aber die Familie mit dem krabbengeschädigten Kind war schon lange verschwunden. Die Sonne war nur noch ein blutiger Strich am westlichen Horizont. Im Osten glitzerten die ersten Sterne am purpurnen Abendhimmel. Über ihm war der Himmel von braungelber Farbe: Der Tag kämpfte gegen die Nacht, verlor aber immer mehr an Boden. Dantalion wünschte sich, dass die Nacht nun endlich zuschlagen, dem Tag einen Kinnhaken versetzen und ihn dann auf die Bretter schicken würde. Er brauchte die Dunkelheit. Sie war sein größter Verbündeter.

Er saß auf einem Grashügel, die Füße im Sand versunken. Um ihn herum sammelte sich das Treibgut des Meeres, sonnengebleichte Zweige und zurückgelassene Panzer von Krustentieren. Es fand sich die allgegenwärtige Plastiktüte, die jemand achtlos zurückgelassen hatte, eine rostrote Getränkedose steckte im Sand. Zwischen Dantalions gespreizten Beinen stand der Rucksack, den Gabe Wellborn ihm geliefert hatte.

Aus der Tasche zog er den Schalldämpfer. Den von letzter Nacht konnte er nicht mehr gebrauchen. Schalldämpfer hielten nicht lange, jeder Schuss, der durch sie abgegeben wurde, beraubte sie ein Stück mehr ihrer Fähigkeit zur Lärmdämmung. Er schraubte den neuen Schalldämpfer auf seine umgebaute Beretta. Er ließ das Magazin herausgleiten, schob ein neues ein, betätigte den Lademechanismus und ließ so das erste Projektil in die Kammer rutschen. Dann ergänzte er das Geschoss im Magazin, damit ihm die volle 17er-Ladung zur Verfügung stand. Er legte die Pistole auf seinen linken Oberschenkel, griff erneut in den Rucksack und holte ein Gewehr heraus. Dieses Modell war als Tötungsinstrument nicht halb so effektiv wie die Beretta, aber wie er schon zu seinem Mitarbeiter gesagt hatte: »*Keine Sorge, Gabe, ich werde es nicht an Menschen ausprobieren.*« Das Gewehr sah aus, als sei es aus den Abfallstücken eines Klempners zusammengesetzt worden: einem Rohr, einem Ventil und einem Behälter. Der einfache Abzugsmechanismus war das einzige Teil, das nach echter Feuerwaffe aussah. Dabei handelte es sich um ein Gasdruckgewehr, das die Ketamin-Ampullen bis zu fünfzig Meter weit schießen konnte.

Als Nächstes kam das Nachtsichtgerät, das modernste Modell der dritten Generation, nach Militäranforderungen hergestellt, mit Restlichtverstärker, Blendschutz und extra großem Sichtfeld. Da das Gerät mit einem verstellbaren gepolsterten Gurt direkt am Kopf getragen werden konnte, blieben die Hände frei. Das Nachtsichtgerät würde ihm die Fähigkeit verleihen, sich im Dunkeln zu bewegen, als wäre es helllichter Tag. Seine Feinde würden ihn nicht sehen können, selbst wenn er direkt vor ihnen stand.

Als Letztes zog er das EMF-Messgerät heraus, mit dem er elektrische und magnetische Felder aufspüren konnte. Das Gerät zeichnete sich durch besondere Empfindlichkeit und einen breiten Frequenzbereich aus. Auf dem Gelände verborgene Bewegungssensoren und Stolperdrähte würden am Messgerät einen Warnton auslösen, der ähnlich wie bei einem Geigerzähler immer lauter wurde, je näher er den Strahlungsquellen kam.

Die Sonne war mittlerweile fast ganz untergegangen. Unter der Brücke wurden die Schatten länger und umgaben ihn wie heimliche Kampfgefährten. Er schlüpfte aus seinem Mantel, ballte ihn zusammen und steckte ihn in den Rucksack. Sein Hut und die Sonnenbrille folgten, dann setzte er das Nachtsichtgerät auf, klappte aber die beiden Sehröhren nach oben, im Moment wollte er noch seine eigene Sehkraft nutzen. Er trug ein eng anliegendes Sweatshirt und Cargo-Hosen – die mit den unzähligen Taschen –, die er in seine Schnürstiefel gesteckt hatte. Tagsüber bevorzugte Dantalion Weiß oder Creme, aber nun war seine Kleidung so schwarz wie

die Nacht, die sich um ihn herum niedersenkte. Er befestigte das Beretta-Holster an seiner Hüfte. Die Wunde an seinem Oberschenkel machte es ihm zu unangenehm, die Pistole an ihrem normalen Platz zu tragen. Ersatzmagazine schob er in eine tiefe Tasche an seinem linken Oberschenkel. Das EMF-Messgerät befestigte er mit einem Clip an seinem Gürtel. Er hievte den Rucksack auf seine Schultern und zog die Gurte stramm. Als Letztes nahm er das Gasdruckgewehr, legte einen Ketamin-Pfeil ein und verschloss die Kammer.

Er richtete sich auf und ging ein paar Schritte, damit er den Eingang beobachten konnte, den er vorher ausgespäht hatte. Im Dunklen konnte er das Tor nicht erkennen. Erst als er das Nachtsichtgerät aktiviert hatte, zeichneten sich blinkende grüne Lichter vor seinen Augen ab. Er machte die Begrenzungsmauer als dunkle Masse am Horizont zu seiner Linken aus.

Jetzt war er bereit und machte sich auf den Weg, hielt sich geduckt, nicht mehr als ein dunkler Fleck in den sich wiegenden Gräsern. Beim letzten Mal hatte er sich schmerzhaft den Weg durch die hohen Gräser bahnen müssen, jetzt ging alles schneller. Die Sonne auf seiner empfindlichen Haut war kein Thema mehr, und die Cargo-Hose schützte ihn vor den scharfen Gräsern. Die Scheinwerfer der Autos auf dem Küsten-Highway blitzten über die Hochbrücke wie eine Flotte von UFOs. Die aufkommende Nacht dämpfte alle Geräusche, sogar der Atlantik gab nur ein leises Flüstern von sich, wenn er die Küstenlinie liebte.

Dantalion arbeitete sich durch die Gräser und stieß etwas östlich des Tors auf die Mauer. Mit der Vergrößerungseinstellung des Nachtsichtgeräts studierte er die über dem Tor angebrachte Überwachungskamera. Das Objektiv zeigte von ihm weg. Die Kamera schien sich nicht zu bewegen – als ob das Wachpersonal ein Schläfchen halten würde. Bei einem System mit einer so hohen Anzahl von Kameras war die Wahrscheinlichkeit groß, dass der Wächter diese Kamera selten ansteuerte. Es gab ja dort nichts zu sehen in der Dunkelheit. Wahrscheinlich würde er sich auf den Verkehr vor dem Haupteingang konzentrieren oder vielleicht einen Blick in die Gemächer der Jorgensons riskieren.

Dantalion entschied sich dagegen, die Kamera auszuschießen. Im Gegensatz zu einer defekten Kamera an der Mauer zur Straße, die kaum sofortige Reparaturmaßnahmen heraufbeschwören würde, müsste eine Fehlfunktion in dieser abgelegenen Ecke des Geländes umgehend untersucht werden. Er sah sich nach rechts zum Strandende der Mauer um und erkannte, dass die Mauer dort in einem rechten Winkel abzweigte, aber sich ein hoher Zaun über den Sand bis in den Atlantik zog. Das Tor blieb deswegen seine beste Zugangsmöglichkeit, wollte er nicht ein paar Hundert Meter schwimmen. Das Salzwasser würde seine Geräte beschädigen – und sein Buch, das er unter dem Sweatshirt trug.

Er tastete die rostige Kette und das Schloss ab und stellte fest, dass sie trotz der Korrosion immer noch stabil waren. Er nahm die Beretta heraus und zielte auf das Schloss. Feuerte einmal. Feuerte ein zweites Mal. Das Schloss zersprang, aber es war noch ein hartes Stück Arbeit, es aus den Kettengliedern herauszuziehen und die Kette vom Zaun abzuwickeln. Die Überwachungskamera behielt er dabei die ganze Zeit im Auge, erwartete schon fast, dass sie sich in seine Richtung drehte. Aber sie tat es nicht.

Er zog einen Torflügel auf und schlüpfte durch die Lücke. Sofort nahm er das elektromagnetische Messgerät zur Hand und schaltete es an. Lichter tanzten über die Anzeigeskala, als das Gerät die Kalibrierungssequenz durchlief. Er legte seine Hand über die Anzeige, um den Lichtschein zu dämpfen. Ein leises Piepen ertönte, dann schlug die Nadel nicht mehr aus. Es konnte losgehen. Er schon die Beretta zurück ins Holster, nahm das Betäubungsgewehr in die rechte Hand, das EMF-Messgerät in die linke und schwang es vor sich, als er sich in Bewegung setzte. Durch sein Nachtsichtgerät erschienen die nächstgelegenen Häuser wie schwarzgrüne Ruinen, die Beleuchtung in den Räumen aber übertrieben hell wie kalte Flammen. Der Himmel über ihm war übersät von einem Lichtermeer glitzernder Sterne, vom Atlantik wirbelte der Dunst herüber wie

ein durchsichtiger Geist.

*»Haben Sie vor, auf Geisterjagd zu gehen?«*

Er erinnerte sich an Gabe Wellborns Versuch, einen Witz zu machen. Dantalion lächelte. Es war, als ob er eine Spuklandschaft durchquerte. Ihm fiel seine Antwort wieder ein: »Könnte schon sein, dass es ein paar Geister mehr gibt, wenn ich fertig bin.« Wenn alles nach Plan lief, würde seine Liste wieder stimmen, und er könnte ihr noch weitere Nummern hinzufügen.

Er hielt sich nah am Strand, wo die hohen Gräser noch unberührt waren, und ließ die ersten Gebäude hinter sich. Hier gab es nichts, was ihn interessierte. Er hatte noch einen guten Kilometer vor sich, bis er an sein Ziel kam. Zeit hatte er genug, sein langsames Vorwärtstkommen machte ihm nichts aus. Nur weil ihm bislang noch keine verborgenen Überwachungsgeräte untergekommen waren, musste das nicht heißen, dass es keine gab. Unermüdlich beschrieb er Halbkreise mit dem EMF-Messgerät und folgte ihnen mit seinem Nachtsichtgerät.

Fast zwanzig Minuten später musste er sich flach im Gestrüpp verbergen. Eine Motorbarkasse schob sich durch das flache Gewässer, ein Suchscheinwerfer tastete den Strand nach Eindringlingen ab. Das Boot fuhr weiter in südlicher Richtung, Dantalion erhob sich wieder und machte sich mit dem Meer im Rücken auf in Richtung der Gebäude. Die hohen Gräser wichen einer niedrigen Mauer, hinter der ein gepflegter Rasen lag, darauf folgte der statuenübersäte Garten.

Endlich machte sich das elektromagnetische Feldmessgerät bezahlt: Es begann zu klicken, als er sich der niedrigen Mauer näherte. Dantalion suchte nach der Ursache des Ausschlags. Was er fand, war kein vergrabener gewichtsempfindlicher Sensor, sondern ein Bewegungsmelder, der an der Mauer selbst angebracht war. Ein Stück weiter würde sich ein zweiter befinden, und zwischen den beiden ein Laserstrahl, der bei Unterbrechung einen Alarm im Haus auslöste. Ein raffiniertes System, das ein unerkanntes Überwinden der Mauer unmöglich machen sollte. Ihn würde es nicht aufhalten, wenn er einfach darübersprang. Und genau das tat er auch.

Wenn die Jorgensons wirklich clever gewesen wären, hätten sie direkt hinter der Mauer berührungsempfindliche Sensoren verlegen lassen. Wer die Bewegungsmelder auf der Mauer überwunden hatte, würde von der zweiten Sicherungsstufe erkannt werden. Aber Dantalion wusste, dass sich mit Beginn der Dunkelheit Wachhunde auf dem Gelände tummelten – die Sensoren wären also sinnlos gewesen. Trotzdem suchte er das Rasenstück vor seinen Füßen genauestens ab. Das Messgerät blieb still. Er schritt voran und sah sich nach Kameras um. Das Haus vor ihm war riesig. Am Dachfirst befanden sich Kameras, aber die beiden, die er erkennen konnte, überwachten die Bereiche seitlich des Gebäudes. Über dem Hauseingang hingen weitere Kameras, aber sie waren direkt auf den Bereich vor der Tür gerichtet. Und auf diesem Weg würde er das Gebäude nicht betreten.

Er hielt sich aus dem Sichtbereich der Kameras und näherte sich dem Haus, neben dessen Eingangsportal der linke Gebäudeflügel lag. Er kroch darauf zu und bewegte sich dabei unterhalb der Fenster, nutzte die Ecke des Gebäudes, um sich direkt unter die Überwachungskamera zu schleichen. Zwar vermutete er, dass die Kamera mit einem Weitwinkelobjektiv ausgestattet war, aber er glaubte nicht, dass sie ihn erfassen würde, wenn er sich direkt an die Hauswand presste. Die Kameras waren so ausgerichtet, dass sie den Weg zum Haus im Blick hatten, nicht das Haus selbst. Er zog die Beretta und gab einen einzelnen Schuss auf das Kameragehäuse ab. Funken flogen, und die Kamera neigte sich müde zur Seite, dann kippte sie um – die letzten Züge ihres elektronischen Lebens.

Dantalion hetzte an der Seite des Gebäudes vorbei. An der nächsten Ecke blieb er stehen und lugte um den hinteren Hausteil herum. Jetzt war er froh, dass er das Ketamin mitgebracht hatte. Er hob das Gasdruckgewehr.

Die Hunde waren noch in ihrem Zwinger. So früh am Abend hatten die Hundeführer noch nicht

mit ihren Rundgängen begonnen. Die zwei Deutschen Schäferhunde hatten die Köpfe auf ihre Pfoten gelegt und starrten mit geradezu bewundernswerter Geduld auf das Haus. Dantalion zielte und kalkulierte dabei den leichten Wind mit ein und dass der Pfeil durch den Luftwiderstand an Reichweite verlieren würde. Er überprüfte den Gasdruck und regelte ihn höher. Zielte noch einmal. Er drückte ab, das Gewehr reagierte mit einem Geräusch, das sich wie ein leises Bellen anhörte. Die Hunde spitzten die Ohren. Einer der beiden kläffte, richtete sich auf und tastete nach dem fremden Objekt, das sich in seinen Rumpf gebohrt hatte. Sekunden später brach er zusammen, nur eine Pfote zuckte noch. Dantalion hatte den Pfeil mit genügend Ketamin geladen, um einen Büffel zu fällen oder einem Dutzend Cracksüchtigen den Trip ihres Lebens zu bescheren.

Der zweite Schäferhund war hin und her gerissen zwischen den widersprüchlichen Triebreizen. Er hatte den Schuss gehört, die Pflicht verlangte nun von ihm, dass er sein Gebell anstimmte. Aber er hatte auch gesehen, wie sein Rudelgefährte zusammengebrochen war, und er wollte herausfinden warum. Dantalion schoss auf ihn. Der Pfeil traf seine linke Flanke. Wütend tastete der Hund mit den Pfoten danach, versuchte vergeblich, den Pfeil aus seinem Fleisch zu zerren. Mitten in der Bewegung brach er zusammen.

Dantalion warf sich schnell das Betäubungsgewehr über die Schulter und zog die Beretta. Hinter dem Hundezwinger kam er zu einem Parkplatz. Er schlich sich zwischen die Autos, erwägte kurz, die Reifen plattzuschießen, entschied sich dann aber dagegen. Er würde seine Munition für wichtigere Zwecke benötigen.

Als Bradley Jorgenson aus Miami zurückkehrte, wirkte er irgendwie verbraucht und eingeschüchtert. So makellos er sich auch vorher präsentiert hatte, nun sah er aus, als ob er auf einer Parkbank übernachtet hätte. Er war blass, sein rötliches Haar war dunkel vor Schweiß und stand wirr vom Kopf ab, als ob er sich immer wieder mit verschwitzten Handflächen durchs Haar gefahren wäre. Seine Hosen waren zerknittert – er hatte wohl eine Menge Zeit auf unbequemen Stühlen verbracht. Schweißflecken zeigten sich unter seinen Armen und am Rücken. Sein Schlips hing schief, und sein oberster Hemdknopf stand offen.

Marianne begrüßte ihn wie einen heimkehrenden Kriegshelden. Er nahm sie in die Arme, die beiden gurrten sich an. Fast schon ekelregend, wäre da nicht das gewesen, was dahinterstand: Schließlich war Bradleys Vater brutal ermordet worden. Ein wenig Trost konnte man ihm da nicht abschlagen.

»Wir werden ein paar Entscheidungen treffen müssen«, sagte ich ihm, als sie sich schließlich aus der Umarmung lösten.

Jorgenson nickte resigniert. Anscheinend hatte die Rückkehr nach Miami ihm erst wieder die Tragweite dessen, was gestern passiert war, vor Augen geführt. Jemand hatte versucht, ihn und Marianne umzubringen. Im Zuge dessen hatte der Killer vier Menschen ermordet – darunter seinen Vater –, ein Multi-Millionen-Dollar-Anwesen zerstört, und er hätte die beiden genauso umgebracht, wäre ich nicht aufgetaucht. Der Killer würde keine Ruhe geben. Wenn er entdeckte, dass ihm seine Zielpersonen entwischt waren, würde er wiederkommen. Wer wusste schon, wie weit er dieses Mal gehen würde?

»Die Polizei hat mir nicht abgenommen, dass ich nicht in dem Haus auf Baker Island war. Zeugen haben mein Boot gesehen. Ich stehe unter Verdacht.« Tränen füllten seine Augen, er drehte sich weg und entrang sich ein Schluchzen. Er schlug sich mit den Händen ins Gesicht und fuhr durch seine Haare. Als er sich wieder mir zuwandte, sagte er: »Wir können das Haus nicht verlassen. Das hat mein Anwalt den Behörden versprochen, und daran muss ich mich halten. Wenn ich verschwinde, sieht es so aus, als wäre ich schuldig.«

»Wenn Sie hierbleiben, werden Sie sterben.«

»Ich kann nicht flüchten.«

»Doch, das können Sie«, sagte ich. »Und das werden Sie auch.«

Ich nahm Bradley beim Ellenbogen und führte ihn in eine entfernte Ecke des Raums. Marianne beobachtete uns und wollte uns folgen, bis Rink sich dazwischenschob. Während er sie ablenkte, schob ich Bradley durch die offene Tür in das angeschlossene Bad.

»Wir sollten jetzt mal Klartext reden«, sagte ich zu ihm. Um Marianne nicht zu beunruhigen, senkte ich meine Stimme. »Ich mag Sie nicht, Bradley. Ganz im Gegenteil muss ich mich schwer beherrschen, Ihnen keine Kugel in den Schädel zu jagen. In meinen Augen sind Sie Abschaum. Verstanden?«

Sein Kiefer klappte herunter, die Farbe wich ihm aus dem Gesicht. Er versuchte sich zu entfernen, aber ich krallte meine Finger in den Nerv an seinem Ellenbogen. Er zuckte vor Schmerz zusammen, konnte aber nicht flüchten.

»Es gefällt mir gar nicht, was Sie Marianne angetan haben. Kein bisschen. Normalerweise behandle ich Männer wie Sie wie der Scheißhaufen, der sie sind. Ich kratze sie von den Sohlen meiner Stiefel. Aber ich glaube, dass es noch jemanden gibt, der Marianne noch mehr wehtun will, als Sie es bereits getan haben.«

»Marianne? Sie hat Ihnen erzählt, dass ich –«

»Klappe! Lassen Sie mich ausreden.« Ich lehnte mich vor und brachte meinen Mund sehr nahe an sein rechtes Ohr. »Ich bin mit der festen Absicht hierhergekommen, Ihnen Marianne wegzunehmen. Und das habe ich immer noch vor.«

Er begann den Kopf zu schütteln, ich schnappte noch fester zu, tastete nach dem Speichennerv in seinem Arm. Als ich seine ungeteilte Aufmerksamkeit hatte, fügte ich hinzu: »Und Sie werden mir Ihren Segen geben.«

»Wie meinen Sie das?«

»Sie werden dafür sorgen, dass Marianne mit mir kommt. Sie ist Ihnen hörig, hat Angst, sich gegen Sie zu stellen. Ich werde ihr sagen, dass es am besten ist, wenn sie einen sicheren Ort aufsucht, bis das hier vorbei ist.«

»Sie bringen sie nicht nach Hause.«

»Ich bringe sie hin, wo ich will, aber nein, ich werde sie nicht nach Hause bringen.«

Seine Schultern entspannten sich ein wenig. Ich fragte mich, ob das Erleichterung war, was ich in seinen Augen erkannte.

»Der Mann, der Sie letzte Nacht umbringen wollte, wird wiederkommen. Das kann ich Ihnen garantieren. Am besten wäre es, wenn Sie sich auch in Sicherheit bringen würden.«

»Das Anwesen hier ist die reinste Festung«, sagte Bradley. »Wo könnte es denn sicherer sein als hier?«

Ich prustete fast vor Lachen: »Wenn ich Sie hätte töten wollen, hätte ich das jederzeit tun können. Der Mann von letzter Nacht war gut. Auch er könnte das.«

»Dann verstärke ich meine Security, verpflichte noch mehr Leute.«

»Sie könnten nie wissen, ob sich nicht vielleicht der Killer darunter befindet.« Ich beugte mich ihm wieder entgegen und flüsterte in sein Ohr. »Hören Sie auf meinen Rat, Bradley. Verstärken Sie nicht Ihre Security, sehen Sie sich nach anderen Optionen um. Nehmen Sie die Männer, denen Sie am meisten vertrauen, und verpissen Sie sich von hier. Irgendwohin, wo Sie keiner findet – nur dort sind Sie sicher.«

»Was liegt Ihnen denn an meiner Sicherheit? Sie haben gerade sehr deutlich gesagt, dass Sie mich nicht mögen.«

»Da haben Sie Recht, Bradley, ich mag Sie nicht. Das einzige Interesse, das ich daran habe, Sie am Leben zu halten, ist Marianne zuliebe. Es ist alles so schon schlimm genug. Ich möchte es nicht auch noch mit einer verzweifelten Frau zu tun bekommen, die um ihren Geliebten trauert.« Ich ließ ihn los und sah zu, wie er seinen schmerzenden Arm massierte. Bradley verströmte einen Duft, den ich als Geruch der Angst erkannte. Die Schweißflecken unter seinen Armen hatten sich noch vergrößert.

»Wo werden Sie Mari hinbringen?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Warum nicht? Ich –«

»Wenn der Killer Sie erwischt, könnte er Sie zwingen zu verraten, wo sie steckt. Wollen Sie das, Bradley?«

»Nein. Nein, natürlich nicht. Ich ... ich ...«

»Liebe sie?« Ich bekam fast einen Knoten in der Zunge. »Wenn Sie sie lieben, dann lassen Sie sie gehen. Ihre Sicherheit sollte Ihnen am allerwichtigsten sein.«

»Ist sie auch.«

»Dann sind wir uns einig?«

Er zeigte seine Zustimmung durch ein vorsichtiges Nicken.

Ich schob ihn zur Tür. »Dann tun Sie es jetzt. Überzeugen Sie sie.«

Er blieb stehen und sah mich an. »Das werde ich. Aber bei einer Sache haben Sie sich getäuscht.«

»Ach ja? Und was könnte das sein?«

»Was auch immer man Ihnen über mich erzählt hat, Sie schätzen mich falsch ein.«

»Das werden wir noch sehen«, sagte ich.

Er fuchtelte mit einem Finger vor meinem Gesicht herum. »Fragen Sie. Fragen Sie Mari, und sie wird es Ihnen sagen.«

»Nehmen Sie den Finger runter, sonst breche ich ihn«, herrschte ich ihn an. Er ließ die Hand sinken, aber die Haltung seiner Schultern deutete immer noch Kampfbereitschaft an. Ich schüttelte den Kopf. Der kleine Scheißer machte mir keine Angst. »Marianne wird mir genau das sagen, was Sie ihr aufgetragen haben.«

Er seufzte. »Glauben Sie, was Sie wollen. Am Ende werden Sie schon noch die Wahrheit erfahren.«

»Genau, Bradley, das werde ich.«

Dantalion ist ein großer und mächtiger Fürst der Hölle. Er kennt die Gedanken aller Männer und Frauen und kann sie nach seinem Willen verändern. So oder so ähnlich stand es geschrieben im sagenumwobenen Buch Henoch.

Nachdem er die Hunde ruhiggestellt hatte, konnte er unbehindert durch den Hintereingang ins Haus eindringen. In einer Diele hatte er einen zeitunglesenden Mann vorgefunden und ihm in den Hals geschossen. Dann war er weitergegangen. Im vorderen Teil des Hauses fand er einen Mann in einem abgedunkelten Raum, der nur durch zahllose Überwachungsmonitore erleuchtet wurde. Er döste vor sich hin, Dantalion tötete ihn, ohne dass er je wieder wach wurde. Als Nächstes überprüfte er den gegenüberliegenden Flügel des Hauses. Dort schoss er zwei Wachmännern in den Rücken. Sie brachen auf dem plüschigen Teppich zusammen, der ihren Aufprall dämpfte. Und dann war er auf der Treppe, auf dem Weg nach oben, konzentriert auf die Aufgabe, die er sich gestellt hatte. Die Zahlen in seinem Buch mussten wieder stimmen, und es gab nur einen Weg, das in Ordnung zu bringen.

Zahlen sind die Basis für Gleichungen, rief er sich ins Gedächtnis. Gleichungen sind Formeln mit fest vorgegebener Auflösung. Sie gaben ihm die Antworten auf seine Existenz.

Antworten. Deshalb war er hier. Er wollte Antworten.

Am oberen Treppenende angekommen, hörte er Stimmengemurmel aus einem Zimmer zu seiner Linken. Er nahm ein Ersatzmagazin aus seiner Hosentasche, ließ das halb geleerte Magazin aus seiner Pistole gleiten und führte das volle ein. Er lud durch. Mit neuer Entschlossenheit ging er weiter den Flur entlang auf das Zimmer zu. Das Ziehen in seinem verletzten Oberschenkel erinnerte ihn daran, was passieren konnte, wenn man Fehler machte. Dieses Mal würde es keine Fehler geben. Die Pistole in Brusthöhe vor sich, trat er in das Zimmer.

Und starrte plötzlich in die Mündungen von fünf Pistolen, die direkt auf ihn gerichtet waren.

»Ah, Dantalion. Wir haben Sie bereits erwartet. Treten Sie doch ein«, ertönte eine Stimme, die er wiedererkannte.

Er sah Petre Jorgenson nicht an, stattdessen fiel sein Blick auf den fetten Mann, der auf einem Stuhl hinter den Bewaffneten saß. Der Dicke erwiderte seinen Blick nicht.

»Haben Sie mich verraten, Gabe?« Gabe Wellborn rutschte in seinem Stuhl hin und her und schaute hilfeschend zu Petre.

Der trat vor, seine Pistole auf Dantalion's Bauch gerichtet. »Am besten lassen Sie die Waffe fallen, dann werden wir es Ihnen erklären.«

Dantalion behielt seine Pistole genau dort, wo sie war.

»Wenn Sie das so wünschen«, sagte er, dann ließ er die Waffe sinken.

»Ganz runter«, befahl Petre. »Legen Sie die Pistole auf den Boden und kicken Sie sie mit den Füßen weg.«

»Nein«, sagte Dantalion.

»Dann werden wir Sie erschießen, und Sie werden nie erfahren, warum Sie sterben mussten.« Dantalion ließ die Beretta fallen und kickte sie mit der Außenseite seines Fußes weg. »Erklären Sie es mir.«

Petre trat einen Schritt zurück, näherte sich Gabe und legte eine Hand auf dessen Schulter. Er drückte sie ermutigend.

»Mr. Wellborn hat uns allen einen großen Dienst erwiesen.«

»Hat er das?«, fragte Dantalion. Er verzog spöttisch die Mundwinkel.

»Ja, das hat er.« Petre sah ihn seltsam an und nickte dann mit dem Kopf zum Nachtsichtgerät.

»Nehmen Sie vielleicht mal diese lächerliche Apparatur ab?«

Dantalion beschränkte sich darauf, das Doppelrohr nach oben zu klappen, so dass die zwei Objektive von seiner Stirn abstanden wie die Hörner eines Widders. Der Symbolcharakter dieser Geste entging den Anwesenden im Zimmer. Petre winkte mit der Hand. »Nehmen Sie Platz. Wir sollten es uns gemütlich machen.«

»Ich stehe lieber.«

»In Ordnung, aber ich bestehe darauf, dass Sie nach Waffen durchsucht werden. Zum Beispiel könnten Sie mal das Betäubungsgewehr hergeben.«

Dantalion gestattete den beiden bewaffneten Männern, ihm das Gewehr abzunehmen, dann den Rucksack. Seine Beretta wurde vom Boden aufgehoben. Einer der beiden, ein großer, dünner, kubanisch aussehender Mann, berührte das Buch, das unter seinem Sweatshirt steckte. Dantalion packte sein Handgelenk. »Nicht berühren! Niemand fasst das an!«

Der Mann befreite sein Handgelenk, aber es kostete ihn einiges an Anstrengung. Dantalion hatte mehr Kraft in seinen spindeldürren Fingern, als man seinem klapprigen Körper zutraute.

»Lassen Sie ihn«, meinte Petre. »Mr. Wellborn hat uns bereits von dem Buch berichtet. Sie dürfen es behalten, Dantalion.«

Die bewaffneten Männer traten zurück und gewährten ihm etwas Raum. Nicht ihm zuliebe, sondern damit sie ihn im Visier behalten konnten, ohne den anderen beiden Wachen im Weg zu stehen. Petre trat hinter einen Schreibtisch und setzte sich. Er legte seine Glock 19 in Reichweite vor sich hin.

Normalerweise hat der Stehende die Machtposition. Der Sitzende ist gezwungen, zu ihm aufzusehen und ihn als dominante Person im Raum wahrzunehmen. Petre Jorgenson störte das aber allem Anschein nach nicht, er schien sich wohlfühlen. Andererseits wurde Dantalion's Illusion der Dominanz schwer durch die vier auf ihn gerichteten automatischen Waffen beeinträchtigt.

Dantalion blickte von Petre zu Gabe. »Sie haben mich verraten, Gabe. Wie könnte das ein guter Dienst sein?«

Gabe schluckte schwer.

Petre antwortete für ihn. »Mr. Wellborn war besorgt wegen Ihrer Absichten. Er nahm an, dass Ihre Entscheidung, hierherzukommen, nicht auf professioneller Logik beruhte, sondern von fehlgeleiteten Rachegeleüsten angetrieben war. Rache ist nie gut fürs Geschäft.«

»Meine Entscheidungen sind nie fehlgeleitet«, meinte Dantalion.

Petre faltete die Hände und tippte mit den kleinen Fingern auf die Tischplatte. »Okay, dann nennen wir es eben eine auf falschen Tatsachen beruhende Entscheidung.«

Dantalion antwortete nicht. Das Fingertippen brachte ein Zucken an seinem Kinn zum Ausbruch.

Petre fuhr fort. »Mr. Wellborn ist – wie Sie wissen – von hohem Wert für uns beide. Er handelt Verträge aus, organisiert die Bezahlung und stellt die nötige Ausrüstung zur Verfügung.

Nachdem er mit Ihnen gesprochen hatte, nahm er Kontakt zu mir auf. Er war der Meinung, Sie würden sich ein wenig irrational verhalten. Als Sie hörten, dass Ihre Zielpersonen letzte Nacht überlebt hatten, war er sich sicher, dass Sie diesen Missstand beheben würden. Das begrüße ich. Sie sind stolz auf Ihre Arbeit. Aber er konnte sich weiterhin des Eindrucks nicht erwehren, dass es ein grundlegendes Problem gäbe.«

»Das könnte man so sagen«, knurrte Dantalion.

»Sie dachten, ich hätte mein Wort gebrochen?« Petre hob seine gefalteten Hände und presste sie gegen die Lippen. »Ich kann verstehen, dass Sie zu diesem Schluss kommen mussten. Aber das war unrichtig, ich habe lediglich die Bestätigung abgewartet.«

»Ja«, sagte Dantalion, »die Bestätigung, dass ich tot bin.«

Petre runzelte die Stirn. »Wie kommen Sie darauf?«

»Wegen dem, was ich bei unserem Gespräch im Bayside Park gesagt habe.«

»Das habe ich verstanden als die Worte eines Mannes, der seine Verhandlungsposition verbessern wollte, nicht als unmittelbare Drohung. So etwas höre ich tagein, tagaus in jedem Bereich meines Geschäfts.«

»Versteckte Drohungen von normalen Geschäftspartnern zu bekommen, das ist eine Sache«, erklärte Dantalion, »etwas anderes ist es, wenn sie von einem Berufskiller stammen, meinen Sie nicht?«

Petre hob die Hand. »Nichtsdestotrotz habe ich sie nicht ernst genommen. Ihre Referenzen sind hervorragend. Ich habe nie daran gezweifelt, dass Sie den Auftrag wunschgemäß erledigen. Ich habe Sie nie als Bedrohung empfunden.«

»Und warum haben Sie dann einen Mann auf mich angesetzt, der mich töten sollte?«

Petre lehnte sich in seinem Stuhl zurück und legte die Hände in den Schoß. Nichts zu verbergen.

»Das habe ich nicht.«

Dantalion beobachtete ihn. Schaute sich im Zimmer um, registrierte die Positionen der bewaffneten Männer. Auch sie hatten sich sichtlich entspannt. Ihre Waffen zielten immer noch auf ihn, aber nur grob in seine Richtung.

»Und wie erklären Sie dann, dass dieser Mann auftauchte? Er war vorbereitet auf mich, hätte mich fast erwischt. Nur dass ich besser war als er.«

»Mr. Seagram, bitte treten Sie jetzt ein«, sagte Petre. Dantalion machte eine Vierteldrehung und sah, wie der Mann mit dem Bürstenschnitt in das Zimmer kam. Er ging um Dantalion herum und blieb neben dem Schreibtisch stehen. Petre hob die Hand und gab ihm das Zeichen zu sprechen.

»Erklären Sie es ihm, Mr. Seagram.«

»Der Mann heißt Joe Hunter. Er arbeitet auf eigene Rechnung.«

»Also haben Sie jemand von außerhalb des Kreises Ihrer sonstigen Geschäftspartner angeheuert«, meinte Dantalion achselzuckend. Auch Dantalion hatte vorher nicht zu Petres Auftragnehmern gehört, deshalb war das keine große Überraschung.

»Er wurde nicht von uns angeheuert«, sagte Seagram.

»Und das soll ich Ihnen glauben?«, fragte Dantalion. »Lügen Sie mich nicht an. Ich habe gesehen, wie Sie mit Hunter gesprochen haben. Am Haupteingang.«

Seagram nickte Petre entschuldigend zu. »Das ging nicht gegen Sie, Sir. Sie können sich meiner Loyalität völlig sicher sein, aber *offiziell* arbeite ich für Bradley Jorgenson. Ich war bei Bradley, als Hunter und sein Partner am Eingang auftauchten. Unangekündigt, möchte ich hinzufügen.«

»Also hat Bradley ihn angeheuert?« Trotz seiner Vorbehalte schien das Dantalion plausibel.

»Nein.«

»Nein? Wer denn sonst?«

»Wie ich bereits sagte, arbeitet Hunter auf eigene Rechnung. Jemand anders muss ihn geschickt haben. Am wahrscheinlichsten ist noch, dass es Marianne Deans Vater war. Hunter ist hier, um Marianne zu schützen.«

Dantalion legte eine Hand auf seinen Bauch und strich sanft über das Buch unter seinem Sweatshirt.

Seagram fuhr fort. »Bradley und Hunter können sich nicht ausstehen. Trotzdem hat er sich reingedrängt und praktisch die Kontrolle über die Sicherheitsarrangements im Haus übernommen. Er und sein Partner, ein Arschloch namens Rink.«

»Zwei Leute, ist das alles?«

»Ich bin immer noch Leiter der Wachmannschaft, ganz egal, was Hunter auch meint«, sagte Seagram mit angespanntem Gesicht. »Bradleys Angestellte stehen unter meinem Kommando. Ich kann garantieren, dass es nur zwei Leute sind.«

Dantalion wendete seinen Blick von dem Mann ab. Er war eine Schande, ein Überläufer ohne

Ehre. Sein Blick fiel auf Gabe Wellborn. Auch er gehörte in diese Kategorie. Er widmete seine Aufmerksamkeit wieder seinem Klienten – einem Mann, der wollte, dass sein eigener Cousin ermordet wird. Er war nicht besser als Gabe oder Seagram. Mit einer Ausnahme: Er war der Mann mit dem Geld.

Petre Jorgenson sagte zu Seagram: »Danke für Ihre Informationen. Besser, Sie kehren jetzt zu Bradley zurück, bevor man Sie vermisst.«

Nachdem er gegangen war, fragte Petre: »Wie geht es also weiter, Dantalion? Jetzt, wo Sie wissen, dass wir keine Feinde sind?«

»Ich wäre längst tot, wenn Sie nicht vorhätten, eine neue Vereinbarung zu treffen«, sagte Dantalion. »Verdoppeln Sie die Summe. Und die Hälfte im Voraus für bereits geleistete Dienste.«

Petre nickte, halbwegs zufrieden. »Woher weiß ich, dass wir uns nicht wieder gegenüberstehen, wenn Sie mit Bradley fertig sind?«

»Es wäre nicht gut fürs Geschäft, wenn ich meine Auftraggeber töten würde, oder?« Er zeigte ihm ein angedeutetes säuerliches Lächeln.

»Wie ich sehe, hat Gabe seinen Laptop bei sich. Er kann sich in Ihr System einloggen und das Geld auf mein Konto überweisen. Wenn das erledigt ist, können Sie auf mich zählen.

Abgemacht?«

»Abgemacht«, bestätigte Petre.

Sie gaben sich nicht die Hände. Anscheinend konnte sich Petre noch an das schuppige Gefühl von Dantalions Fingern erinnern und wollte sie nicht noch einmal spüren.

»Fünfhunderttausend sofort, Gabe. Fünfhunderttausend bei Vertragserfüllung«, befahl Petre.

Noch einmal das Doppelte des gerade Vereinbarten. Zu Dantalion sagte er: »Betrachten Sie das als Zeichen meiner Aufrichtigkeit.«

Gabe klappte den Laptop auf und machte sich mit einer Geschwindigkeit an die Arbeit, die man ihm bei seiner Beileibtheit nicht zugetraut hätte. Dantalion schätzte, dass das Gespräch nun so ausgegangen war, wie von der Gegenseite von vornherein gewünscht. Innerlich musste er lächeln. Die Lösung war gar nicht mal so schlecht.

»Das war's! Erledigt«, verkündete Gabe mit großer Geste. »Das Geld wurde auf Ihr Offshore-Konto überwiesen.«

Dantalion deutete auf den Mann, der seine Beretta in der Hand hielt, und sagte: »Ich werde meine Waffe brauchen.«

Der Mann war sich da nicht so sicher. Er sah fragend zu seinem Boss. Petre gestikulierte mit der Hand und lehnte sich in seinen Sessel zurück.

»Entspannen Sie sich«, sagte Dantalion zu dem Wächter, als er seine Beretta entgegennahm, »wir sind wieder auf derselben Seite.«

Dann schoss er ihm direkt ins Gesicht.

Hollywood stellt Feueregefechte immer als etwas Glamouröses dar, Männer schießen um sich und bleiben dabei cool und jederzeit Herr der Lage. Jede Kugel trifft einen der Bösen, und der Held kann jedem Gegenfeuer ausweichen und übersteht die Schießerei unversehrt. Dantalion hatte nichts gegen ein solches Szenario. In seiner Vorstellung war er der Held. Der einzige ehrbare Mann in dieser Jauchegrube. Aber er war ebenso Realist.

Schießereien sind ein schmutziges Geschäft. Das war nicht zu leugnen.

Er nahm das Risiko einer lebensgefährlichen – vielleicht sogar tödlichen – Verletzung auf sich, um den Job zu erledigen.

Ein Wächter war tot. Drei Bewaffnete blieben noch. Und Petre Jorgenson griff auch schon zu seiner Pistole. Gabe war nur der nutzlose Fettkloß in der Ecke.

Er feuerte erneut. Nicht auf die Männer, er schoss die Glühbirne über seinem Kopf aus. Vom Flur

drang immer noch genug Licht herein, dass man ihn sehen konnte, aber das war okay. Er warf die Tür zu.

Der Wachmann mit dem kubanischen Aussehen hob die Waffe und feuerte. Die Kugel schlug ein Loch in die Tür, durch das ein Lichtstrahl eindrang, der wie ein Laser genau auf den Schützen zeigte. Dantalion schoss zweimal. Beide Kugeln trafen den Mann. Blutstropfen regneten im Lichtschein.

Neben Dantalion schlugen Kugeln in der Wand ein, aber er war schon in Bewegung. Wich aus und wirbelte herum wie die Hollywood-Größen. Klappte das Nachtsichtgerät herunter und feuerte 9mm-Projektile auf die Wachen. Einen traf er im Kopf, den anderen in der Brust. Dann – es waren nicht mehr als fünf Sekunden vergangen, seit er den ersten Wachmann getötet hatte – durchquerte er das Zimmer und ging auf seinen Klienten zu.

Petre Jorgenson schoss auf ihn.

Dantalion spürte den Luftzug an seinem linken Ohr und war sich bewusst, wie knapp die Kugel seinen Kopf verfehlt hatte. Er schoss zurück, und seine Kugel traf ihr Ziel. Jorgenson sank in seinen Sessel zurück, die Glock fiel ihm aus der Hand, knallte auf den Schreibtisch und fiel dann zu Boden genau vor Dantalions Füße.

Er war nicht tot. Noch nicht. Dantalion hatte ihm absichtlich in den Bauch geschossen. Der Mann würde noch weiterleben, aber seine letzten Minuten auf Erden würde er unter schrecklichen Qualen verbringen. Petre schrie.

Genau wie Gabe Wellborn.

Er heulte wie ein Baby. Er wusste genau, was ihm bevorstand.

»Sie haben mich verraten, Gabe.«

»Nein. Ich habe Sie nicht verraten. Ich habe Ihnen das Geld verschafft. Sie hätten alles ruiniert, wenn ich nicht gewesen wäre!«

»Sie haben Recht, Gabe. Ich danke Ihnen dafür.«

Er schoss Gabe zwischen die Augen.

Er wandte sich wieder Petre Jorgenson zu und zielte auf das Gesicht des Mannes. Petre konnte ihn unmöglich im Dunkeln sehen, aber er würde schon wissen, dass der Tod nicht mehr weit war.

»Wir hatten einen Deal«, krächzte er.

»Ich habe mich bereiterklärt, die ursprünglichen Zielpersonen zu töten. Sie können sicher sein, dass ich das auch tun werde. Ich habe nicht zugesagt, Sie nicht zu töten.«

»Bastard ...«, zischte Jorgenson. »Kein ... gutes ... Geschäft ...«

»Meinen Auftraggeber zu töten?«, hauchte Dantalion. »Da haben Sie Recht, Petre. Außer dass ich meinen Auftraggeber nicht getötet habe, oder? Ich habe eine Wahl getroffen. Das war eine persönliche Angelegenheit. Der Auftraggeber *bin ich*.«

Er schoss Petre Jorgenson ins Herz.

Mittlerweile war der Schalldämpfer so gut wie nutzlos geworden. Der Schuss war ziemlich laut. Wie ein Ausrufezeichen im jüngsten Kapitel von Dantalions Buch.

Schreiend kam Seagram in das Zimmer gestürzt.

Wir befanden uns wieder in der Bibliothek im Erdgeschoss: Rink, Marianne, Bradley und ich. Beinahe hätte ich den Sicherheitsmann erschossen. Ich dachte, er hätte den Verstand verloren und alles auf einen Überraschungsangriff gesetzt. Aber dann sah ich das Entsetzen in seinem Gesicht und das Blut an seinen Händen.

Das ist mir vielleicht ein Profi, dachte ich abschätzig. Ex-West-Point? Ich fragte mich, ob Rink nicht doch mit seiner Einschätzung des Manns einigermaßen richtiggelegen hatte, aber selbst Köche ließen sich durch den Anblick von Blut nicht aus dem Konzept bringen.

Marianne war gegen den Vorschlag gewesen, sich von Bradley zu trennen, aber mit vereinten Kräften konnten wir drei sie davon überzeugen, dass es in ihrem besten Interesse sei. Ein Übriges tat mein Argument, Bradley wäre sicherer ohne die zusätzliche Sorge, dass ihr etwas zustoßen oder – schlimmer noch – dass sie als Druckmittel gegen ihn verwendet werden könnte. Sie packte gerade noch ein paar Dinge zusammen, ohne die sie nicht auskommen konnte, als Seagram in das Zimmer gerannt kam.

»Was soll denn das?« Rink fing den älteren Mann ab, versperrte ihm mit einer Hand den Weg. Seagram versuchte sich an ihm vorbeizuschlängeln, Rink schnappte ihn am Hals, wirbelte ihn in seiner Armbeuge herum und drückte ihm die Luft ab. Mit seinen Muskeln hätte Rink den Security-Mann leicht innerhalb von Sekunden erdrosseln können, aber das war nicht seine Absicht. Rink hielt ihn nur fest und zischte ihm ins Ohr: »Beruhigen Sie sich, Seagram. So nützen Sie niemandem etwas.«

Das Blut an seinen Händen stammte nicht von ihm. Ebenso wenig das Blut, das er an seinen Hosenbeinen abgewischt hatte. Aber wenn man ihn ansah, konnte man meinen, er sei tödlich verwundet. Sein Gesicht war bleich, und seine Lippen schimmerten bläulich. Er zitterte am ganzen Leib. Er stand unter Schock, wurde mir klar.

Rink bugsierte Seagram zu einem Stuhl und drückte ihn hinein. »Jetzt erzählen Sie uns mal, was los ist«, sagte er.

Zitternd und die Hände ineinander verschlungen, sah Seagram nur ins Leere. Bradley hatte sich vor Marianne gestellt, um sie abzuschirmen, aber jetzt, da er erkannt hatte, dass keine unmittelbare Gefahr drohte, näherte er sich Seagram. Auch er fragte: »Was ist los, Mann?« Seagram stöhnte.

Rink verlor langsam die Geduld. »Und Sie wollen ein Soldat sein? Schlucken Sie's runter. Sie sollten sich verdammt noch mal schämen.«

Der ältere Mann reagierte, sank auf dem Stuhl zusammen, den Kopf hinter seinen Händen verborgen. Die Angst zog sich durch seinen ganzen Körper, brachte die Knie zum Schlottern, der Stuhl quietschte mit jeder Bewegung. Das Geräusch war kaum auszuhalten.

Rink schnappte ihn sich wieder und riss seinen Kopf an den etwas längeren Vorderhaaren seines Bürstenschnitts hoch. »Verdammt nochmal! Erzählen Sie uns jetzt, was los ist, oder muss ich die Worte erst aus Ihnen herausprügeln?«

Endlich schien Seagram bewusst zu werden, wo er war. Die Farbe kehrte in sein Gesicht zurück. Er schlug nach Rinks Hand. »Lassen Sie mich um Himmels willen los.«

Rink ließ ihn los und trat einen Schritt zurück. Seine Hände hielt er in Reichweite für den Fall, dass die Notwendigkeit bestünde, Seagram eine zu verpassen.

Seagram schaukelte auf dem Stuhl hin und her. Er betrachtete seine Hände, dann hob er die Handflächen, wie ein Magier vor seinem großen Zaubertrick. Zu Bradley sagte er: »Das ist Petres

Blut.«

Petre Jorgenson. Ich erinnerte mich an Mariannes Erklärung von vorhin, dass Petre Bradleys ältester Cousin war. Einer jener anständigen Männer, von denen sie nicht glauben konnte, dass sie Bradley oder ihr gegenüber Mordabsichten hegten.

»Ist er verletzt?«, fragte Bradley.

Dem Blut an Seagrams Händen und Klamotten und seiner Reaktion nach zu urteilen, war die Frage ziemlich überflüssig. Aber fairerweise musste ich gestehen, dass mir die Frage auch auf der Zunge gelegen hatte. Nur dass ich sie jetzt etwas anders formulierte. Ich fragte: »Ist er *tot*?« Seagrams Gesicht verzog sich wie die Fratze eines höhnischen Monsters. Er starrte auf den Boden vor seinen Füßen, als ob er in den Teppichfasern die Lösung eines großen Rätsels finden würden. Als er wieder hochsah, hatte er einen Anflug von Raserei im Blick. »Sie sind alle tot. Bis auf den letzten Mann. Ermordet von dem Mann, der auch hinter Ihnen her ist!«

Hinter mir hörte ich erst Marianne aufstöhnen. Und dann Bradley. Rink tat das, was ich auch tat: Wir holten unsere Waffen raus.

»Erzählen Sie uns, was passiert ist«, forderte ich ihn auf.

Seagram schüttelte den Kopf. Nicht weil er die Tatsachen leugnen wollte, er musste erst einmal die Worte in seinem Kopf sortieren. Entweder das, oder er versuchte sich eine plausible Lüge einfallen zu lassen. Ich hatte es in meinem Leben schon zu oft mit selbstsüchtigen Arschlöchern zu tun bekommen – ich erkannte eins, wenn ich es vor mir hatte. Die Geschichte, zu der er gleich anheben würde – schätzte ich –, würde nur zum Teil der Wahrheit entsprechen. Solange sie alle wichtigen Details enthielt, war mir das egal. Mit den Lügen könnten wir uns später beschäftigen.

»Seien Sie nicht sauer, Bradley«, begann er. »Ich bin nur aus Sorge um Sie zu Petre gegangen und habe mit ihm geredet. Ich dachte, dass er uns helfen könnte. Er hat seine eigene Wachmannschaft, und ich dachte, wenn wir die Ressourcen zusammenlegen –«

»Dann hätten wir einen noch größeren Haufen Amateure, die hier mit Knarren durch die Gegend rennen«, fuhr Rink dazwischen.

Seagrams Gesicht verdüsterte sich. Aber er ignorierte die Beleidigung. Er fuhr fort. »Als ich dort ankam, hörte ich, wie sie sich oben unterhielten. Ich sah niemanden aus seiner Mannschaft, also ging ich die Treppe hoch, zu Petres Büro. Auf einmal fielen Schüsse. Türen wurden zugeschlagen. Noch mehr Schüsse. Dann war es still. Es ist mir peinlich, zugeben zu müssen, dass ich nicht sofort ins Zimmer gestürmt bin, um einzugreifen, aber schließlich bin ich in erster Linie Ihr Angestellter. Dann kam mir die Idee, wieder zurückzurennen und sofort Alarm zu schlagen.«

»Sehr großmütig«, sagte Rink. Mein Freund wandte sich von Seagram ab, ich konnte sehen, dass er dessen Geschichte in etwa so viel Glauben schenkte wie ich auch. Das Einzige, was daran glaubhaft klang, war, dass er nicht versucht hatte zu helfen.

»Was hätte ich denn tun sollen?«, fragte Seagram. »Ich hatte keine Ahnung, wer sich in dem Zimmer befand. Keine Ahnung, wie viele Personen und wie viele Waffen. Ich wartete. Versteckte mich. Dann sah ich einen Mann aus dem Zimmer kommen und die Treppe runterrennen. Erst wollte ich ihn verfolgen, ihn schnappen, aber dann fiel mir ein, dass Petre vielleicht Hilfe brauchte.«

»War Petre tot?«, fragte Bradley.

Seagram sah wieder auf seine Hände.

»Ich habe versucht, ihn zu retten. Aber es hat nichts genutzt. Der Mann hatte zweimal auf ihn geschossen. Er war nicht mehr am Leben.«

»Und wer noch?«, fragte ich.

Seagram sah mich an, als sei ich ein Fremder, der sich gerade erst unter die Leute gemischt hatte.

»Sagen Sie's mir!«, befahl ich. »Wer wurde noch getötet? Genaue Angaben.«

»Petre. Irgendso ein Computer-Typ. Vier von Petres Wachleuten.« Er wollte gerade dazu ansetzen, sich mit seinen Händen über den Mund zu wischen, als ihm einfiel, dass sie blutbeschnitten waren, und so begnügte er sich damit, sie an seiner Hose abzuwischen. »Dann waren da noch die Wachleute im Erdgeschoss. Alle tot. Mindestens noch mal vier Leute.« »Also hat ein einziger Mann zehn Leute auf einmal getötet?« Meine Frage war rein rhetorisch. Ich versuchte lediglich, die Fähigkeiten des Mannes einzuschätzen, nicht die Zahlen infrage zu stellen.

»Vielleicht sogar noch mehr«, sagte Seagram. »Aber das waren die, die ich gesehen habe.«

»Waffen?«, fragte ich.

»Nur eine Handfeuerwaffe, glaube ich.«

»Haben Sie sie gesehen? Beschreibung?«

»Ich konnte sie nicht richtig erkennen.«

»Völlig unbrauchbar, der Typ«, meinte Rink.

»Wie sah er aus?«, fragte ich ihn. »Sie haben ihn gesehen, beschreiben Sie ihn.«

Seagram kaute auf seiner Lippe herum. Es kam mir so vor, als wollte er etwas erzählen, aber sich auch noch etwas für später aufheben – seine persönliche »Du kommst aus dem Gefängnis frei«-Karte.

»Männlich, weiß. Groß gewachsen, aber dünn. Höchstens 75 Kilo. Er war angezogen wie ein Fassadenkletterer.«

»Sonst noch was?«

»Ja. Er hatte ein Nachtsichtgerät auf.«

»Und er hat es geschafft, fünf Leute in einem Zimmer zu erschießen?«

»Innerhalb von Sekunden«, bestätigte Seagram.

Verdammt guter Schütze, das musste man ihm lassen.

»Wir müssen jetzt gehen«, verkündete ich. Marianne schien nun nicht mehr so abgeneigt. Sie kam näher, und ich nickte ihr ermutigend zu. »Keine Angst. Ich werde nicht zulassen, dass er Ihnen wehtut. Oder dass jemand anders Ihnen wehtut.«

Mit zusammengekauerten Lippen warf sie einen Blick in Bradleys Richtung. Dann nahmen sie sich in die Arme.

»Wie lange ist es her, dass Sie den Killer gesehen haben?«, fragte Rink.

»Zehn ... fünfzehn Minuten. Ich bin mir nicht sicher.«

»Wie weit ist Petres Haus weg?«

»Es ist das drittnächste Haus, vielleicht etwas weniger als einen Kilometer.«

»Also könnte er schon längst hier sein.«

»Ich bin noch ein paar Minuten im Haus geblieben, als er schon verschwunden war. Aber ich bin hierhergefahren. Er war zu Fuß.«

Rink warf mir einen Blick zu. Ich nickte. Uns war beiden etwas an Seagrams Schilderung aufgefallen. Aber wir gingen nicht darauf ein.

»Seagram, haben Sie auch schusssichere Westen bei Ihrer Ausrüstung?«, fragte ich.

Er dachte einen Moment nach. »Ja, ich glaube schon.«

»Dann bringen Sie sie her.«

»Eine müsste es zumindest geben.«

»Ich sollte bei Mr. Jorgenson bleiben«, sagte er, »um ihn zu beschützen.«

»Feigling!«, rief Rink. »Sagen Sie mir, wo das Scheißding ist, dann hole ich es halt.«

»Nein.« Seagram versuchte, sein Gesicht zu wahren. Er blinzelte dabei unkontrolliert, so richtig überzeugend waren seine Worte nicht: »Ich mache das schon. Kümmern Sie sich darum, dass Bradley geschützt wird.«

»Jetzt holen Sie schon die Weste, dann kommen Sie wieder hierher«, blaffte ich ihn an. »Und

bringen Sie Ihre Männer mit, soweit sie noch leben.«

Seagram erhob sich von seinem Stuhl, etwas unsicher auf den Beinen. Er bewegte sich auf die Tür zu, stoppte und fummelte einen Revolver aus seinem Schulterholster. Einen Colt Mark III .38 Special mit Spannabzug. Die berühmte Waffe der Gesetzeshüter. In Seagrams zitternder Hand wirkte sie viel zu groß und fehl am Platz.

Geduckt schob er sich aus der Tür und verschwand im Korridor zu unserer Linken. Ich sprach Bradley an: »Wenn das hier vorüber ist, dann sollten Sie sich mal sehr genau ansehen, was für Leute Sie einstellen.«

Bradley biss sich auf die Lippen. Aber er dachte nicht über Seagrams Unfähigkeit nach. Er hatte seinen Vater verloren. Und jetzt war sein Cousin ums Leben gekommen. Die Familie Jorgenson schrumpfte in beängstigendem Tempo, und er fragte sich, ob er der Nächste sein würde.

Nicht mein Problem, entschied ich. Marianne war der einzige Grund, weswegen ich hier war.

Bradley sollte seinem Glückstern danken, dass ich ihn nicht bei der ersten Gelegenheit erschossen hatte. Vielleicht war Rinks Vorschlag, zu warten, bis Bradley abgelenkt war, und dann Marianne hinter seinem Rücken wegzubringen, doch keine so schlechte Idee. Sie wäre zwar wütend gewesen und hätte sich gesträubt, aber den ganzen jetzigen Ärger hätte uns das erspart. Dann machen wir mal das Beste aus der Situation, dachte ich.

»Bradley, Sie werden uns helfen, Marianne in Sicherheit zu bringen«, befahl ich ihm.

Dann erklärte ich den Rest meines Plans.

Am Schluss waren wir uns alle einig.

Seagram kehrte mit der Kevlarweste zurück.

Ich nahm sie ihm ab und übergab sie an Marianne.

»Ziehen Sie sie an«, sagte ich.

Seagram reckte sich: »Aber die ist für Mr. Jorgenson.«

»Halten Sie den Mund!«, fuhr Bradley ihn an. Der Mann stieg ein wenig in meiner Wertschätzung. Bradley riss Seagram die kugelsichere Weste aus der Hand und streckte sie Marianne entgegen. Sie nahm sie an, als ob er vor ihr auf die Knie gesunken und ihr einen Diamantring angeboten hätte. Bradley half ihr beim Anlegen.

Die Weste war für einen Mann ausgelegt, nicht für eine junge Frau, und wirkte etwas groß und klobig an ihr. Aber sie hatte verstellbare Klettbander. Ich trat näher und zog die Bänder stramm.

»Ich kann kaum atmen«, sagte Marianne.

»Wenn ein Querschläger zwischen der Weste und ihrem Körper eindringt, werden Sie noch weniger atmen können«, machte ich ihr klar.

Sie sah Bradley an. Er lächelte ihr zu, berührte ihr Kinn mit seiner Handfläche. Sie neigte den Kopf und küsste seine Hand. Wie süß.

»Los jetzt!«, knurrte ich.

»Na, endlich«, meinte Rink.

Jetzt, da Dantalion so nahe an Bradley Jorgensons Haus war, erwies sich das Nachtsichtgerät als eher hinderlich. Alle Lampen waren angeschaltet worden. Flutlichter strahlten aus dem Gebäude wie beim Finale einer Rockshow. Insekten versammelten sich im Lichtschein und umschwärmten die Scheinwerfergehäuse.

»Cleverer Idee«, flüsterte er vor sich hin. Die Leute im Haus wussten, dass er da war und wie er ausgerüstet war. Sie wollten ihm den Vorteil seiner Nachtsicht rauben, indem sie die ganze Gegend taghell erleuchteten.

Die alten Nachtsichtgeräte hatten den Nachteil, dass ihr Träger für einen kurzen Moment geblendet wurde, falls plötzlich eine starke Lichtquelle die Linsen traf. Bei den Geräten der dritten Generation trat dieses Problem nicht mehr auf, dafür sorgte ein eingebauter Blendschutz. Trotzdem machte die helle Beleuchtung um das Gebäude herum die Benutzung eines Nachtsichtgeräts ziemlich überflüssig. Er nahm es ab und ließ es auf den Boden neben sich fallen. Er ging weiter auf das Haus zu.

Seine Beretta hatte er in der rechten Hand, die Glock 19, die er Petre Jorgenson abgenommen hatte, in der linken. Die zusätzliche Feuerkraft würde er gebrauchen können.

Daraus, dass Seagram zu Bradley zurückgekehrt war, hatte er geschlossen, dass der Mann alles ausgeplaudert hatte. Sie wussten, dass er kam, und bereiteten sich darauf vor, das Haus zu verteidigen.

Hunter und Rink.

Die Namen hatte er vorher noch nie gehört. Jedenfalls nicht in seiner Branche. Sie mussten aus einem anderen Bereich kommen. Der einzige Maßstab, nach dem er ihre Fähigkeiten beurteilen konnte, war, wie Hunter sich letzte Nacht geschlagen hatte. Er hatte sich gut gehalten – auch wenn es schmerzte, das zuzugeben. Der Mann war ihm entkommen, hatte ihm ins Bein geschossen und eine Explosion überlebt, die jeden anderen unter die Erde gebracht hätte. Rink war wahrscheinlich genauso gut.

Von jetzt an musste er vorsichtig sein.

Vorsichtig, aber nicht zaghaft, sagte er sich.

Zaghaftigkeit erzeugt Furcht, aus Furcht folgt die Unfähigkeit zur Reaktion. Er musste in Bewegung bleiben, sonst würde es ihn das Leben kosten.

Er schlich weiter.

Das Haus war sehr ähnlich angelegt wie das von Petre Jorgenson, auch sein Grundriss glich einem H. Dantalion hatte sich für die gleiche Vorgehensweise entschieden wie zuvor: vom Strand zum Haupteingang. Scheiß auf das EMF-Messgerät, er brauchte es nicht mehr. Sie wussten ohnehin, dass er kam. Dieses Mal sah er seinen Vorteil nicht im unentdeckten Anschleichen, sondern in der gnadenlosen, schnellen Attacke: Aufregung und Lärm, Angst und Schrecken verbreiten.

Er erhob sich aus seiner geduckten Haltung und rannte auf das Haus zu.

Aus der Eingangstür wurde das Feuer auf ihn eröffnet.

Dantalion wich nach rechts aus, nach links, Kugeln schlugen hinter ihm in den Boden ein und wirbelten die Erde auf. Er blieb in Bewegung, riss die beiden Pistolen hoch und schoss, so schnell er die Abzüge betätigen konnte. Drei Schüsse aus jeder Pistole – ein halbes Dutzend Hochgeschwindigkeitsgeschosse in die halb geöffnete Tür.

Unsicher, ob er den Schützen getroffen hatte, kreuzte er weiter den Rasen im Zickzack, bis er die Ecke des linken Gebäudeflügels zwischen sich und den Schützen gebracht hatte. Er blieb nicht

stehen. Sein verletztes Bein stellte keine Behinderung mehr dar. Adrenalin war ein zu gutes Schmerzmittel, besser als alles Ketamin der Welt.

Er rannte an der Vorderseite des Gebäudes entlang, ging auf die Knie und spähte zur Seite durch die Fenster. Die Zimmer waren verlassen. Er lief weiter. Kam zur Hausecke. Die Kamera über ihm drehte sich wild hin und her, versuchte ihn einzufangen, aber er befand sich außerhalb ihres Aufnahmebereichs. Genau wie er es erwartet hatte, nahm die Kamera als Nächstes die Seite des Gebäudes ins Visier. Er machte auf dem Absatz kehrt und rannte zurück in die Richtung, aus der er gekommen war.

Wer auch immer die Kameras bediente, musste die Leute im Haus alarmiert haben. Sie rechneten wohl damit, dass er zur Hinterseite des Gebäudes rennen würde. Aber er näherte sich wieder der Eingangstür. Dass ihm keine Kugeln entgegenschlugen, musste bedeuten, dass er den Mann an der Tür getroffen hatte, oder zumindest, dass seine List funktionierte und die Wache nun durch das Haus rannte, um die Mannschaften dort zu verstärken.

Das Glück ist auf der Seite der Tapferen. Manchmal konnte man mit einem direkten Angriff mehr erreichen als mit dem ganzen Rumgeschleiche. Mit dem entsprechenden Mut, oder auch völliger Unbekümmertheit, konnte man den Feind in die Knie zwingen.

Man konnte wirklich nicht behaupten, dass Dantalion zur Ängstlichkeit neigte. Er rannte zur Eingangstür, hob den Fuß und trat die halb geöffnete Tür mit seinen Stiefeln aus den Angeln. Sofort war er im Gebäude und schob sich mit dem Rücken an der Wand lang, während er den Eingangsbereich absuchte. Niemand zu sehen. Aber auf dem Boden war Blut, eine Spur von Blutstropfen, die weiter ins Haus hineinführte. Er ging weiter, hob seine Pistolen, eine nach vorne, eine zur Seite gerichtet, drehte sich immer wieder um, als er an den Zimmereingängen vorbei den Flur durchschritt.

Weiter hinten im Haus konnte er Stimmen und Fußgetrappel hören. Ein Wagen wurde angelassen. Dantalion hetzte weiter, durch eine Tür in die Küche. Die Geräusche kamen nun von weiter rechts. Er rannte durch die Küche auf die nächste Tür zu. Ein Schatten zeichnete sich vor dem Eingang ab und Dantalion feuerte. Keine Zeit, sich darüber Gedanken zu machen, wen er traf. Jeder im Haus war für ihn ein mögliches Ziel. Sollte der Mann, der auf der Türschwelle lag, Hunter oder Rink oder Bradley Jorgenson sein, dann war es halt so. Sollte sich herausstellen, dass es keiner von ihnen war, war das auch in Ordnung. Er würde sie noch früh genug erwischen. Bei der Tür angekommen, sah Dantalion, dass es keiner der drei war. Seine Kugel hatte den Mann im Hals getroffen, er erstickte an seinem eigenen Blut. Die Pistole war ihm aus der Hand gefallen, aber Dantalion hatte nicht vor, einen Feind zurückzulassen, der vielleicht noch die Kraft aufbringen würde, ihm in den Rücken zu schießen. Er drückte ein zweites Mal ab, Schädel und Gehirnmasse des Mannes spritzten über den Boden.

Ein weiteres Fahrzeug wurde angelassen. Ein schrilles Aufheulen, der Wagen raste davon. Dantalion fluchte vor sich hin. Er betrat eine zweite Diele hinter der Küche. Drei Männer versperrten ihm den Weg. Sie nahmen ihn erst wahr, als er schon losgerannt war. Er feuerte. Sie feuerten. Eine Kugel streifte seinen linken Arm – ein stechender Schmerz –, aber er ignorierte ihn. Er hatte den Arm immer noch hochgerissen und die Finger immer noch am Abzug der Glock 19. Sein Hirn verarbeitete diese Vorkommnisse, ohne seine Kampffähigkeit einzuschränken. Er stürmte auf die Männer zu, sie suchten Deckung. Einen schoss er in die Seite, der Mann ging in die Knie. Die anderen zogen sich hinter den Türrahmen zurück.

Ein Engpass.

Er würde nicht durch die Tür kommen, ohne im Kreuzfeuer der beiden Pistolen niedergemäht zu werden. Aber aufhalten ließ er sich nicht. Er wich einfach nur nach links zum Fenster hin aus. Er sprang, krachte durch die Scheibe, riss Glasscherben und Holzsplitter mit sich. Er landete auf den Füßen – sein verletztes Bein protestierte, aber es gab nicht nach –, fuhr herum und feuerte bereits

wieder aus beiden Waffen.

Es waren anonyme Männer, niemand, den er erkannte. Aber er tötete sie trotzdem, er machte da keine Unterschiede. Einem der beiden, der weiter von ihm entfernt war und sich nicht erst umdrehen musste, gelang es, einen Schuss abzugeben, aber die Kugel zischte über Dantalion hinweg in die insektengeschwängerte Nachtluft.

Dantalion ignorierte die beiden, seine Aufmerksamkeit galt den zwei Autos, die sich über die Zufahrtsstraße immer weiter von ihm entfernten. Die Umrise der Angestelltenquartiere zeichneten sich am Horizont ab, aber keiner der Wagen raste auf dieses Ziel zu. Sie steuerten den Ausgang zum Küsten-Highway an. Selbst wenn sein Bein ihm keine Probleme machen würde, hätte er die Verfolgung nicht zu Fuß aufnehmen können. Er brauchte einen fahrbaren Untersatz. Eine silberne Limousine stand immer noch hinter dem Gebäude. Die beiden flüchtenden Wagen waren die zweite Limousine und der Porsche. Dantalion näherte sich vorsichtig dem Fahrzeug, er wollte sichergehen, dass sich nicht noch weitere Männer hier verbargen. Er schob die Glock 19 in seinen Hosenbund, aber hielt die Beretta griffbereit, falls ihn jemand angriff, wenn er versuchte, die Wagentür zu öffnen. Die Tür war nicht abgesperrt, er beugte sich in den Wagen hinein und überprüfte die Rücksitze. Er wollte sich nicht von einem Killer überraschen lassen, der plötzlich im Rückspiegel auftauchte und ihm eine Kugel ins Genick jagte. Keiner da. Er griff unter die Lenksäule und tastete herum. Es wäre nicht der erste Wagen, den er in seinem ereignisreichen Leben kurzgeschlossen hätte. Dann verwarf er die Idee wieder und griff stattdessen nach der Sonnenblende und klappte sie herunter. Ihm fielen ein paar Schlüssel entgegen, darunter eine dieser neumodischen Code-Schlüsselkarten. Ohne die hätte selbst das Kurzschließen keinen Sinn gehabt.

Er stieg ein und legte die Beretta auf den Sitz neben sich. Er ließ den Motor an, fuhr los, wendete und folgte den Rücklichtern des Porsche auf der Ausfahrt.

Der Wagen war ein brandneuer Lincoln Town Car mit einem 289 PS starken V8-Motor, elektronischer Traktionskontrolle und niveauregulierter Hinterachse. Das Fahrzeug hatte man im Hinblick auf höchsten Fahrkomfort konstruiert, aber Spritzigkeit und Manövrierfähigkeit dabei nicht vernachlässigt. Dantalion hätte es schlechter treffen können.

Er zog den Wagen auf 120 Kilometer die Stunde hoch und spürte, wie der Lincoln auf das Gaspedal ansprach. Er trat weiter aufs Gas, der Wagen wurde schneller. Der Porsche hatte einen Vorsprung, den er auf einer Geraden niemals einholen konnte, aber das elektronische Tor am Ausgang würde sie aufhalten. Dort würde er sie erwischen.

Hinter ihn schob sich ein viertes Auto, das aus dem toten Winkel hinter Jorgensons Haus kam. Der Wagen fuhr ohne Beleuchtung und reihte sich in die Kolonne dahinrasender Fahrzeuge ein, ohne dass Dantalion es bemerkte.

Rinks Boxster war nicht so schnell wie der 911 Turbo, den ich einmal das Vergnügen hatte zu fahren, aber beschweren konnte ich mich nicht. Nicht bei einer Beschleunigung von null auf hundert in unter sechs Sekunden und einer Höchstgeschwindigkeit von 260 Stundenkilometern. Nach zehn Sekunden war ich bei 160 und schloss zu der Limousine vor mir auf. Ich zeigte ihm die Lichthupe, wollte Seagram zum Beschleunigen auffordern, aber er behielt seine Geschwindigkeit bei. Ich musste vom Gas gehen und ihm mit gemäßigten 150 folgen.

Wir passierten die Gebäude, in denen die Hausangestellten untergebracht waren, und folgten unserer vereinbarten Route zum Highway. Im Rückspiegel sah ich, wie ein dritter Wagen wendete und die Verfolgung aufnahm. Das musste der Killer sein.

Neben mir saß Marianne mit geschlossenen Augen. Sie hielt den Sicherheitsgurt über ihrer Brust umklammert, wie sie es in Zeiten der Anspannung mit ihrem Kruzifix getan haben mochte. Mir fielen ihre Worte wieder ein.

*»Die Halskette meiner Mutter ... Ich ... ich habe sie nicht mehr.«*

Ich fragte mich nur, wer sie jetzt hatte.

Und ich war mir ziemlich sicher, dass es nicht Bradley Jorgenson war. Als ich ihm die Hölle heißgemacht hatte, hatte er vehement geäußert, Marianne jemals etwas angetan zu haben, und er war dabei seltsam überzeugend gewesen.

Ursprünglich hatte ich den Job mit der Absicht angenommen, Marianne aus seinen Klauen zu befreien. Ich wäre sogar bereit gewesen, ihn dabei zu töten. Man hatte mich glauben lassen, dass Marianne in einer gewalttätigen Beziehung gefangen war – und die Polizeifotos hatten das untermauert –, aber mittlerweile war ich der Meinung, dass es nicht Bradley war, der ihr das angetan hatte. Häusliche Gewalt versteckt sich oft hinter einem Gespinnst aus Lügen und Betrug, aber bei Bradley und Marianne war ich nur Zeuge echter Zärtlichkeit geworden. Er liebte sie so, wie sie es verdient hatte, geliebt zu werden. Er hatte ihr nicht wehgetan. Das musste die Person getan haben, die nun ihr Kruzifix besaß. Marianne hatte mir nicht gesagt, wer das war, aber ich hatte einen Verdacht. Und wenn der sich als berechtigt herausstellen sollte, dann würde der Betreffende dafür bezahlen müssen.

Aber zuerst musste ich sie in Sicherheit bringen. Aktuell gab es eine viel größere Bedrohung für sie als die Person, die sie grün und blau geschlagen hatte: das verrückte Arschloch, das hinter uns herfuhr.

Wir wussten immer noch nicht, wer der Killer war. Aber eines musste ich ihm zugestehen: Der Hurensohn war gut. Seagrams Wachmannschaft musste er umgelegt haben wie eine Horde Zinnsoldaten. Sonst wäre er uns jetzt nicht auf den Fersen gewesen.

Wir näherten uns dem Highway, ich sah die Bremslichter an dem Wagen vor mir aufleuchten. Seagram verlangsamte seine Fahrt zusehends. Ich bremste und fluchte vor mich hin.

Marianne riss verängstigt die Augen auf.

*»Alles in Ordnung«, log ich. »Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen.«*

Wir hätten einen guten Vorsprung vor der Limousine, die uns verfolgte, halten können, wäre da nicht eine Sache gewesen: Das Tor, das zur Highway-Zufahrt führte, war verschlossen. Wir hätten vorher daran denken und das Tor von der Kontrollzentrale im Haus aus öffnen lassen sollen. So musste ich jetzt zusehen, wie Seagram aus dem Wagen vor mir sprang und zu einem Tastenfeld sprintete. Er trommelte auf den Knöpfen herum und war schon wieder auf dem Weg zurück in den Wagen, als sich das Tor endlich quälend langsam nach außen hin öffnete.

Etwas, das wie eine wütende Hornisse klang, zischte an meiner rechten Schulter vorbei,

sternförmige Risse zeigten sich in der Windschutzscheibe. Von irgendwo hinter mir hörte ich den Knall einer Pistole, als der Schall schließlich dem Hochgeschwindigkeitsgeschoss folgte.

Aus dem Fenster brüllte ich Seagram an: »Bring die Scheißkarre endlich in Gang!«

Eine weitere Kugel durchdrang den Innenraum von Rinks Porsche und bohrte sich in das luxuriöse Armaturenbrett. Rink würde mächtig sauer werden, aber das musste ihm eine Lehre sein. Er hätte das Fortbewegungsmittel seiner Wahl wohl etwas besser auf seinen Beruf abstimmen sollen. Das Stoffverdeck bot schon gegen ein gut geworfenes Messer wenig Schutz – von einer Pistolenkugel ganz zu schweigen.

Wieder in die Limousine eingestiegen, trat Seagram das Gaspedal durch und zwang den schweren Wagen durch das sich öffnende Tor. Mit der vorderen Stoßstange blieb er am Tor hängen. Sie riss ab und nahm einen guten Teil des Kotflügels mit. Auf ein Fahrzeug im Wert von einer halben Million Dollar nimmt man keine Rücksicht mehr, wenn einem der Tod ins Auge blickt.

Wie wir es abgemacht hatten, zog Seagram die Limousine nach rechts. Sekunden später bog ich nach links ab – in falscher Fahrtrichtung auf dem vierspurigen Highway. Zweihundert Meter weiter – ich war unglaublich dankbar dafür, dass mir niemand entgegengekommen war – jagte ich mit dem Porsche über das Kiesbett, das die beiden Fahrtrichtungen trennte, auf die richtige Seite der Straße. Kies und Sand stoben auf, als ich beschleunigte. Zu unserer Rechten lag der Inter-Coastal Waterway und dahinter die Lichter des Festlands.

»Folgt er uns noch?«

Mariannes Worte ließen mich in den Rückspiegel schauen.

»Ja.«

»Oh Gott«, flüsterte sie.

Der Killer war vor die Wahl gestellt worden. Rechts oder links. Er hatte sich dafür entschieden, nach links abzubiegen. Mir wäre es lieber gewesen, er hätte Seagram und dessen Beifahrer verfolgt statt uns. Ich war zwar besser in der Lage, meine Insassin zu schützen, als Seagram, aber ich hätte lieber zuerst Marianne aus der Gefahrenzone gebracht und mich erst danach dem Bastard gewidmet und ihm gezeigt, mit wem er sich angelegt hatte.

Meine beste Waffe war nun die Geschwindigkeit.

Ich jagte den Porsche hoch auf 240. Der Lincoln hinter mir hielt immer noch mit. Holte vielleicht sogar etwas auf. Der Fahrer steckte seinen Kopf aus dem Fenster. Ich sah das Mündungsfeuer aufblitzen, aber der Schuss ging im Fahrtwind unter.

Ich drückte Marianne nach unten. »Lösen Sie Ihren Gurt«, befahl ich ihr. »Legen Sie sich in den Fußraum. Ziehen Sie die Weste aus, wenn Sie das schaffen, und schützen Sie damit Ihren Kopf.« Der Kofferraum und die Sitze würden die Kugeln nicht aufhalten, aber ich schätzte, dass unser Verfolger etwas höher zielen würde, wo er sich einen Körpertreffer versprach. Marianne wäre dort unten vergleichsweise sicher, es müsste schon mit dem Teufel zugehen, wenn eine verirrte Kugel sie dort unten traf. Aber völlig von der Hand zu weisen war es auch nicht.

Wieder fiel ein Schuss, Funken stoben am Türrahmen neben meinem Ellenbogen auf. Ich konnte das Feuer nicht erwidern, der Schusswinkel war zu ungünstig. Wenn ich mich jetzt umdrehte und schoss, würden wir nur an Geschwindigkeit verlieren, vielleicht sogar die Poller zu meiner Rechten rammen, der Wagen würde ausbrechen, sich überschlagen, und wir würden zerquetscht – schlimmer als alles, was uns die Kugeln des Killers je anhaben könnten.

Ich konzentrierte mich stattdessen lieber darauf, den Wagen an seine Grenzen zu treiben. Die Werksdaten gaben für den Porsche Boxster eine Höchstgeschwindigkeit von 260

Stundenkilometern an, aber ich sah, wie die Tachonadel erst auf 265, auf 270, dann auf 280

kletterte. Die Nadel des Drehzahlmessers ragte allerdings gefährlich weit in den roten Bereich hinein. Trieb man das Fahrzeug so weit in den Extrembereich, konnte das ungeahnte Folgen für

den Motor haben. Aber das hätten die Kugeln auch.

Die Straße hatte einen Fertigbetonbelag, aus dem immer mal wieder die Anschlussnähte aufragten, wie man an den dumpfen Schlägen unter den Reifen hören konnte. Bei der Geschwindigkeit, mit der wir über die Straße schossen, vereinten sich diese Schläge zu einem regelrechten Trommelwirbel, der nur von den Paukenschlägen der Kugeln, die vom Metall abprallten, und von Mariannes Angstschreien begleitet wurde.

Als wir uns dem südlichen Ende von Neptune Island näherten, sah ich vor mir die Krümmung der Brücke, die die Straße über den Waterway führte. Es sah aus, als ob aus den Tiefen des Meeres ein Buckelwal aufgetaucht wäre und nun jede Sekunde seinen gigantischen Schwanz erheben und uns in den Weltraum katapultieren würde. Ich trieb den Porsche vorwärts.

Der Lincoln hinter uns konnte es mit der Beschleunigung des Porsche nicht aufnehmen, aber auf gerader Strecke holte die schwerere Limousine auf. Sie schlingerte leicht von einer Straßenseite zur anderen, aber das hatte damit zu tun, dass der Killer mit nur einer Hand am Lenkrad fuhr. Er schoss weiter auf uns, eine Salve von fünf Kugeln. Zwei davon wirbelten Betonbrocken auf der Straße vor uns auf, drei schlugen im Porsche ein. Keine davon traf mich. Ich sah nach Marianne. Sie blickte mich unter ihrem Kevlar-Schild hervor mit großen Augen an. Ihr war nichts passiert. »Festhalten!«, rief ich ihr zu.

Dann stieg ich in die Eisen.

Der Lincoln war das wesentlich schwerere Fahrzeug, aber ich zählte darauf, dass die Reaktion des Fahrers mehr Schaden anrichten würde als der Porsche. Genau wie ich es erwartet hatte, brach der Lincoln aus. Seine Vorderstoßstange traf den Porsche und hob uns für sehr lange zwei Sekunden von der Straße. Ich fühlte mich schwerelos. Fast erwartete ich, dass sich der Wagen überschlagen und in Milliarden Blechfetzen zerspringen würde. Aber dann griffen die Hinterräder wieder, ich gab Gas und schaffte etwas Abstand zu dem Killer, der schwer damit kämpfen musste, den Lincoln unter Kontrolle zu bekommen.

Dieses waghalsige Manöver brachte uns nur ein paar Sekunden Ruhe vor dem Kugelhagel. Aber die Verfolgungsjagd gestaltete sich nun langsamer, wir fuhren höchstens noch 225 Stundenkilometer.

Die Brücke schwang sich in die Höhe und dann nach rechts. Es gab auf ihr keinen Mittelstreifen, nur aufgeklappte Fahrbahnmarkierungen aus Plastik. Auf der Gegenfahrbahn kam mir ein Mietlaster entgegen. Der Fahrer wich entsetzt aus. Was er wohl erst von dem Lincoln hinter mir hielt, aus dessen Fenster eine Pistole ragte, die mich mit 9mm-Parabellum-Geschossen eindeckte? Zu meiner Rechten schützte uns nur eine hüfthohe Sperrmauer davor, ins Meer zu stürzen. Ab und an konnte man sehen, dass sie von Autos touchiert worden war, die allerdings nur etwas Lack hinterlassen, aber keine größeren Schäden erlitten hatten. Allerdings bezweifelte ich, dass sie mit mehr als der doppelten zugelassenen Höchstgeschwindigkeit unterwegs gewesen waren. Ich riss den Porsche nach links, quer über die Markierungen, die uns von den beiden Gegenfahrbahnen trennten.

Hinter uns sah ich den Lincoln auf unser Heck zudonnern. Vorhin hatte der Killer schwer kämpfen müssen, um die Kontrolle über sein Fahrzeug wiederzuerlangen. Nun wollte er uns in die gleiche Situation bringen. Er rammte den Lincoln in unser Heck, schob uns nach vorne. Er rammte uns noch einmal. Ich spürte, wie der Porsche an Traktion verlor. Ich schaltete herunter, ging aufs Gas, schoss vorwärts und hatte den Wagen wieder im Griff. Als Antwort tauchte erneut die Pistole im Fenster auf, wieder schlug eine Kugel im Porsche ein. Die Windschutzscheibe quittierte den Dienst. Sie explodierte, kleine, scharfe Glaspartikel fielen mir in den Schoß. Ich schloss die Augen, um mich vor den Splittern zu schützen, die ich auf meiner Haut spürte. Es war kaum mehr als ein ausgedehntes Blinzeln, aber als ich die Augen wieder öffnete, war der Lincoln schon links von mir und raste neben dem Porsche her. Fahrbahnmarkierungen fielen um

wie Kegel, wurden plattgefahren oder in die Luft geschleudert. Ich rammte den Porsche gegen den Lincoln, konnte ihn aber nicht aus der Bahn werfen. Kreischend schabte Blech auf Blech. Jetzt erst konnte ich einen Blick auf den Mann am Steuer werfen. Mein erster Gedanke war, dass ich Recht gehabt hatte mit dem bleichen Streifen an seinem Kinn. Der Kerl hatte das Gesicht eines Geists. Oder einer noch dämonischeren außerirdischen Kreatur. Der Fahrtwind durch das offene Fenster trieb ihm das strähnige blonde Haar ins Gesicht und verdeckte seine Züge. Ich konnte nur die Augen sehen – blassblaue Schlitze. Das reichte mir, um zu konstatieren, dass er genauso ein Psychopath war wie alle anderen Kranken, die zum Vergnügen töteten.

Er nickte mir zu, wie zur Bestätigung, dass er mich wiedererkannte.

Hier, dachte ich, vielleicht erkennst du das auch wieder.

Ich hob meine SIG Sauer mit der linken Hand und feuerte auf ihn, entlud das halbe Magazin, so schnell ich den Abzug betätigen konnte. Der Lärm im Porsche war ohrenbetäubend. Ich konnte nicht hören, wie meine Kugeln in seinem Wagen einschlugen, aber ich sah, wie die Windschutzscheibe des Lincoln zerbarst. Funken und Blechsplinter flogen von der Motorhaube weg. Im Motor platzte etwas, Dampf schoss aus dem Wagen. Aber leider kein Blut.

Der Lincoln knickte nach vorne ein, er bremste. Dann war er hinter mir und somit außerhalb meines Schussfeldes. Ein schneller Blick auf den Tacho zeigte mir, dass ich fast 65 Stundenkilometer langsamer geworden war. Aber wir hatten immer noch mehr als 160 Sachen drauf. Völlig verrückt! Außerdem hatte unser Zusammenstoß uns wieder in gefährliche Nähe der rechten Fahrbahnbegrenzung gedrückt. Mein Außenspiegel brach ab und verschwand in der Dunkelheit hinter uns. Ich riss den Wagen nach links.

Jetzt rammte der Lincoln schon wieder mein Heck. Er stieß den Porsche an. Wir kamen ins Schleudern. Fast hätte er mich mit dem patentierten Fahrmanöver zur Strecke gebracht, mit dem die Polizei flüchtende Wagen stoppt.

Zu seinem Pech – und unserem Glück – hatte er uns nicht an der optimalen Stelle getroffen, um uns gänzlich umzudrehen. Aber das Heck des Porsche brach aus in Richtung Mittelstreifen und riss weitere Markierungen heraus, die Vorderreifen rutschten über den Teer.

Marianne war nun nicht mehr die Einzige, die schrie – bei mir war es allerdings die Wut. Ich riss das Lenkrad herum und brachte den Porsche wieder unter Kontrolle, aber der Lincoln war jetzt genau neben mir, und dieses Mal hatte der Killer freie Schussbahn. In seiner linken Hand sah ich eine Beretta 92. In den Sekundenbruchteilen, die ich brauchte, um Marke und Modell zu erkennen, berechnete ich auch noch meine Chancen, einem Kopfschuss zu entgehen. Exakt null. Seine Lippen formten Worte, die ich nicht verstand.

In einem dieser ultraklaren Zeitlupenmomente sah ich, wie sich seine Finger um den Abzug krümmten. Reflexartig duckte ich mich weg. Aber selbst in Zeitlupe bemerkte ich nichts von der Kugel.

Er hatte so langsam den Überblick darüber verloren, wie oft er an diesem Tag schon über diese immergleiche Brücke und drunter durchgefahren war, aber Dantalion hatte die Vorahnung, dass es nicht das letzte Mal gewesen war. Selbst wenn er Hunter und seinen unsichtbaren Beifahrer erledigt hätte, würde er wieder zurückfahren müssen, um die Verfolgung des zweiten Wagens aufzunehmen, der entlang der Küste in Richtung Jupiter Island geflüchtet war.

Er hatte die List sofort erkannt, als die Limousine nach rechts abbog und Hunter nach links. Sie wollten die Zielpersonen aufteilen, in der Hoffnung, dass er die Verfolgung frustriert aufgeben würde. Aber er war nicht der Typ, der so schnell klein beigab, also mussten sie annehmen, dass er die Fährte von Jorgenson und Dean weiterverfolgen würde, wenn er sich erst mal einen Schlachtplan zurechtgelegt hatte. Wahrscheinlich glaubten sie, dass ihnen das Zeit geben würde, sich auf seinen nächsten Angriff vorzubereiten. Was sie nicht wissen konnten, war, dass er eine der beiden Parteien mit unnachgiebiger Entschlossenheit verfolgen würde.

Wenn Seagram die Wahrheit gesagt hatte, dann war Hunter das Kindermädchen von Marianne Dean, also war es wahrscheinlich, dass die Frau sich bei ihm im Porsche befand. Vielleicht kauerte sie im Fußraum, damit sie ein kleineres Ziel abgab. Er hatte nichts dagegen, Marianne zuerst zu töten. Das war schon immer sein Plan gewesen. Und gestern auf Baker Island hatte er Jorgenson schon fast so weit gehabt, dem zuzustimmen. Joe Hunter zu töten, damit hatte er ganz sicher kein Problem.

Bis jetzt war es eine sehr erfrischende Verfolgungsjagd gewesen. Als Hunter in die Eisen ging, hätte er beinahe für einen kurzen Moment die Kontrolle verloren. Aber nun war er an der Reihe. Es war an der Zeit, den Einsatz zu erhöhen. Er trat das Gaspedal des Lincoln durch und entlockte den 289 Pferdchen unter der Haube noch mehr Kraft. Er rammte den schwereren Lincoln in das Heck des Porsche. Die Rücklichter gingen aus, Kunststoffsplitter regneten auf die Motorhaube. Er stieß noch einmal zu. Der Porsche schlitterte, aber dann löste er sich und raste davon.

»Verdammt«, schnaubte Dantalion. Er streckte die Beretta aus dem Fenster und drückte ab. Die Kugel durchschlug die Rückwand des Porsche, die Sitzbank und zersplitterte die Frontscheibe. In alle Richtungen stoben die Glaspartikel davon, dann hörte Dantalion, wie sie auf das Dach des Lincoln prasselten, als er aufholte. Der Porsche verlor dramatisch an Geschwindigkeit, Dantalion gelang es, den Lincoln auf gleiche Höhe heranzuführen. Die Fahrbahnmarkierungen aus Kunststoff krachten und knackten unter dem Gewicht des Wagens, einige brachen ab und wurden in die Luft geschleudert. Dann rammte ihn der Porsche, beide Fahrzeuge gleichauf, aneinandergesprengt, ein Kampf, den der Lincoln gewinnen musste.

Jetzt konnte er Hunter sehen. Der Mann hatte einen verbissenen Gesichtsausdruck. Keine Furcht zu erkennen, nur Entschlossenheit. Er hob eine Pistole. Gab eine schnelle Salve ab.

Um Dantalion herum explodierte Glas. Reflexartig riss er die Hand hoch, um seine Augen zu schützen. Glasklirren umgab ihn. Ein Dampfstrahl schoss unter der Motorhaube hervor. Der Motor ruckelte leicht, aber er lief noch. Dantalion ging vom Gas und ließ sich zurückfallen, um Hunters Schüssen auszuweichen. Und dann stieß er mit seinem Wagen wieder zu.

Der Porsche wurde fast gegen die rechte Fahrbahnbegrenzung gedrückt, brach dann nach links aus. Dantalion erkannte seine Chance. Er trat das Gaspedal durch und drückte den Wagen gegen das Heck des Porsche, seine linke Front gegen dessen rechte Heckseite. Er versetzte dem Porsche einen Stoß, um ihn damit ins Trudeln zu bringen. Der Wagen rutschte längsseits weg, riss weitere Fahrbahnmarkierungen heraus, aber dann fing er sich wieder. Hunter war ein zu guter Fahrer, um sich so leicht aus dem Konzept bringen zu lassen. Er hatte den Wagen wieder unter Kontrolle

bekommen, aber dabei einiges an Geschwindigkeit verloren. Dantalion schloss zu dem Porsche auf, beide Fahrertüren auf gleicher Höhe.

Hunter hatte wieder beide Hände am Lenkrad, die Pistole war nicht zu sehen. Dantalion lächelte. Er hatte seine Waffe noch. Er hob die Beretta. Zielte direkt auf Hunters Kopf, den der gerade herumgerissen hatte, um ihn anzusehen.

»Hallo Hunter«, sagte er, »und auf Wiedersehen!«

Hunter unternahm den erwarteten Versuch, sein Leben zu retten, aber das menschliche Reaktionsvermögen war nie im Leben schneller als eine Kugel.

Er drückte ab.

Und hörte nur ein leises Klicken.

»Scheiße!«, entfuhr es ihm.

Er war ein Mensch, dessen Leben von Zahlen bestimmt wurde, und doch musste er sich verzählt haben. Er war sich sicher gewesen, dass noch eine Kugel im Magazin war. Siebzehn Patronen. Aber dann erinnerte er sich. Als er das neue Magazin einschob, hatte er keine Patrone durchgeladen, so wie er es getan hatte, als er die Pistole zum ersten Mal lud. Er hatte sich nicht verzählt. Er hatte einen groben Fehler bei der Handhabung seiner Waffe gemacht, der ihm nie hätte unterlaufen dürfen.

Aber ein noch größerer Fehler wäre es, zu lange über diese Tatsache zu lamentieren. Schnell legte er die Beretta ab und griff sich die Glock 19. Hob die Pistole. Das Ganze konnte kaum mehr als zwei Sekunden gedauert haben, aber als er Hunter wieder ins Visier nehmen wollte, war der nicht mehr da. Und der Porsche auch nicht!

Hunter hatte gebremst, und der Lincoln war an ihm vorbeigezogen.

Und was noch schlimmer war: Hunter war nun hinter ihm. Ein Blick über die Schulter sagte ihm, dass der Mann nun selbst zur Pistole griff und durch das klaffende Loch in seiner Windschutzscheibe auf ihn feuerte. Das Mündungsfeuer blitzte wie ein Stroboskop. Kugeln zischten durch den Lincoln. Drei verfehlten ihr Ziel, rissen nur Polsterfetzen aus der Kopfstütze des Beifahrersitzes. Eine Kugel zog einen brennend heißen Strich über seine Wange knapp unterhalb des linken Ohrs.

Es war, als ob ihn jemand mit dem Hammer getroffen hätte, blutrote Blitze durchzuckten sein Gehirn. Der Schmerz war entsetzlich, überlagerte sämtliche Sinne. Ganz kurz verschluckte ihn die Dunkelheit, seine Hände rutschten vom Lenkrad. Im nächsten Moment krachte und knallte es überall. Er wurde zur Seite geschleudert, hochgerissen und dann wieder zurück in den Fahrersitz gepresst. Der Krach war unerträglich laut und schien gar nicht mehr aufzuhören. Der Lincoln zuckte wie ein sterbender Gigant. Dantalion riss die Augen auf, dann umgab ihn Stille.

Er war so benommen, dass er kaum wahrnahm, wie der Porsche ihn überholte, sich vor ihn setzte und dann mit Vollgas über die Brücke davondonnerte.

Er saß auf dem Fahrersitz, beide Hände in den Schoß gelegt. Die Glock war ihm aus der Hand gefallen und lag nun irgendwo im Fußraum, wo er sie nicht sehen konnte. Der halb aufgeblasene Airbag, der ihm aus der Lenksäule entgegengekommen war, machte die Sicht nicht besser. Über die Glock machte er sich keine Gedanken. Er würde sie gleich wieder an sich nehmen, genau wie die Beretta. Aber erst musste er überprüfen, ob er das noch konnte. Die Arme waren nicht verletzt. Sie reagierten auf die Befehle aus seinem Gehirn, tasteten seinen Körper ab, fanden die beruhigende Ausbuchtung, die sein Buch unter dem Sweatshirt erzeugte. Auch die Zehen bewegten sich auf sein Geheiß. Seine Beine schmerzten, besonders dasjenige, das bereits verletzt gewesen war, aber Knochenbrüche konnte er keine feststellen. Sein Kiefer tat ihm mehr weh als alles andere. Mit zitternden Fingern tastete er nach der Wunde. Halb erwartete er ein klaffendes Loch, durch das abgebrochene Zähne ragten, aber seine Finger fanden nur eine Furche in der Wange. Die Wunde blutete, aber das würde ihn nicht umbringen.

Er sah aus dem offenen Fenster.

Er hatte die Kontrolle über den Wagen verloren, und der Lincoln war in die Absperrung am Brückenrand gekracht. Die war nur noch ein zusammengeknautschter Haufen Altmetall, aber sie hatte ihren Zweck erfüllt: Sie hatte verhindert, dass der Lincoln ungebremst in den Inter-Coastal Waterway stürzte. Die Front des Lincoln ragte einen halben Meter über den Rand der Brücke hinaus, nur ein abgerissenes Stück der Absperrung hielt den Wagen noch.

Er lachte. Es war ein manisches Lachen: die Erkenntnis, wie kurz er davor gewesen war, mit dem Wagen die Absperrung zu durchbrechen und ins Meer zu stürzen.

In dem Moment hörte er ein Auto herannahen.

Er riss den Kopf herum und sah das Fahrzeug auf ihn zudonnern. Ihm blieb kaum mehr als eine Sekunde, um das Gesicht des Fahrers zu identifizieren. Das war genug.

Seagram hatte ihn Rink genannt.

Schwarze Haare, schwere Augenlider, eine blasse Narbe am Kinn.

Rink versuchte erst gar nicht, auf ihn zu schießen. Er hielt auch nicht den Wagen an. Er steuerte direkt auf ihn zu und rammte den Lincoln an der Seite.

Dantalion wurde wieder aus dem Sitz geschleudert. Um ihn herum zerfetzte das Blech. Die Vorderräder wurden durch die Absperrung gedrückt, der Lincoln kippte abrupt nach vorne. Rink gab nicht nach und schob den Lincoln weiter. Und dann geriet die Welt aus dem Gleichgewicht, als auch die Hinterräder über die plattgewalzte Absperrung gedrückt wurden.

Er nahm kaum wahr, was passierte.

Er sah nur die massive schwarze Wand, die plötzlich vor seinen Augen stand. Und rasend schnell immer näher kam. Erst als sie nur noch wenige Meter entfernt war, erkannte Dantalion die strahlenden Lichter an der Wand. Und eine Sekunde später wusste er, dass es seine eigenen Scheinwerfer waren, die sich in den schäumenden Wellen spiegelten, als der Lincoln ins Meer stürzte.

»Scheißdreck«, seufzte Rink. »Das war's dann wohl mit meinem Schadenfreiheitsrabatt.«  
Wir befanden uns an einem wunderschönen Aussichtspunkt, aber danach stand ihm gerade nicht der Sinn. Die Hände in die Hüften gestemmt, betrachtete er die Überreste seines Porsche.  
Wir hatten an einem Parkplatz am nördlichen Ende des Jupiter Inlet gehalten, neben einem über dreißig Meter hohen Leuchtturm aus Terrakotta, der den Booten die Einmündung des Loxahatchee River signalisierte. Der Leuchtturm selbst stand noch mal auf einem gut fünfzehn Meter hohen Hügel. Ich hatte also einen echten Orientierungspunkt für unser Treffen gewählt. Rink kam einige Minuten nach Marianne und mir dort an.

Wir standen nebeneinander, als Rink noch sein Lieblingsspielzeug betrauerte. Wir blickten die Küste entlang nach Süden, betrachteten, wie die Autos über die Federal Bridge zischten und den noch stärkeren Verkehr auf der A1A-Highway-Brücke dahinter. Auf der anderen Seite des Wassers befand sich ein weiterer Yachthafen. In Florida konnte man wohl nicht leben, ohne ein Boot zu besitzen. Zum ersten Mal in meinem Leben sah ich Mangroven, aber in der Dunkelheit sahen sie auch nur wie ein Haufen verdrehter, ins Wasser geworfener Äste aus. Was sie im Grunde genommen ja auch waren.

Der Parkplatz befand sich neben einer Touristeninformation, die zum Leuchtturm gehörte. Tagsüber wimmelte es dort von Autos und knipsenden Urlaubern. Aber um diese Uhrzeit waren wir hier die einzigen Menschen. Ich hatte den Porsche unter einer Gruppe von Palmen abgestellt, damit man ihn von der nahe gelegenen Straße aus nicht sehen konnte. Rink hatte neben mir geparkt. Der große graue Ford Crown Victoria, mit dem er gekommen war, war nicht so ramponiert wie der Porsche und hatte auch nicht dessen zahllose Einschusslöcher. Nichtsdestotrotz hätten seine lädierte Stoßstange und der eingedrückte Frontscheinwerfer jeden herumschnüffelnden Cop darauf gebracht, die beiden Wagen sofort mit der Schießerei auf dem nahen Neptune Island in Verbindung zu bringen.

»Was geschieht jetzt?«, fragte Marianne.

»Wir bringen Sie an einen sicheren Ort«, antwortete ich.

»Aber dieser Geisteskranke ist tot, oder? Sagte Ihr Freund nicht, er hätte ihn von der Brücke ins Meer gerammt?«

»Genau das habe ich getan«, sagte Rink, der zu uns herübergekommen war. »Aber damit hat die Gefahr für uns noch kein Ende.«

»Wenn er tot ist, können wir dann nicht einfach zur Polizei gehen?«

»Noch nicht«, erklärte ich ihr. »Wir wissen immer noch nicht, wer Ihnen den Auftragskiller auf den Hals gehetzt hat. Wer das getan hat, könnte es noch ein weiteres Mal versuchen.«

»Noch ein Grund mehr, der Polizei alles zu erzählen. Warum müssen wir denn immer wegrennen? Er ist es doch, der bestraft werden sollte, nicht Bradley und ich.«

»Da haben Sie Recht. Aber wir können die Polizei noch nicht benachrichtigen.«

»Warum?«, fragte sie.

»Die würden Sie uns wegnehmen«, erklärte Rink. »Und das wollen wir nicht. Man hat uns beauftragt, Sie zu beschützen, und das können wir nicht, wenn man Sie von uns trennt.«

»Das verstehe ich nicht«, sagte sie. Dann sah sie mich an. »Gestern auf Baker Island sagten Sie, dass Sie gekommen wären, um mir zu helfen. Aber ich verstehe nicht, woher Sie wissen konnten, dass ich in Gefahr bin. Umsonst werden Sie das Ganze nicht machen. Irgendjemand muss Sie bezahlen. Wer hat Sie geschickt?« Dann schloss sie die Augen und schüttelte den Kopf. »Nein. Sagen Sie nichts. Ich weiß, wer es sein muss.«

Also sagte ich nichts.

»Wie konnte mein Vater wissen, dass das hier passieren würde? Nein, warten Sie ... Er wusste es nicht. Er hat Sie geschickt, um mich von Bradley wegzubringen. Ich kann es einfach nicht fassen, dass er uns nicht endlich in Ruhe lässt.«

»Es spielt keine Rolle, wer uns geschickt hat«, sagte Rink. »Tatsache ist, dass wir hier sind, und das sollte Sie schon etwas beruhigen. Wir werden Sie nicht allein lassen, ehe wir sicher sind, dass diese verdammte Angelegenheit ein Ende gefunden hat.« Er drehte sich weg und betrachtete wieder seinen Porsche. Er ließ die Mundwinkel hängen. Ich sah ihn an. Für meinen eher gleichmütigen und nicht besonders redseligen Freund war das schon ein gewaltiger Vortrag. Wahrscheinlich hatte er ihn ebenso für mich wie für Marianne gehalten.

»Tut mir leid wegen deinem Schlitten, Rink«, sagte ich zu ihm.

Er zuckte mit den Schultern. »Ist schon okay, Hunter. Ich wollte ihn sowieso umtauschen.

Kommt, Leute, wir machen uns besser auf den Weg.«

Wir hatten nicht über den Wagen gesprochen. Jedenfalls nicht im eigentlichen Sinne. Ich hatte mein Bedauern darüber ausgedrückt, dass ich ihn vom Krankenbett seiner Mutter fernhielt. Er hatte mir gesagt, dass ihm materielle Werte nicht viel bedeuteten. Also war er in Gedanken bei seiner Mutter, und daran würde sich nichts ändern. Bis wir den Job erledigt hatten.

»Besser, wir nehmen den Crown Vic«, sagte Rink. »Der Porsche ist durch, wenn du mich fragst.«

»Wir lassen den Porsche einfach so zurück?«, fragte ich. Der Boxster steckte voller Beweismaterial: Fingerabdrücke, Fasern, Geschosshülsen. Wenn sich erst mal die Spurensicherung damit beschäftigte, würde im Handumdrehen die Verbindung zu uns hergestellt werden können.

Rink holte ein Benzinfeuerzeug aus der Tasche und klappte es auf. Er drehte am Zündrädchen, eine orange Flamme züngelte hervor.

»Wie ich schon sagte, ich wollte ihn sowieso umtauschen.«

Wir fuhren im Crown Vic davon, das flackernde Inferno, das einstmals ein Porsche war, beleuchtete den ganzen Parkplatz. Die Flammen tauchten den Leuchtturm in ein tiefes Gelb und spiegelten sich in dessen Linse wie ein Geisterlicht.

Rink fuhr den Wagen, Marianne und ich saßen auf der Rückbank. Sie hatte sich ganz in die Ecke gedrängt, ihre Beine an den Körper gezogen und umschloss sie mit beiden Armen. Der Sicherheit zuliebe hatte ich sie wieder die Kevlarweste anziehen lassen. Sie verschwand darin völlig, der Kragen reichte ihr fast bis zu den Ohren, so dass nur ihre obere Gesichtshälfte von der Nasenspitze an zu sehen war. Das war einerseits ganz süß anzuschauen und andererseits ein trauriges Bild. Sie war in Gedanken versunken, ich konzentrierte mich darauf, was wir als Nächstes unternehmen würden.

Rink hatte unseren gemeinsamen Freund Harvey Lucas verständigt. Es war langsam an der Zeit zu hören, was er herausgefunden hatte. Ich hatte seine Nummer in meinem Telefon gespeichert und drückte eine Kurzwahltaste. Es dauerte nur ein paar Sekunden, bis Harvey abnahm und ich seine wohlklingende Stimme im Ohr hatte. Ich stellte auf Lautsprecher, damit Rink mithören konnte.

»Ihr Jungs steckt wieder bis zum Hals in den üblichen Schwierigkeiten«, sagte Harvey.

»Wem sagst du das«, entgegnete ich. Vom Vordersitz hörte ich Rink zustimmend brummeln. Er bugsierte den Wagen gerade von der Anschlussstelle über die A1A Highway Bridge Richtung West Indiantown Road und überquerte dabei die breite Mündung des Loxahatchee River.

»Über euren Schützen hab ich nicht viel«, begann Harvey ohne großes Vorgeplänkel.

»Anscheinend ist er der reinste Geist.«

»Zumindest ist er das jetzt«, sagte Rink.

»Du hast ihn erwischt?«, fragte Harvey.

»Hat ihn aus großer Höhe ins Meer geworfen«, sagte ich. Der ewige Zyniker in mir wollte nicht akzeptieren, dass er tot war – jedenfalls nicht, bis ich ihn nicht weiß und aufgedunsen auf dem Obduktionstisch des Gerichtsmediziners gesehen hatte.

»Also ist jetzt alles gelaufen?«

»Noch nicht. Ich weiß nicht, mit wie vielen anderen Leuten wir es noch zu tun haben«, sagte ich.

»Was hast du darüber herausgefunden, wer ihn angeheuert hat?«

»Bis jetzt noch nichts, aber ich habe mir auch die Geschäfte der Jorgensons ein bisschen genauer angeschaut.«

Ich sah kurz rüber zu Marianne, aber sie war ganz in ihrer eigenen Welt. Sie sah mich nicht einmal an und schien unserem Gespräch nicht zu folgen. Sie hatte andere Dinge im Kopf: Bradley zum Beispiel.

»Erzähl schon, Harve«, bat ich ihn.

»Willst du die ganze Geschichte hören oder die Kurzversion?«

Ich betrachtete die Ladeanzeige meines Mobiltelefons. Nur noch zwei Striche. »Am besten nur die wichtigsten Punkte.«

»Na gut.« Harvey legte eine Pause ein, als ob er erst seine Gedanken ordnen wollte. Nicht dass er das nötig gehabt hätte. Ich schätzte, dass er schon genau wusste, was er sagen wollte. »Zunächst einmal, ihr wisst, dass das Familienunternehmen hier in den Staaten schon drei Generationen besteht, oder? Seit Korea, Vietnam und bis zum heutigen Tage haben die Jorgensons Hand in Hand mit dem Pentagon zusammengearbeitet. Diese Partnerschaft hat sich als überaus gewinnbringend erwiesen und die Taschen der Jorgensons mit Millionen – um genau zu sein: mit Milliarden – gefüllt. Das Problem ist, dass Valentin Jorgenson in den letzten paar Jahren ein paar Leuten auf den Schlips getreten ist. Und zwar auf beiden Seiten. Sein Unternehmen war zuständig für die Entwicklung von Impfstoffen für das Militär. Ihr erinnert euch bestimmt noch an den ganzen Ärger nach der Operation Desert Storm. Man hat vom Golfkriegssyndrom gesprochen. Soldaten, die aus dem Krieg heimgekehrt waren, klagten über die schweren Neben- und Nachwirkungen der Impfungen, die sie erhalten hatten, bevor sie dort hingeschickt wurden. Na ja, Valentin wollte mit dem ganzen Medienrummel nichts zu tun haben. Eigentlich Schnee von gestern, aber bei den gegenwärtigen Problemen im Irak und in Afghanistan fangen die Leute wieder an, im Kongress Fragen zu stellen über den Chemiecocktail, der unseren Soldaten verabreicht wird.«

»Und dieser Cocktail stammt von den Jorgensons?«, wollte ich wissen.

»Genau. Die Jorgensons haben mit Sicherheit nicht das Monopol auf die Truppenbelieferung, aber sie entwickeln einige der Impfstoffe. Valentin wollte nicht noch einmal in einen Skandal hineingezogen werden, also hat er den Stecker gezogen.«

»Und die anderen Jorgensons waren nicht gerade glücklich darüber?« Ich musste daran zurückdenken, wie Bradley in dem Zimmer auf Baker Island seinen Vater verteidigt hatte. Harvey sagte: »Seine moralische Entscheidung könnte sie Milliarden an Umsätzen kosten.«

»Könnte sie kosten? Also sind die Verträge noch nicht gekündigt?«

»Nein. Wie in den meisten Unternehmen hatte Valentin nicht das alleinige Sagen. Es muss eine Mehrheitsentscheidung getroffen werden. Vonseiten seiner Partner schlug ihm heftige Ablehnung entgegen.«

»Wir reden hier von seinen Neffen und seinem Sohn?«

»Ja.« Es hörte sich an, als ob Harvey in irgendwelchen Papieren wühlte. »Petre, Simon und Jack. Und sein Sohn Bradley.«

»Ich schätze, Valentin hatte einen Mehrheitsanteil am Geschäft?«

»Nein, er hielt nur etwas mehr als ein Viertel.«

»Und wie kam es, dass er überstimmt wurde? Warte, jetzt kapier ich's. Bradley?«

»Ja, Bradley hat für seine Cousins gestimmt. Zusammen besitzen sie etwas mehr als siebenzig Prozent der Stimmen. Mit Bradley auf ihrer Seite entschieden sie sich dafür, die Verträge mit der Regierung einzuhalten.«

»Aber warum versucht dann jemand, Bradley umzubringen? Willst du damit sagen, dass unser Schütze zu einer Gruppe gehört, die etwas gegen die Lieferungen der Impfstoffe hat? Vielleicht einer Unterstützerguppe für Menschen mit Golfkriegssyndrom?«

»Nein, überhaupt nicht.«

Ich war erleichtert über Harveys Antwort. Ich hatte ein paar Freunde aus den alten Tagen, die nach ihrer Rückkehr von der Operation Desert Storm schwer gelitten hatten, ich konnte das nur zu gut nachvollziehen. Ich wollte mich eigentlich nicht mit jemandem anlegen, der grundsätzlich die gleiche Meinung zu dem Thema hatte wie ich. Höchstens, wenn ihre Entscheidungen den Tod für Unschuldige wie Marianne bedeuten konnten. Dann würde ich sie bis aufs Blut bekämpfen.

Harvey fuhr fort: »Bradley hat seine Ansicht in den letzten paar Monaten geändert.«

»Er hat sich der Meinung seines Vaters angeschlossen?«

»Ja. Valentin wusste, dass er bald sterben würde – ihr wusstet das auch, oder? –, und hat vor kurzem seine Unternehmensanteile auf Bradley übertragen. Zusammen mit seinen eigenen Anteilen gibt das Bradley die Mehrheit. Sobald er die Firma übernimmt, wird er die Verträge kündigen, und die Firma wird Milliardenumsätze verlieren.«

Marianne wippte hin und her und sumnte die gleiche traurige Melodie, die ich zuerst im Garten auf Baker Island gehört hatte. Plötzlich wusste ich, worauf Harvey hinauswollte.

»Jemand hat Bradley ins Gewissen geredet? Ist es das, was du andeuten willst?«

»Er hat seine Meinung ungefähr zu dem Zeitpunkt geändert, als seine neue Freundin ins Spiel kam.«

Ich bemerkte, wie Marianne kurz zu mir hinschaute, aber sie sagte nichts. Sie widersprach jedoch auch nicht.

»Jetzt bekommt das alles so langsam ein wenig Sinn«, sagte ich. »Bradley hat sich also gegen seine Cousins gewandt, und die sind jetzt vermutlich stinksauer. Wenn Bradley aus dem Weg geräumt wird, dann fallen seine Anteile ihnen zu. Und sie behalten damit die Milliarden, die die Regierung ihnen nur zu gerne in die Hände drückt.« Ich blickte wieder zu Marianne und sah, dass sie die Augen geschlossen hatte – wie zur Bestätigung meiner Theorie. Zu ihr sagte ich: »Und das ist der Grund, warum der Killer genauso hinter Ihnen her ist wie hinter Ihrem Freund? Sie sind der Grund, weshalb Bradley seine Meinung geändert hat.«

Sie gab keine Antwort, aber sie versteckte ihr Gesicht tiefer unter dem Kragen der schussicheren Weste.

»Wo bist du jetzt, Harvey?«, fragte Rink vom Vordersitz aus.

»Da wo ich gesagt habe, dass ich sein würde«, antwortete Harvey.

»Okay Kumpel, wir sehen dich in ein paar Stunden.«

»Alles klar, Rink.«

»Währenddessen kannst du ja weitersuchen«, fügte ich hinzu. »Sieh zu, ob du etwas über den Schützen herausfinden kannst. Vielleicht hörst du dir mal an, was auf Neptune Island so los ist. Allem Anschein nach hat dieses gestörte Arschloch auch Petre Jorgenson einen Besuch abgestattet, bevor er wieder Jagd auf Bradley und Marianne machte.«

»Daraus entnehme ich, dass Petre nicht überlebt hat.«

»Keiner hat überlebt«, sagte ich. »Nur so ein Feigling namens Seagram, Bradleys Bodyguard. Vielleicht kannst du über ihn auch etwas mehr herausfinden. Vielleicht fängst du in West Point an.«

»Überlass das nur mir, Hunter.«

»Danke, Harvey.«

»Ist mir ein Vergnügen.«

Ich beendete das Gespräch und schob das Telefon in meine Tasche.

Wir hatten den Highway hinter uns gelassen und fuhren nun auf der Landstraße. Ganz nette Gegend. Einstöckige Häuser mit hübschen Gärten. Es war niemand zu sehen – als ob die Leute hier nur für die Sonne lebten und sich bei Einbruch der Dunkelheit verdrückten. Zu unserer Rechten befand sich ein Zufluss des Loxahatchee River. Das Wasser floss langsam und träge. Ich fragte mich, ob manchmal Alligatoren aus dem Fluss krochen und durch diese einsamen Straßen spazierten. Das würde zumindest erklären, warum hier keine Haustiere herumstreiften. Keine Katzen, keine Hunde. Allerdings waren auch keine Alligatoren zu sehen.

Wir hatten uns mit Harvey am Hobe Sound verabredet. Das bedeutete, dass wir Neptune umfahren und dabei die Küstenstraße vermeiden mussten. Eine ganze Armee von Gesetzeshütern musste mittlerweile auf dem Weg zum Anwesen der Jorgensons sein oder sich bereits dort versammelt haben, und denen wollte ich lieber nicht in die Arme laufen. Für Mariannes Sicherheit konnte ich nur garantieren, wenn sie bei uns blieb. Okay, es sah so aus, als wäre Petre Jorgenson mittlerweile mit seinem ermordeten Onkel traulich wiedervereint, und um den Sturz von einer Brücke ins Meer zu überleben, brauchte es schon sehr, sehr viel Glück. Aber das musste nicht heißen, dass es keine weiteren Mordversuche mehr geben würde. Man musste kein Genie sein, um sich auszurechnen, dass Petre und der Schütze unter einer Decke gesteckt hatten. Aber das bedeutete noch nicht, dass alle unsere Feinde ausgeschaltet waren. Es waren immer noch zwei Cousins übrig, die Grund genug hatten, sich zu wünschen, dass Bradley und Marianne von der Bildfläche verschwinden.

Nach unserem Umweg durch die Nebenstraßen der Vororte von Jupiter fand Rink eine Auffahrt zum Florida Turnpike, wo wir die 95 nach Norden nahmen. Schweigend fuhr er durch die Dunkelheit, bis wir schließlich zu einem Motel am Rande des Seabranck Reserve State Park kamen. Dort sah ich zum zweiten Mal in meinem Leben Mangrovenwälder, auch Sandkiefen und eine Menge anderer Bäume, die ich nicht kannte. Zwischen den Bäumen und wildromantischen Sandhügeln, die der Atlantik geformt hatte, wuchsen wilder Buchweizen und Traubenheide.

Harveys Mietwagen stand auf dem Parkplatz vor dem Moteleingang. Es war ein Ford Explorer, dem, den ich unten in SoBe hatte zurücklassen müssen, nicht unähnlich. Für unsere Zwecke war er nicht gerade das Fahrzeug, das am wenigsten Aufmerksamkeit erregen würde, aber er war immer noch unauffälliger als der verbeulte Crown Vic. Rink bog auf den Parkplatz ein, und ich begleitete Marianne zu dem Zimmer, das Harvey für uns gebucht hatte. Rink fuhr weiter, im nahegelegenen State Park wollte er den Crown Vic loswerden. Vielleicht würde der Wagen eines Tages wieder auftauchen – wenn die Verschiebungen der Erdkruste ihn aus dem Mangrovensumpf ans Tageslicht zwangen wie einen rostigen Leviathan, der aus den Tiefen aufsteigt.

Es war ein Themen-Motel, das die Kultur der örtlichen Indianer hochleben ließ, aber den ersten guten Eindruck durch einen nachgemachten Totempfahl gleich wieder zunichtemachte. Das Original, das den großen Häuptling Seattle ehrte, hatte ich vor ein paar Jahren in der Stadt gleichen Namens gesehen, also 5000 Kilometer von hier entfernt. Der Totempfahl stand auf einem Grasfleck genau vor der Rezeption. Mit seinen beinahe drei Metern Höhe ließ der Pfahl Harvey Lucas, der sich dagegen lehnte, fast zwergenhüchsig wirken. Aber auch nur fast. Harvey ist ein Bär von einem Mann. Er hat zwar nicht Rinks Muskeln, aber er dürfte immer noch die meisten Männer neidisch machen. Er ist ein gutes Stück über eins achtzig groß. Seine Haut ist so schwarz und ebenmäßig, dass er aussieht, als hätte ihn ein Bildhauermeister aus einem Stück Pechkohle gemeißelt. Bei seinen breiten Schultern und schmalen Hüften sitzt seine Kleidung genau so, wie sie sitzen sollte. Trotz seiner vierzig Jahre konnte er es auf dem Football-Feld mit Männern aufnehmen, die halb so alt waren wie er. Und über Stil konnte er ihnen ebenfalls einiges beibringen.

Wir begrüßten uns, wie alte Soldaten es zu tun pflegen: die Linke kräftig einander auf den Rücken gelegt, unsere rechten Hände an den Daumen ineinander verhakt, ließen wir unsere Brustkörbe aufeinanderprallen.

»Gut siehst du aus, Harve«, sagte ich ihm.

Seine Jeans und sein Hemd unterschieden sich nicht groß von meinen, aber er wirkte, als sei er direkt den Seiten eines Hollywood-Tratschmagazins entsprungen, während ich aussah wie jemand, über den die Leute tratschten – aus den falschen Gründen.

Er berührte die Wunde an meinem Schädel und schüttelte amüsiert den Kopf. »Rink hat wohl wieder seine Feldlazarettkünste an dir ausprobiert. Der Typ konnte noch nie 'nen geraden Strich ziehen«, lachte er.

Ich hatte meine Kopfwunde ganz vergessen. Aber jetzt, wo Harvey sie erwähnte, fing das Ding prompt wieder an zu jucken.

»Ich habe ein bisschen was mitgebracht«, sagte Harvey und nickte in Richtung des Zimmers.

»Besser, du säuberst das mal und trägst etwas desinfizierende Salbe auf. Wir wollen ja nicht, dass es sich entzündet.«

»Und was machen wir, wenn es sich entzündet? Meinen Kopf abschneiden?«

»Das wäre schon mal eine Verbesserung«, grinste Harvey.

Marianne stand in unserem Schatten. Sie sah zu Harvey auf, als sei er ein Halbgott, der auf einer Wolke vom Olymp herabgestiegen war. Es lag Ängstlichkeit in ihrem Blick, aber auch eine gehörige Portion Bewunderung.

»Sie müssen Marianne sein«, sagte Harvey und streckte die Hand aus.

»Mari«, antwortete sie scheu.

»Mari«, wiederholte er, nahm ihre Hand in seine und drückte sie zärtlich. Ihr Lächeln ließ sie aussehen wie das Mädchen, das ich auf den ersten paar Fotos gesehen hatte.

Sie sagte: »Ich habe Sie mir ganz anders ...«

»Ganz anders vorgestellt. Ja, weiß ich. Sie haben gedacht, ich wäre so hässlich wie die beiden Grobiane, mit denen Sie Ihre Zeit verbringen mussten?« Er warf mir einen Blick zu, und ich grinste hinter Mariannes Rücken.

»Joe ist nicht hässlich«, sagte sie. Ich musste noch viel mehr grinsen. Vielleicht hätte ich nun meinerseits Rink verteidigen sollen, aber auf manche Menschen wirkte er tatsächlich eher so, als ob er sich in einem Lendenschurz und mit einer Keule in der Hand wohler fühlen würde. Andere hingegen fanden sein zerfurchtes Gesicht und sein vernarbtes Kinn attraktiv – den Inbegriff des bösen Buben.

Harvey fragte mich: »Wie geht es Rink?«

»Er hält sich ganz gut.«

»Er sollte nicht hier sein.«

»Das musst du mir nicht erklären«, sagte ich. Dabei blieb es. Harvey wandte seine Aufmerksamkeit wieder Marianne zu. Er legte seine Hand auf ihre Kevlarweste. »Kommen Sie. Gehen wir mal rein und sehen zu, dass Sie diese Modesünde mal loswerden.«

Harvey führte uns zu seinem Zimmer. Es war die Sorte Motel, bei dem sich die Rezeption in einem Extragebäude befindet und die Zimmer in den danebenliegenden, halbmondförmig angeordneten Hausflügeln. Direkt an der Straße lag der Parkplatz, dann kam der Rasen mit dem nachgemachten Totempfehl und zu beiden Seiten davon die Zimmer. Harvey hatte das abgelegenste Zimmer im rechten Flügel gemietet.

Es war ein Standardzimmer in einem Standardmotel: Doppelbetten, ein paar Stühle, eine Anrichte mit einem Pay-TV-Fernseher darauf. Die Anleitung, wie man den Pornokanal einschaltete, hing an der Wand daneben. Harveys Laptop war eingesteckt und ruhte aufgeklappt auf dem nächsten Bett. Eine halb geöffnete Tür gab den Blick auf ein Standardbadezimmer frei. Marianne machte große Augen, aber dann fiel ein Schatten über ihr Gesicht.

»Ich habe es überprüft«, versicherte Harvey ihr. »Keine Krabbelviecher. Die Dusche ist heiß, und die Handtücher sind sauber. Gehen Sie nur, Sie werden sich besser fühlen.«

Marianne stimmte mit einem leichten Kopfnicken zu. Während sie zum Badezimmer ging, zerterte sie an den Gurten ihrer Weste. Sie ließ das schwere Ding neben der offenen Tür fallen. Ich hörte, wie sie die Tür verriegelte. Nicht dass das nötig gewesen wäre, wo wir doch alle bei ihr waren, aber verstehen konnte ich es schon. Sie versuchte den Horror der letzten paar Tage auszuschließen. Wahrscheinlich erinnerten auch wir sie an diese furchtbaren Ereignisse.

Die Dusche ging an.

Harvey schloss die Eingangstür.

»Hast du was für uns, Harvey?«, fragte ich.

Er hob eine Tasche hoch, kramte darin herum und warf mir eine Tube antiseptischer Salbe zu.

»Das zum Ersten«, sagte er. Dann ging er zum Laptop und drückte ein paar Tasten. »Und das.«

»Wer ist das denn?«, fragte ich.

Auf dem Bildschirm war ein Profildfoto eines fetten Mannes zu sehen. Dann eine Aufnahme von

vorne. Dann das Profil von der anderen Seite. Polizeifotos, die alle den gleichen Mann zeigten. Er hatte dunkles, verschwitztes Haar, das ihm fransig in die Stirn hing. Seine Wangen waren gesprenkelt von geplatzten Äderchen, er hatte den Blick eines Bluthunds. Er lächelte, aber das war nur gespielte Tapferkeit für die Kamera. Seine Augen lächelten nicht – sie waren voller Furcht.

»Er lebt nicht mehr«, sagte Harvey. »Das ist einer der Typen, die in Petre Jorgensons Haus erschossen wurden.«

»Hat er einen Namen?«

»Gabriel Wellborn, genannt Gabe. Nicht die Sorte Mensch, die sich normalerweise in den gleichen gesellschaftlichen Kreisen bewegt wie die Jorgensons.« Er hielt seine Hand auf Schulterhöhe ausgestreckt. »In der gesellschaftlichen Rangliste würde ich die Jorgensons mit einer neun bewerten.« Er ließ seine Hand weit nach unten fallen. »Gabe Wellborn liegt vielleicht bei minus zwei, wenn er Glück hat.«

»Was hat er also dort zu suchen gehabt?«

»Offiziell? Er ist Webdesigner. Ein kleiner Fisch, nicht viele Kunden. Nur eine Fassade, wenn du mich fragst.«

Ich nickte. »Und inoffiziell?«

»Ein Besorger.«

Ich kapierte nicht, was er meinte. Jedenfalls nicht gleich. Dann fragte ich: »Besorg mir dieses, besorg mir jenes?«

»Ja«, sagte Harvey. »Wenn du etwas brauchst, ist Gabe dein Mann. Besonders, wenn das, was du willst, illegal ist. Waffen, Drogen, Sex mit Minderjährigen ... du kennst diese Typen.«

»Dann hat es wohl den Richtigen getroffen. Ich bin froh zu hören, dass er tot ist«, sagte ich. Und dann: »Was er den Leuten besorgt hat, gehörten dazu auch Auftragskiller?«

»Das ist ein unbestätigtes Gerücht. Aber ja, ich glaube schon. Er stand immer mal wieder unter Beobachtung des FBI, aber man hat ihm nichts anhängen können. Er hat sich seine Leute auf diesen Söldner-Seiten gesucht, die es überall im Internet gibt. Hat sich Söldner gesucht, die auf schnelles Geld aus waren. Es war eine sehr diskrete Operation, alles codiert, um die Anonymität zu wahren. Er hat für jeden gearbeitet, der ihn bezahlen konnte, nicht nur für eine ausgewählte Klientel.«

»Und wie hat er seine Operationen geführt?«

»Ich habe mit einem Kontaktmann beim FBI gesprochen. Sie haben nur eine Theorie und konnten sie bislang auch noch nicht beweisen. Es ist so simpel, dass es schon wieder mehr als ausgeklügelt ist.«

»So ist es doch meistens. Wenn du ihnen direkt vor der Nase herumtanzt, sehen dich die Leute gar nicht. Wie hat er es also gemacht?«

»Es lief alles über das Internet. Er hat URLs benutzt, die nicht zurückverfolgbar waren, gehostet von Firmen aus dem ehemaligen Ostblock, mit Firewalls, die denen des Heimatschutzministeriums Konkurrenz machen konnten. Bis jetzt war das FBI nicht in der Lage, sie zu knacken. Seine Angestellten benutzten Prepaid-Handys und kommunizierten damit über das Internet. Gabe instruierte sie unter dem Deckmantel eines Fantasy-Rollenspiels über den Krieg zwischen Himmel und Hölle.«

Mein spöttisches Schnauben war so laut wie die Druckluftbremse eines Sattelschleppers. »Und er ist der Erzengel Gabriel, nehme ich an?«

Harvey lächelte über meinen Scharfsinn. »Genau. Und die anderen?«

»Sind nach den gefallen Engeln benannt?«

Harvey klopfte mir auf die Schulter. »Siehst du, ich wusste doch, dass es einen Grund haben muss, warum Rink dich als Partner aufgenommen hat.«

»Hast du schon einen Namen für den Schützen?«

»Nein. Aber ich habe das hier.« Er drückte ein paar Tasten auf seinem Laptop. Auf dem Bildschirm erschien eine Liste mit Namen. Sie waren allesamt magentafarben markiert und unterstrichen. Wahrscheinlich Links zu irgendwelchen Webseiten. Die alphabetische Liste begann mit Amdusias und endete mit Zagan – komischen Namen aus einer vergessenen Sprache oder einem billigen Science-Fiction-Film. Alles in allem waren es achtzehn Namen.

»Die Namen der gefallenen Engel?«

»Es sind nicht alle«, meinte Harvey, »gefallene Engel gibt es viel mehr. Ich habe mir diese Liste vom FBI besorgt. Das sind alles Namen der Teilnehmer an Gabe Wellborns Spiel.«

»Also könnten wir es mit ebenso vielen Schützen zu tun haben?«, fragte ich.

Harvey schüttelte den Kopf. »Nein, darüber brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Nur eines dieser Arschlöcher war in den letzten Monaten aktiv.«

Mit einem manikürten Fingernagel klopfte er gegen den Bildschirm.

»Dantalion?« Ich ließ mir den Namen auf der Zunge zergehen. Er schmeckte nach Galle tief unten in meiner Kehle. »Was wissen wir über ihn?«

Harvey doppelklickte auf den blau unterstrichenen Namen, der Bildschirm blitzte auf. Zuerst erschienen Worte in Flammenschrift. Zu lesen war:

*Der einundsiebzigste Geist ist Dantalion.*

*Er ist ein großer und mächtiger Fürst, der sechsunddreißig Legionen befehligt. Er zeigt sich als Mann von mannigfaltigem Antlitz, den Gesichtern aller Männer und Frauen. Er kennt die Gedanken sämtlicher Männer und Frauen und kann sie nach seinem Willen beeinflussen.*

Als Nächstes erschien die stilisierte Zeichnung eines Mannes in einem langen weißen Mantel.

Seine Haut war weiß, und er hatte lange, wallende weiße Haare. Er hielt ein geöffnetes Buch in der einen Hand und ein Schwert in der anderen. Ich starrte auf das Gesicht. So androgyn, dass er Mann wie auch Frau sein könnte. Hübsch, aber grausam. Die Augen waren kalt wie Splitter aus arktischem Eis.

Ich hatte diese Kreatur schon einmal gesehen. Er war nicht so hübsch gewesen, aber dafür noch viel grausamer. Mittlerweile lag er auf dem Meeresgrund mit einem Lincoln als Grabstein.

Zumindest hoffte ich das.

Zuerst kam die Schwerelosigkeit, als der Lincoln in die Tiefe stürzte.

Dann der vernichtende Aufschlag auf die Wasseroberfläche.

Als Nächstes kam der Schmerz.

Hoffnungslosigkeit.

Bläschen schäumten auf, rote Blitze zuckten vor seinen Augen.

Wieder Schwerelosigkeit, als der Wagen sank.

Und Dunkelheit.

Völlige Dunkelheit.

Dann wieder Bläschen und ein salziger Geschmack auf seiner Zunge. Kein Meersalz, sondern der salzige Geschmack seines eigenen Blutes. Metallisch und bitter, wie wenn man einen Kupferlöffel ableckt.

Er versuchte sich zu bewegen. Aber das Gewicht der Welt lastete auf seinen Schultern wie bei Atlas in der Sage. Nein, nicht das Gewicht der Welt, das Dach des Lincoln. Aber es fühlte sich so schwer an wie die ganze Erdkugel. Und er war kein Atlas, der sie hätte tragen können.

Er blinzelte, versuchte Ordnung in seine Gedanken zu bringen. Jetzt kam das Meersalz und brachte den Schmerz in seine schwachen Augen. Er rieb sie, bis ihm klarwurde, dass er völlig unter Wasser war, und gab es auf. Stattdessen versuchte er nach einem Gegenstand zu greifen, an dem er Halt finden konnte. Er fand eine runde Stange, die er in seiner Verwirrung kaum als das Lenkrad des Wagens erkannte, in dem er gefangen war. Es befand sich unter ihm, fast auf Höhe seiner Knie. Es dauerte einen Moment, bis ihm bewusst wurde, dass der Wagen hochkant im Wasser trieb, mit dem Kühler nach unten. Luftbläschen rasten in der Finsternis an ihm vorbei, in seiner Umgebung wurde es mit jeder Sekunde dunkler. Der Wagen war noch nicht zur Ruhe gekommen, er sank immer noch. Durch die zerstörte Frontscheibe und die offenen Fenster war das Wasser sofort hereingeströmt.

Glück und Unglück zugleich.

Glück, weil es bedeutete, dass er nicht gegen den Wasserdruck ankämpfen musste, um die Tür zu öffnen. Er hatte gelernt, dass in einem untergegangenen Wagen der Kampf mit dem Türöffner meistens vergeblich war. Nur wenn der Druck im Inneren dem Außendruck entsprach, konnten die Türen geöffnet werden. Es war deshalb ratsam abzuwarten. Man musste das Wasser einströmen lassen und so viel und so tief wie möglich von der im Wageninneren eingeschlossenen Luft einatmen. War die Lunge gefüllt und der Wasserdruck ausgeglichen, so war es dann ein Kinderspiel, die Türen zu öffnen und sich zu befreien.

Ein Unglück war es deshalb, weil das Wasser direkt beim Aufschlag hereingeschossen war. Der Wagen sank mit der Schnauze nach unten immer tiefer, und die Bläschen waren die eingeschlossene Luft, die durch die zersplitterten Fenster und Einschusslöcher entwich. Es gab keine Atemreserven mehr.

Zählte man dazu, dass er mit dem Kopf nach unten im Wagen hing, sein Hintern durch die in seiner Kleidung eingeschlossene Luft angehoben wurde und ihm durch die kaputte Frontscheibe das Wasser ins Gesicht schlug, hätte man es ihm durchaus nachsehen können, wenn er in Panik geraten wäre.

Aber Dantalion geriet nicht in Panik. Er war Profi. Er war ruhig und routiniert.

Zumindest in der Theorie.

Wie so viele, die mit dem Tod rangen, brüllte er vor Furcht. Aber das führte nur dazu, dass er noch mehr kostbaren Sauerstoff aus seiner Lunge verlor. Er zerrte und strampelte und hatte sich

schon halb aus dem offenen Fenster geschlängelt. Aber der Wagen riss ihn mit in die Tiefe, seine Unterschenkel und Füße steckten im Fensterrahmen fest.

Er strampelte und trat um sich, und dann hatte er sich befreit. Aber seine Lunge schmerzte, und an den Rändern seines Sichtfeldes breitete sich Nebel aus, noch schwärzer als die Dunkelheit, die ihn umgab. Er trieb unter Wasser und bewegte seine Arme und Beine, kam aber der Wasseroberfläche nicht näher. Er wusste nicht einmal, in welcher Richtung sich die Wasseroberfläche befand.

Dann kam ihm die Erleuchtung.

Der einzige noch funktionierende Scheinwerfer des Lincoln leuchtete in die Tiefe unter ihm. Die letzten paar Luftbläschen, die sich von seinen Lippen lösten, strömten nach oben über seinen Kopf hinweg. Du musst den Bläschen folgen, sagt er sich.

Er tauchte den Bläschen hinterher – ein Rennen, das er nicht gewinnen konnte. Aber aufgeben würde er nicht. Er schlug mit den Händen um sich und schaufelte ganze Hände voller Wasser aus dem Weg.

Weiter konnte er sich nicht mehr erinnern.

Er kam erst wieder zu Bewusstsein, als ihn starke Arme aus dem Wasser hoben. Er wurde auf eine wacklige Fläche gelegt, die er selbst in seinem verwirrten Zustand noch als das Deck eines kleinen Bootes erkannte.

Dann schwamm alles vor seinen Augen.

Der sternenübersäte Himmel war über ihm. Und ein hellgrauer Fleck, den er mal scharf, mal verschwommen registrierte. Etwas Lederartiges schlug ihm ins Gesicht.

»Hörst du mich, Kumpel?«, fragte eine Stimme. »Hey! Hey! Hörst du mich?«

Dantalion hob den Arm und ergriff das Handgelenk des Mannes, der ihm ins Gesicht schlug.

»Hey, Sie leben noch! Alles in Ordnung?«

»Ja. Wenn Sie aufhören, mir ins Gesicht zu schlagen!«

»Oh, tut mir leid, Kumpel. Ich dachte schon, ich wäre zu spät gekommen. Ich dachte, Sie wären tot.«

Dantalion ließ das Handgelenk des Mannes los. Er ließ seine Hand zum Hosenbund sinken und tastete nach der Beule. Fand sein Buch. Er atmete aus. Dann begann er zu husten, rollte sich reflexartig auf die Seite und spuckte Wasser auf die Planken.

Eine Hand klopfte ihm auf den Rücken, er stieß mit dem Ellenbogen danach. Dann griffen Hände nach seinen Schultern und stützten ihn bei seinen letzten Hustenanfällen.

»Ganz locker, Kumpel«, sagte der barmherzige Samariter. »In einer Minute oder zwei wird alles wieder gut.«

Durch die Spuckefäden in seinem Mund sagte Dantalion: »Mir geht es jetzt schon wieder gut. Sie können mich langsam mal loslassen.«

Aber der Mann wollte nicht hören. Er half Dantalion auf die Beine und ließ ihn dann rückwärts auf eine Sitzbank gleiten.

»Ich kann gar nicht glauben, dass Sie das überlebt haben«, sagte der Mann. Er stand da mit durchgedrückten Beinen und in die Hüfte gestemmen Händen und schaute nach oben. Über ihm – sehr hoch über ihm – befand sich die dunkle Unterseite der Brücke. Zerborstene Metallteile zeigten die Stelle an, an der Dantalion's Lincoln von der Straße durch die Absperrung gerammt worden war. Er war mehr als dreißig Meter tief gefallen. Zehn Meter vom Boot entfernt tauchten immer noch Luftblasen auf – das untergegangene Fahrzeug gab die allerletzten Luftreserven aus den Tiefen der Karosserie frei.

Dantalion fehlte die Kraft, noch länger hinzusehen. Er ließ den Kopf zwischen seine Knie sinken und spuckte einen langen salzigen Speichelfaden vor sich aus.

»Ich habe alles gesehen, Kumpel. Ich bin Ihr Zeuge. Ich habe gesehen, wie der Irre Ihren Wagen

gerammt und Sie von der Brücke gestoßen hat. Er hat nicht mal angehalten. Ist einfach weitergefahren, als ob nichts wäre.« Der Mann drehte sich zu ihm, um seinen Patienten zu begutachten. »Was muss das für ein Mensch sein, der so etwas tut?«

»Keine Ahnung«, murmelte Dantalion. Er blickte nach oben und sah seinen Wohltäter zum ersten Mal an.

Der Typ war um die siebzig, aber noch gut in Form für sein Alter, klein und untersetzt, sein sonnengegerbtes Gesicht tiefblau in der Dunkelheit. Sein Haar war so weiß wie das von Dantalion, aber kräftiger und voller Locken. Stämmiger Körperbau, dicke Unterarme und O-Beine. Er trug T-Shirt und Shorts. Und Lederhandschuhe. Eine Angel ragte aus dem Bug des Bootes, fand aber nun keine Beachtung mehr.

»Was machen Sie denn in der Dunkelheit hier draußen?«, wollte Dantalion wissen.

»Nachtangeln«, antwortete der Mann. »Ist die beste Zeit, wenn Sie mich fragen.«

Dantalion runzelte die Stirn. Er war wohl nicht der Einzige, der es vorzog, im Dunkeln zu jagen.

»Da widerspreche ich Ihnen nicht.«

»Ihr Glück, dass ich hier war«, fügte der Mann hinzu. »Sonst hätte niemand gesehen, wie Sie ins Wasser stürzten. Keiner hätte Sie mehr rechtzeitig retten können.«

Dantalion bemerkte, dass die Kleider des Mannes genauso nass waren wie seine.

»Sie sind ins Wasser gesprungen und haben mich herausgezogen?« Dantalion stand auf und streckte seine Hand aus. »Sie haben mein Leben gerettet?«

»Ach, das war doch nichts Besonderes«, sagte der Mann und ergriff die Hand.

»Ich danke Ihnen dafür«, sagte Dantalion. »Ganz im Ernst. Und ich bin untröstlich, dass ich Sie jetzt töten muss.«

Mitten im Händeschütteln zuckte der Mann zusammen.

»Was?«, fragte er.

Dantalion riss den Mann an der Hand zu sich hin, senkte die Stirn und verpasste ihm einen Kopfstoß mitten ins Gesicht. Es klang wie ein Hammer, der auf eine Wassermelone klatscht. Der Mann fiel auf seinen Hintern, die Hände an seiner eingeschlagenen Nase. Dantalion wurde schwummerig. Nicht wegen der Erschütterung, sondern aus Sauerstoffmangel. Er musste erst mal ein paar tiefe Atemzüge nehmen, bevor er sich wieder stark genug fühlte, unter sich zu greifen und den Mann an den Armen zu nehmen.

»Aus Dankbarkeit für Ihre selbstlose Hilfe möchte ich Ihnen die Wahl überlassen«, sagte Dantalion.

Der Mann war schwer und hing schlaff in seinen Armen. Es wurde nicht besser dadurch, dass er zwischen Bewusstlosigkeit und Aufwachen schwankte.

»Sie können sich aussuchen, wie Sie sterben möchten«, erklärte Dantalion. »Schnell oder langsam?«

»Fahr zur Hölle«, lallte der Mann. Er versuchte sich von Dantalion loszureißen. Seine Hände waren glitschig und voller Blut. Er rutschte weg und fiel mit den Knien aufs Deck. Dantalion fing ihn am Kragen seines T-Shirts ab. Der Kragen gab nach. So hatte er den Mann nicht unter Kontrolle, er packte ihn am Hals.

»Dann soll es also langsam sein, ja?«, fragte Dantalion. »Okay ... *Kumpel*.«

Er riss den Mann auf den Knien herum und drückte seinen Kopf über die Bordwand. Der Mann versuchte sich aufzubäumen. Dantalion schlug ihm mit der Faust in die Nieren. Er hielt ihn erneut über die Bordwand und drückte mit beiden Händen seinen Kopf unter Wasser. Der Mann brüllte. Bläschen stiegen auf. Aber nicht sehr lange.

Als er sich nicht mehr bewegte, warf Dantalion ihn ganz über Bord. Hielt ihn mit beiden Händen unter Wasser. Zählte bis hundert. Zahlen, immer wieder Zahlen.

Dann stieß er den Mann sanft von sich weg und sah zu, wie er langsam mit dem Kopf voran

unterging und auf die Stelle zutrieb, wo der Wagen versunken war. Vielleicht würde die Polizei, die bald hier auftauchen musste, ihn für den Fahrer des untergegangenen Lincoln halten und deshalb nicht so ausgiebig nach Dantalion suchen. Das würde ihm Zeit zum Nachdenken verschaffen. Dann würde er seine Mission bald beenden können.

Aber dann sah er, dass über ihm auf der Brücke schon einige Autofahrer angehalten hatten und nun über die Absperrung lugten. Sie schauten zu ihm herunter. Er glaubte zwar nicht, dass sie mitbekommen hatten, was gerade zwischen ihm und seinem Möchtegernretter vorgefallen war, aber ein Risiko wollte er deswegen nicht eingehen.

Das Boot war mit einem Außenbordmotor ausgestattet. Schnell machte er sich am Starterseil zu schaffen. Als der Motor stotternd angesprungen war, setzte sich Dantalion und steuerte die Küste von Neptune Island an.

In einiger Entfernung konnte er Stimmen hören. Es hörte sich nicht so an, als ob sie ihm vorwurfsvoll hinterherbrüllten, eher wie Unfallzeugen, die auf der Suche nach Überlebenden waren. Dantalion reagierte nicht. Er hielt das Boot parallel zur Küste und entfernte sich weiter. Suchte nach dem Ort, an dem er den Minivan abgestellt hatte.

Er war wütend.

Wütend, dass Bradley Jorgenson ihm entkommen war.

Wütend, dass Marianne Dean ihm entkommen war.

Aber noch wütender war er darüber, dass Hunter und Rink ihn geschlagen hatten.

Was ihn jedoch am meisten ärgerte, war diese tropfnasse Stelle an seinem Hosenbund. Sein Buch war vollkommen durchnässt. Er hatte Angst, es auszupacken. Fürchtete sich vor dem Anblick.

Das Buch war ihm kostbar, aber noch kostbarer waren für ihn die Zahlen darin.

Sie ergaben die Summe seines Lebenswerks.

Es dauerte keine Stunde, bis Rink wieder zurückkehrte. Er sah noch griesgrämiger aus als vorher. Er hatte dunklen Schlamm an den Stiefeln, auch die Rückseite seiner Jeans war damit gesprenkelt. Sogar auf seinem schwarzen T-Shirt, in seinem Gesicht und auf seinen Unterarmen klebten Dreckspritzer.

»Fast wäre ich mit der Scheißkarre in den Sumpf gerutscht«, verkündete er und lächelte dann. Es tat gut, ihn so zu sehen. Es waren die ersten Lichtstrahlen, die sich ihren Weg durch die dunkle Wolke bahnten, die seit der Nachricht aus San Francisco über seinem Kopf hing.

Er hielt sein Mobiltelefon in der linken Hand.

»Gibt es Neuigkeiten?«

»Ja«, sagte Rink. Er warf einen Blick in die Runde und bemerkte, dass auch Harvey und Marianne ihn erwartungsvoll ansahen. »Die Ärzte haben meine Mutter stabilisieren können. Es geht ihr schon wieder viel besser. Sie liest sogar schon meinem Vater die Leviten, weil er mich von meiner Arbeit abhalten wollte.«

Ich ging zu meinem Freund und nahm ihn in die Arme.

»Danke, Joe«, sagte er. Er nennt mich nicht oft bei meinem Vornamen. Nur in Momenten der Vertrautheit wie diesem. Es bedeutet mir eine Menge. Und es bekräftigt unser brüderliches Verhältnis.

Auch Harvey kam zu ihm. Er umarmte Rink, und sie sagten sich beide, was gesagt werden musste.

Marianne wusste nicht, was sie tun sollte. Sie setzte sich auf das leere Bett, stützte die Ellenbogen auf die Knie und lächelte Rink an. Mein Freund ist nicht gerade sehr zurückhaltend bei jungen Frauen. Er kam zu ihr, setzte sich neben sie, tätschelte ihr Knie und sagte: »Okay Marianne, jetzt, wo das geklärt ist, können wir Ihre Probleme lösen.«

Marianne nickte mit dem Kopf und lächelte traurig. Dann fragte sie. »Ist Ihre Mutter krank?«

»Ja«, bestätigte Rink. Er führte es nicht weiter aus, aber das musste er auch nicht. Wie ernst die Situation gewesen war, musste sich ihr aus unserer Reaktion auf die guten Nachrichten erschlossen haben.

»Und Sie lebt so weit weg von Ihnen an der Westküste?«

»Ja.«

Tränen schossen Marianne in die Augen, weil ihr klar wurde, dass manche Menschen doch nicht so selbstsüchtig waren, wie sie immer gedacht hatte. Es bestätigte, dass es immer noch das Gute in der Welt gab. Hier waren drei Männer, die bereit waren, ihr Leben für sie zu riskieren. Die ihre eigenen Wünsche und Befindlichkeiten hintanstellten, damit sie für ihre Sicherheit sorgen konnten. »Danke ... äh, Rink«, flüsterte sie. Dann hob sie den Kopf und sah Harvey und mich an. »Ich danke Ihnen allen.«

»Nichts zu danken«, sagte er ihr in unser aller Namen. Er tätschelte noch einmal ihr Knie, dann erhob er sich elegant. Er nickte zum Bad. Hinter der geöffneten Tür hing immer noch der Wasserdampf in der Luft. Er blickte auf seine schlammverkrusteten Arme. »Außer, Sie haben das ganze heiße Wasser aufgebraucht«, sagte er in gespielter Verärgerung.

Marianne lächelte wieder, aber dieses Mal sah sie dabei nicht mehr so traurig aus.

Auch mir ging es schon viel besser. Ich drehte mich zu Harvey um.

Er war an seinem Computer zugange gewesen.

»Hunter, komm her und sieh dir das mal an«, sagt er.

Ich ging zu ihm.

Auf dem Bildschirm hatte er die CNN-Nachrichtenseite aufgerufen. Ein Bericht über das mysteriösen Verbrechen an einer jungen Familie: Nathaniel und Caitlin Moore und ihre achtjährige Tochter Cassandra waren in ihrem Haus in einem Vorort von Miami ermordet worden.

Ja, es war traurig. Das ist die fürchterliche Realität der Welt von heute: Ein Typ mit seinen kranken Fantasien kann eine ganze Familie vom Angesicht der Erde auslöschen. Es waren Geschichten wie diese, die mich dazu brachten, das zu tun, was ich tat.

»Was hat das zu bedeuten, Harvey?«, fragte ich.

»Du sagtest, der Schütze hätte eine Beretta 92 benutzt«, meinte Harvey.

Ich erinnerte mich daran, wie ich in den Lauf der Pistole startete und dachte, dass ich dem 9mm-Geschoss niemals entgehen würde. In diesem lichten Moment, in dem mein Gehirn auf Hochtouren arbeitete, hatte ich die Waffe identifiziert. »Ja«, bestätigte ich. »Und dieser Täter hat ebenfalls eine Beretta benutzt? Das muss nichts heißen, ist eine verbreitete Waffe.«

»Das stimmt. Für sich genommen bedeutet das überhaupt nichts.« Er tippte auf den Bildschirm.

»Aber ein Zeuge hat gesehen, dass ein großgewachsener Mann mit langen weißen Haaren das Haus in den frühen Morgenstunden verließ. Hört sich ganz nach deinem Schützen an, oder nicht?«

Jetzt interessierte mich das Ganze schon mehr. Ich beugte mich vor und stützte meine Hände aufs Bett, um bessere Sicht auf den Bildschirm zu bekommen.

»Und dann gibt es noch das hier«, fügte Harvey hinzu. Er markierte einen Textblock.

»*Die Donner des Gerichts und des Zornes sind gezählt*«, las ich laut. »In Cassandras Blut an die Wand geschrieben. O Gott!«

»Hört sich nach den üblichen durchgeknallten religiösen Fanatikern an«, stimmte Harvey mir zu.

»Aber dann habe ich den Satz mal in eine Suchmaschine eingegeben.«

Er klickte das Fenster einer anderen Seite auf. *Eine Geschichte der Henothischen Rituale* stand dort zu lesen.

»Schwarze Magie?«, fragte ich.

»Die Magie der Goetia«, korrigierte mich Harvey. »Etwas, das aus einem Zauberbuch stammt, das ein elisabethanischer Astrologe namens Dr. John Dee vor Hunderten von Jahren verfasst hat.«

Ich hatte von John Dee gehört. Er war der Hofastrologe von Königin Elisabeth I. Gerüchten zufolge war er aber auch der oberste Spion Ihrer Majestät und trug die Decknummer 007 – vielleicht kein Zufall, dass Ian Fleming diese Nummer wählte, als er sich seinen James Bond einfallen ließ.

»Ich glaube, ich weiß jetzt, wo das hinführen soll«, sagte ich zu Harvey.

Er drückte ein paar weitere Tasten. Eine Seite erschien auf dem Bildschirm, auf der die gleichen Worte standen, die der Mörder der Familie Moore mit dem Blut eines achtjährigen Mädchens an die Wand geschmiert hatte:

*Die Donner des Gerichts und des Zornes sind gezählt.*

»Das ist ein Zitat aus dem Buch Henoth«, erklärte Harvey. »Eine Zeile aus dem Bornless-Ritual. Etwas, was man auch den ›Ruf der Aethyre‹ nennt. Alles Hokusfokus-Quatsch, da stimme ich dir zu. Aber im übertragenen Sinn weist es auf die Anrufung eines Engels der Finsternis hin.«

»Dantalion«, sagte ich.

Harvey ließ erneut seine Finger über die Tastatur rasen und rief einen weiteren Link auf. Es erschien eine Tafel voller merkwürdiger Symbole, neben denen Namen und Beschreibungen vermerkt waren. Dantalion war der achte Name.

»Scheiße«, zischte ich.

»Das kannst du laut sagen«, meinte Harvey. »Der Typ ist ein durchgeknalltes Arschloch.«

»Aber warum tötet er eine Familie?«, fragte ich. »Was haben die Moores mit all dem zu tun?« Während unserer ganzen Diskussion hatte sich Marianne zurückgehalten. Aber als der Name der Familie fiel, hörte ich, wie sie sich räusperte. Ich sah sie an. Sie stand langsam auf, kam zu mir und starrte auf den Bildschirm.

»Sagten Sie *Moore*?«

Ich nickte Harvey zu, und er rief wieder die CNN-Seite auf.

Marianne schlug die Hände vor den Mund. »Oh, mein Gott!«

»Was ist los?«, fragte ich.

»Caitlin Moore«, sagte sie. »Sie war meine Lehrerin an der Collinwood Highschool. Sie war es, die mich mit Bradley bekanntgemacht hat.«

Harvey klickte schnell die CNN-Seite wieder weg. Marianne drehte sich langsam und ließ sich rückwärts auf das Bett fallen. Ihre Hände sanken vom Mund herab und zupften nun an einem imaginären Kruzifix um ihren Hals.

»Damals, 2002«, sagte sie, die Stimme kaum lauter als ein Flüstern, »war mein Bruder Stephen unter den ersten Marines, die in den Irak geschickt wurden. Es gab den Verdacht, dass Saddam Hussein irgendwo Massenvernichtungswaffen versteckt hatte, und Stephen gehörte zu denen, die sie aufspüren sollten.«

Oh-oh, dachte ich und hatte schon eine Vorahnung, in welche Richtung sich das entwickeln würde. Richard Dean hatte nie erzählt, dass er einen älteren Sohn hatte. Genauso wenig wie Marianne bislang einen Bruder erwähnt hatte. Oder dass er Soldat war. Selbst als Rink Deans Hintergrund geprüft hatte, kam es nicht ans Licht.

»Er bekam Impfungen verabreicht, die ihn vor ABC-Waffen schützen sollten?«, fragte ich und musste dabei daran denken, wie oft ich selber mit entblößter Schulter bei einer Schwester oder einem Arzt mit riesiger Spritze Schlange gestanden hatte. Ich hatte nie Fragen gestellt, mir nur die Spritzen geben lassen, die mich vor atomaren, bakteriellen und chemischen Waffen schützen sollten, die gegen uns eingesetzt werden mochten.

»Ja«, bestätigte Marianne kaum hörbar. Sie holte tief Luft. Ihre Stimme wurde etwas lauter: »Und es war sinnlos. Wie Sie wissen, wurden diese Waffen nie gefunden. Stephen kam krank von seinem Einsatz nach Hause. Und niemand wollte zugeben, dass seine Krankheit die direkte Folge der Medikation war, die er bekommen hatte. Bis heute nicht.«

Sie sagten, seine Krankheit sei rein psychosomatisch, dass er sich seine Symptome nur einbilde: Übermüdung, Antriebslosigkeit, Taubheit in Fingern und Zehen, entsetzliche Migräne. Die Krankheit trieb ihn dazu, sich bei einer Antikriegs-Demonstration von einem zehnstöckigen Haus zu stürzen.«

»Das tut mir leid«, murmelte ich etwas hilflos. »Es ist furchtbar, wenn man jemanden verliert – ganz besonders unter solchen Umständen.«

»Ich vermisse ihn so sehr. Fünf Jahre sind vergangen, und es gab keinen einzigen Tag, an dem ich nicht an ihn denken musste.«

»Und trotzdem lieben Sie den Mann, der für seinen Tod verantwortlich ist?«, fragte ich.

»Bradley ist nicht dafür verantwortlich. Ich mache ihm keinen Vorwurf, nicht den geringsten.«

»Aber es waren die Medikamente, die die Jorgensons entwickelt haben, von denen Sie glauben, dass sie Stephens Krankheit auslösten?«

Marianne nickte nur. Dann sagte sie: »Mrs Moore war eine meiner Lehrerinnen an der Schule, aber sie war auch ausgebildete Therapeutin. Sie sprach nach dem Tod meines Bruders mit mir. Wir hatten die gleiche Einstellung zum Krieg im Irak und in Afghanistan. Der Tod unserer Soldatinnen und Soldaten ist völlig unnötig, und sie sterben aus den falschen Gründen.« Sie blinzelte mich an, vielleicht weil ihr klarwurde, dass ich einst einer jener Soldaten gewesen war, der in demselben Krieg kämpfte wie ihr Bruder – wenn auch in einer anderen Armee. »Ich

unterstütze unsere tapferen Soldatinnen und Soldaten. Ich bin überhaupt nicht gegen das Militär. Ich wollte nur meinen Beitrag dazu leisten, dass unsere Truppen den Respekt gezollt bekommen, den sie verdient haben. Ich schloss mich einer Protestinitiative an, die Mrs Moore aufgebaut hatte, um unserer Einstellung Ausdruck zu verleihen.«

»Sie haben an einer Diskussion mit der Familie Jorgenson teilgenommen?«

»Ja. Dort habe ich Brad kennengelernt. Er war sehr charmant und offen für unsere Ansichten. Er war ein guter Zuhörer. Wir haben hinterher noch lange geredet.«

»Und danach haben Sie sich öfter mit ihm verabredet?«

»Ja.«

»Aber Ihrem Vater gefiel das nicht?«

»Mein Vater ist immer noch sehr wütend. Er gibt Bradley die Schuld an Stephens Tod, genau wie er allen anderen Beteiligten die Schuld gibt.«

»Vielleicht hat er gute Gründe, Bradley zu hassen. Ihr Vater hat mir Fotos von Ihnen gezeigt. Auf einem davon sieht man Sie im Fond einer Limousine, wie Sie versuchen, Bradley von sich abzuschütteln. Es sah so aus, als würde er Sie sexuell belästigen.«

Sie schüttelte ungläubig den Kopf. »Nennen Sie mir irgendeinen Prominenten, von dem es nicht ähnliche Bilder gibt. Wir haben nur vor den Kameras posiert, um den Paparazzi Futter zu geben. Es war ein Spaß. Im Nachhinein betrachtet war es natürlich eine ziemlich blöde Idee.«

»Er hat mir auch ein Polizeifoto gezeigt, auf dem Sie als Opfer einer Körperverletzung zu sehen sind.«

Sie kaute auf ihrer Lippe.

»Ja.«

»Aber es war nicht Bradley, der Sie verprügelte?«

»Nein, natürlich nicht. Bradley liebt mich, und ich liebe ihn.«

»Und wer war es dann?«, fragte ich. »Jemand aus seiner Familie?«

»Nein.« Ihr ganzer Körper erschauderte. »Es war mein Vater.«

Zu diesem Schluss war ich auch schon gekommen. Ich erinnerte mich an unser erstes Treffen in der schäbigen Kneipe. Als ich von der Bar im Shuggie's Shack auf ihn zuing, spielte Richard Dean mit einem Gegenstand in seiner Hand. Jetzt erinnerte ich mich, wie es in dem gedämpften Licht aufgeblitzt hatte. Etwas Metallisches. Ihr Kruzifix. Er hatte es schnell in seine Tasche gesteckt und mir danach irgendeinen haltlosen Blödsinn erzählt.

»Er kam zu Bradley ins Haus, um mich mitzunehmen. Er warf mir vor, ich hätte das Andenken meines Bruders beschmutzt. Dass ich mich zur Hure der Mörder meines Bruders gemacht hätte. Er wollte nicht einsehen, dass er sich irrte, dass Bradley eigentlich auf unserer Seite war und bereit dazu, alle Verträge mit dem Militär zurückzuziehen.« Ihre Finger wanderten wieder zum Hals, suchten unbewusst nach dem Kreuz. Sie begann zu schluchzen. »Er sagte mir, ich hätte unsere Familie verraten. Dass meine Mutter sich im Grab umdrehen würde. Er riss mir die Kette meiner Mutter vom Hals. Als ich sie mir zurückholen wollte, schlug er mich. Er hatte sich so in Rage geredet, dass er immer wieder auf mich einschlug. Er war so wütend, dass er nicht wusste, was er tat.«

»Das ist keine Entschuldigung«, meinte ich.

»Ich vergebe ihm«, sagte sie. »Ich liebe ihn trotzdem.«

Als wir zum ersten Mal auf dieses Thema zu sprechen gekommen waren, hatte ich angenommen, sie hätte von Bradley gesprochen, als sie sich ähnlich ausdrückte. Hatte sie aber nicht, so viel wusste ich jetzt. Sie hatte ihrem Vater für seine Taten und Worte vergeben. Aber Dean hatte niemandem vergeben.

Er hatte mich hierhergeschickt, um Marianne zu ihm zurückzubringen. Ich sollte Bradley davon abhalten, sie umzustimmen. »*Den Rest zahle ich, wenn ich den Beweis habe, dass Jorgenson*

*keine Bedrohung mehr für mich oder meine Familie darstellt*«, hatte er gesagt. Was er damit meinte, war klar: Halten Sie ihn ein für alle Mal auf. Töten Sie ihn.

So weit würde es nicht kommen.

Ich würde Bradley beschützen.

Und dann würde ich mich um das Problem kümmern, das Mariannes Vater darstellte.

Rink kam aus dem Badezimmer, pfiff vor sich hin und rubbelte seine Haare mit einem Handtuch ab.

Er blieb stehen und sah uns alle an.

»Was habe ich verpasst?«, fragte er.

Wo soll ich bloß anfangen, dachte ich.

»Nichts Wichtiges. Flieg nach San Francisco, Rink.«

Es gab nur zwei Dinge, die Dantalion davon abhielten, sofort zum Anwesen der Jorgensons auf Neptune Island zurückzukehren.

Erstens war er nicht bewaffnet. Sowohl die Beretta wie auch die Glock hatte er im Wasser verloren. Zwar zweifelte er nicht daran, dass er einem der lächerlichen Wachmänner der Jorgensons die Waffe abnehmen könnte, aber da gab es noch eine zweite Sache, die ihn davon abhielt.

Es sah aus, als ob sich mindestens die Hälfte der Beamten des Sheriff's Office von Martin County dort herumtrieb, verstärkt durch Cops des Miami Police Department, und er war sich ziemlich sicher, dass einige der Männer und Frauen in den gut sitzenden Anzügen und Kostümen zum FBI gehörten. Sogar Mitglieder eines Sonderkommandos zur Geiselbefreiung waren anwesend, die man an ihren schwarzen Kampfanzügen, Helmen und automatischen Gewehren erkannte. Dazu kamen jede Menge Leute von Forensik und Spurensicherung, Krankenwagen aus Hobe Sound und Jupiter und weiteres Rettungspersonal – das Gelände war in der absehbaren Zukunft eine No-go-Area.

Oder doch nicht?

Ein Mann mit seinen Fähigkeiten konnte unter so vielen Leuten, die es nicht gewohnt waren, in solch großer Zahl zusammenzuarbeiten, herumspazieren, ohne dass er weiter auffiel. Sich direkt vor die Nase des Feinds begeben. Einer von ihnen werden. Er musste bloß so aussehen, als ob er dazugehörte.

Nur, dass er völlig durchnässt war und keine Kleidung zum Wechseln dabei hatte. Er hatte den Rucksack mit seiner Ausrüstung im Garten abgelegt, bevor er seinen Angriff auf Bradley Jorgensons Haus begann. Im Nachhinein erwies sich das als keine so gute Idee. Zwar hatte ihm das eine größere Bewegungsfreiheit bei dem Feuergefecht verliehen, aber er hatte nie vorgehabt, den Rucksack zurückzulassen. Er war davon ausgegangen, dass er sie alle töten würde und dann ohne große Hektik seinen Rucksack wieder mitnehmen konnte. Aber dann kamen die Verfolgungsjagd, sein Beinahe-Ertrinkungstod und die Tötung des Anglers. Erst als er den Minivan gefunden hatte und losgefahren war – vorbei an den ersten Blaulichtern und Sirenen, die auf dem Weg zur Insel waren –, war ihm sein Fehler aufgefallen. Mittlerweile befand sich sein Rucksack sicherlich in den Händen der Spurensicherung, verpackt in einem Beweismittelbeutel und auf dem Weg zum nächsten Labor zur forensischen Untersuchung. Sie würden DNA finden, Haare, Fasern und andere Spuren, die sich zurückverfolgen ließen, aber das machte ihm nichts aus. Sie würden die Beweismittel mit einigen seiner Auftragsmorde in Verbindung bringen, aber das war auch schon alles. Zu ihm würden sie es nicht zurückverfolgen können.

Solange sie ihn nicht schnappen würden.

Aber das würde nicht passieren.

Schon schlimmer war es da, dass er den Laptop in Petre Jorgensons Haus zurückgelassen hatte. Er hatte noch nicht einmal daran gedacht, das Scheißding auszuschalten. Zwar zweifelte er nicht daran, dass Gabe Wellborn Vorkehrungen getroffen hatte, dass die Computer-Transaktionen nicht ohne weiteres nachverfolgt werden konnten. Aber um sicherzugehen, hätte er das verdammte Ding besser zerstört, nachdem Gabe die halbe Million auf sein Offshore-Konto überwiesen hatte. Sein Konto war nur ein Nummernkonto, und seine Bank auf den Bahamas war nicht dafür bekannt, den Forderungen der amerikanischen Strafverfolgungsbehörden nachzugeben.

Das FBI hatte ein paar sehr clevere Computergenies. Zweifellos würde irgendwann jemand den

Code entziffern. Seine Vergangenheit würde ans Licht kommen. Vielleicht würden sie sogar seine wahre Identität herausfinden. Danach wäre er für immer auf der Flucht. Aber finden würden sie ihn nicht. Jean-Paul St. Pierre würde einfach aufhören zu existieren.

Die halbe Million Dollar würde ihn, zusammen mit all dem Geld, das er bisher verdient hatte, zu einem wohlhabenden Mann machen. Er konnte überallhin gehen. Aber darüber dachte er im Moment nicht einmal nach. Er hatte noch eine Mission zu vollenden.

Er fuhr mit dem Van Richtung Norden, um eventuelle Straßensperren zu umgehen.

Eine kleine Hoffnung hatte er gehabt, dass er Bradley Jorgenson bei seiner Rückkehr auf die Insel abfangen könnte, aber er wusste auch, dass die Wahrscheinlichkeit verschwindend gering war.

Er näherte sich Hobe Sound auf dem Southeast Dixie Highway und suchte nach einer passenden Abfahrt. Er fand sie nach ein paar Minuten und lenkte das Fahrzeug auf eine Querstraße landeinwärts Richtung Jonathan Dickinson State Park. Er war auf der Suche nach einem abgelegenen Plätzchen, einem Ort, an dem er sich ausruhen und seine nächsten Schritte überdenken konnte. Wo er sein Buch trocknen konnte.

Die Straße schlängelte sich durch eine pittoreske Vorortidylle. Hübsche Häuser mit hübschen Gärten, schon längst in der Nachtruhe versunken, die Bewohner im Reinen mit sich und der Welt. Alt und Jung schliefen, träumten ihre Träume und murmelten voller Behagen. Niemand rechnete damit, dass ein Berufskiller nach Aurora Village kommen würde, ganz zu schweigen davon, dass er seinen vorübergehenden Wohnsitz dort suchte.

Der Ort endete unvermittelt, Häuser wichen Sümpfen und Buschland, Entwässerungskanäle tauchten in regelmäßigen Abständen auf. Mittlerweile war er auf einer unbefestigten Straße unterwegs, die immer wieder durch kurze Holzbrücken unterbrochen wurde. Seine Reifen holpten über das Holz wie das dumpfe Doppelklopfen eines unregelmäßigen Herzschlags. Er konnte den Sumpf riechen, das süßliche Aroma vermodernder Pflanzen und stehender Gewässer, aber war sich nicht sicher, ob der Geruch nicht doch von seinem Körper und seiner Kleidung stammte. Meersalz hatte sich darin festgesetzt, und seine Haut hatte begonnen, furchtbar zu jucken.

Zu seiner Linken fielen ihm die Umrisse flacher Gebäude auf. In dieser Gegend wurde nicht gerade sehr viel Landwirtschaft betrieben, aber es schien sich gleichwohl um eine Farm zu handeln. Er fand eine Abzweigung und bog ab. Der Weg bestand aus wenig mehr als einer Anhäufung von Schlaglöchern, wahrscheinlich war das nicht die Hauptzufahrt zur Farm.

Trotzdem schaltete er die Scheinwerfer aus, damit er sich unbemerkt nähern konnte.

Er hielt etwa hundert Meter vor der Farm, stellte den Motor ab und stieg aus. Er schloss die Tür nicht ganz, sondern lehnte sie nur leise an. Dann machte er sich zu den Farmgebäuden auf. Die Schusswunde war am Verheilen, aber dennoch fühlte sich sein Bein bei jedem Schritt an, als ob die Haut aufreißen würde. Normalerweise warf ihn eine solche kleinere Wunde nicht aus der Bahn, aber nun, wo andere Leiden dazukamen, musste er sich schwer auf die Zunge beißen. Sein Hinken trat immer deutlicher zutage, je näher er den Gebäuden kam.

Mit seiner schwarzen Kleidung, dem ausgemergelten Gesicht und dem strähnig herunterhängenden Haar fühlte er sich wie ein Vampir, der in einem schlechten Horrorfilm durch die Nacht schlich. Kein schlechtes Bild – sein Anblick würde jedermann, dem er begegnete, noch mehr Furcht einjagen. Die Furcht der anderen war – neben seinem Körper – seine beste Waffe, jetzt, wo er die Pistolen nicht mehr hatte.

Er sah sich die Gebäude an. Zwei davon waren kaum mehr als Holzanbauten, das Dritte ein zur Farm gehörender Stall. Es gab ein paar Schuppen aus Lehmziegeln und ein kleines einstöckiges Haus. Auch dieses war aus Lehmziegeln gebaut und hätte eher nach Santa Fe gepasst als in diesen Teil Floridas. Er näherte sich dem Haus von der Rückseite, erkannte aber, dass alle

Zimmer mit großen Fenstern ausgestattet waren. Da es in dieser abgelegenen Gegend keine weiteren Nachbarn gab, hatten die Bewohner die Gardinen nicht zugezogen, als sie sich zur Ruhe begaben. Das einzige Licht, das er sehen konnte, stammte von einer trüben Glühbirne auf der Veranda am Hintereingang.

Tagsüber war es hier sehr heiß, deshalb ging er davon aus, dass das Haus eine Klimaanlage hatte. Damit die richtig arbeitete, mussten Fenster und Türen während der schwülen Nachtstunden geschlossen bleiben. Geschlossen, aber bestimmt nicht abgeschlossen.

Am besten versuchte er es an der Hintertür. Die Leute, die in den Nebengebäuden lebten oder arbeiteten, würden das Haus regelmäßig durch diese Tür betreten. Die Vordertür würde wohl die meiste Zeit verschlossen bleiben. Trotzdem ging er am Hintereingang vorbei, um das Gebäude in seiner Gänze unter die Lupe zu nehmen. Als er zur Vorderseite kam, brannte dort kein Licht. Ein Blick durch das große Panoramafenster zeigte ihm einen bescheiden eingerichteten Wohnraum mit robusten Holzmöbeln und einem altmodischen Plattenspieler in einer Musiktruhe.

Wandregale voller Krimskrams. An einer Wand hingen gerahmte Fotos, deren Motive er aber in der Dunkelheit nicht ausmachen konnte – wahrscheinlich waren es Porträts von Söhnen, Töchtern und Enkeln.

Nachdem er das Haus umrundet hatte, fand er den Unterstellplatz für das Auto. Dort stand nur ein Wagen, ein Dodge Pick-up, dessen Staub und Kratzer von der harten Arbeit auf den Feldern zeugten. Er bemerkte, dass die Tür nicht abgeschlossen war, und öffnete sie. Keine Alarmanlage. Er hatte es auch nicht anders erwartet. Er suchte den Wagen nach einer Waffe ab, fand aber nichts. Aber etwas anderes fiel ihm auf: Der Fahrersitz war plattgesessen und abgenutzt, aber der Beifahrersitz sah noch so frisch aus wie an jenem Tag, als der Wagen vom Fließband rollte – der Dodge wurde nur von einer Person genutzt. Es gab keine Mrs. Farmer, um die er sich auch noch hätte Gedanken machen müssen. Wer immer in diesem Haus lebte, war allein.

Er suchte die Ladefläche des Pick-ups ab und stieß in einer Werkzeugkiste auf einen großen Radmutter Schlüssel. Schwer wie er war, gab er eine vorzügliche Waffe ab. Auch einen Schraubenzieher schob er sich in den Hosenbund. Der war zwar nicht so brauchbar wie ein Dolch, aber in der Not konnte man ihn trotzdem jemanden ins Fleisch rammen.

Als er zum Vordereingang zurückkam, schien alles unverändert. Die Lichter waren aus, kein Lebenszeichen aus dem Wohnzimmer. Er ging weiter und erreichte die Rückseite des Hauses. Mücken umschwärmten das Fliegengitter der Veranda, angezogen vom Licht der Glühbirne. Dantalion öffnete die Verandatür behutsam, damit sie nicht quietschte, dann trat er ein, begleitet von unzähligen Insekten. Manche flogen ihm ins Gesicht und setzten sich in seinem Haar fest, ihm lief es eiskalt über den Rücken. Er wischte sie weg. Er versuchte, den Griff der Eingangstür zu drehen. Das Ding gab nicht nach. Also war der Bewohner doch um seine Sicherheit besorgt. Aber das war gut, konnte es doch bedeuten, dass er genau das hatte, wonach Dantalion hier suchte.

Er nahm den Schraubenzieher aus dem Hosenbund, setzte ihn zwischen Schloss und Türrahmen an und hebelte. Mit der anderen Hand schob er die Tür Stück für Stück weiter auf. Ein Schloss war so gut wie nutzlos, wenn der Türrahmen aus altem, verwittertem Holz bestand. Er war froh, dass sein Einbruch so geräuschlos vonstattenging, dass er nicht mal den leichtesten Schläfer geweckt hätte. Er betrat das Haus. Ein Arbeitsbereich mit einem Stapel Wäsche, die auf das Bügeleisen wartete, lag vor ihm. Karierte Hemden und Jeans, eine hellbraune Nylonhose, Socken und Unterwäsche, die auf einen eher konservativen Mann hindeuteten. Seine Annahme, dass er es mit einem einzelnen Bewohner zu tun hatte, fand hier ihre Bestätigung. Ein älterer Mann, wenn man nach dem Kleidungsstil ging. Er fasste die Nylonhose an – für jeden unter fünfzig ein schwerer Modedauxpas – und überprüfte ihre Größe. Nicht dass er vorhatte, sie selbst anzuziehen, er wollte sich nur eine Vorstellung von dem Mann machen, den er töten musste. Schmale

Bundweite, kurze Beine. Ein kleiner, schlanker Mann? Er hob eins der Hemden hoch und stellte fest, dass es überraschend weit war. Was war das denn für ein Typ, fragte sich Dantalion, ein Zirkusaffe?

Es gab nur einen Weg, das herauszufinden. Er ging weiter in die Küche. So sparsam eingerichtet wie das Wohnzimmer, fanden sich in der Küche nur die nötigsten Haushaltsgeräte. Ein Backofen mit Herdplatte, ein Waschbecken mit säuberlich aufgereihtem Abwasch auf dem Ablauf. Eine Tasse mit Kaffeeflecken wartete unter dem Wasserhahn darauf, abgespült zu werden. Das Besteck fand er in einer Schublade. Dantalion nahm ein Brotmesser mit breiter Klinge heraus. Es war besser zum Zustecken geeignet als der Schraubenzieher, er behielt es in seiner geballten rechten Hand.

Auf dem Weg zum Wohnbereich kam er an einem Staubsauger vorbei, der aufrecht im Flur stand. Das durch die Eingangstür hereinfließende Licht bewahrte ihn davor, über das Kabel zu stolpern, das wie eine zusammengerollte Boa Constrictor vor seinen Füßen lag. Das Wohnzimmer befand sich jetzt zu seiner Rechten.

Er schenkte ihm kaum Aufmerksamkeit, nachdem er registriert hatte, dass sich dort nichts verändert hatte. Dann wandte er sich nach links zu einer Tür.

Er legte ein Ohr an die Tür und horchte.

Von drinnen klang Schnarchen an sein Ohr. Nur ein leichtes Summen, es schien von einer einzigen Person zu stammen. Er drückte den Türgriff, geräuschlos glitt die Tür nach innen auf. Er betrat das Zimmer und ging auf dem Teppich vor dem Bett in Stellung. Die Person, die auf dem Rücken unter ihrer Bettdecke schlief, regte sich nicht einmal. Dantalion war ein Kind der Nacht, dafür hatte seine Krankheit gesorgt, er hatte keine Probleme mit der Dunkelheit. Jetzt konnte er die vom Schlaf entspannten Gesichtszüge des Manns erkennen. Er war jünger, als er gedacht hatte. Der Mann hatte einen rasierten Schädel und einen dünnen Oberlippenbart, der sich um seine Mundwinkel nach unten zog. Wo die Bettdecke verrutscht war, konnte er eine muskulöse Schulter sehen. Der Mann war kräftig, wahrscheinlich durch die Farmarbeit, aber vielleicht rührte sein Körperbau auch von Gewichten und Fitnessstudios her. Er könnte sich im Kampf Mann gegen Mann als schwerer Gegner entpuppen.

Ein kurzer Stich in die Halsschlagader sollte das Problem beseitigen.

Nein. Der Mann würde aufwachen, um sich schlagen, sein Blut würde durch das Zimmer spritzen, der Schwall mit jedem nachlassenden Herzschlag immer kleiner werden.

Vielleicht war das doch nicht der beste Weg, ihn zu töten.

Sollte er ihn zuerst mit dem Radmutter Schlüssel bewusstlos schlagen und ihm dann den Hals durchschneiden? Er würde weniger zappeln, aber es gäbe immer noch Unmengen an Blut.

Ein einzelner Stich ins Herz wäre das Beste. Sehr wenig Blut, falls das Herz schnell seinen Dienst aufgab. Das einzige Problem dabei war, dass er sich nicht sicher sein konnte, die richtige Stelle zu treffen. Der Mann hatte eine Bettdecke über seinem Oberkörper, und es sah aus, als hätte er einen Arm über seine Brust gelegt. Das bedeutete, dass Dantalion die Bettdecke anheben musste, um zu sehen, wo er zustechen musste. Der Mann konnte aufwachen, und dann würde es mit Sicherheit zum Kampf kommen.

Entscheidungen, Entscheidungen, dachte Dantalion, immer ging es um Entscheidungen, die getroffen werden mussten.

Und mit jeder Entscheidung ergab sich eine Myriade von weiteren Möglichkeiten, zwischen denen es zu wählen galt.

Der Mann murmelte etwas im Schlaf. Vielleicht warnte ihn irgendein Urinstinkt vor der Gefahr, in der er schwebte.

Vielleicht sollte ich ihn seine Todesart wählen lassen, dachte Dantalion.

Nein. Diesmal tötete er nicht aus Vergnügen.

Dantalion hob den Radmutter Schlüssel mit seiner linken Hand und ließ ihn in einem weiten Bogen auf den Kopf des Mannes herunterkrachen. Er traf ihn an seiner linken Schläfe und hinterließ eine tiefe Einbuchtung im Schädel über dem linken Ohr. Der Schlag an sich hätte schon tödlich sein können. Der Mann riss die Augen auf, aber seine Pupillen zogen sich nicht zusammen, sein Blick blieb unfokussiert und perplex. Er sah nicht einmal mehr das Messer, das ihm Dantalion in die Brust rampte. Und dieser Stich war es dann, der ihn definitiv umbrachte. Dantalion beugte sich vor und knipste die Nachttischlampe an. Er zog die Bettdecke zurück, bis sie am Stahlschaft hängen blieb, der aus der Brust des Toten ragte. Das Messer saß ein kleines Stück links der Mitte. Dantalion freute sich über seinen präzisen Stich und dachte kurz, dass er vielleicht doch keine Pistole brauchte. Aber gleich darauf verwarf er diesen Gedanken wieder. Er würde es mit Männern zu tun bekommen, die bewaffnet waren, und denen musste er zumindest auf Augenhöhe begegnen können.

Er sah im Nachttisch nach. Keine Pistole.

Er sah im Kleiderschrank nach, aber fand dort nur noch mehr karierte Hemden und Jeans. Und ein weiteres Paar hellbraune Nylonhosen. Diese waren noch in Plastikfolie eingeschweißt, als ob sie geschont werden sollten. Er nahm sie heraus und sah, dass die Beine viel länger waren als bei dem Paar, das er bei der Bügelwäsche gefunden hatte. Sie waren also noch nicht bei der Schneiderin zum Kürzen gewesen. Er hielt die Hose vor seine Beine und stellte fest, dass sie mehr als zwei Zentimeter über seinen Knöcheln endete. Wahrscheinlich würde er aussehen wie Pee-Wee Herman, aber in der Not musste das eben gehen. Er legte sie ans Fußende des Bettes. Er suchte sich eines der weniger auffälligen Hemden heraus, hellblau mit weißem Karo, und den wettergegerbten Stetson aus dem Regal legte er ebenfalls zu seinem wachsenden Klamottenstapel. Socken fand er auch. Nur die Unterwäsche des Mannes würde er im Leben nicht anfassen – dann lieber unten ohne.

Er zog das Messer aus der Brust des Mannes, wischte es am Bettlaken ab und zog die Bettdecke wieder über das Gesicht mit dem starren, zur Decke gerichteten Blick. Er nahm sich den Stapel Kleidung und machte sich auf die Suche nach einer Dusche.

Unterwegs steckte er den Kopf ins Wohnzimmer, auf der Suche nach dem, was er vorzufinden hoffte. Dort fiel ihm eine Holzkiste auf, die an der Wand stand, an der die Fotos hingen. Er knipste das Licht an, legte die Klamotten auf ein abgewetztes Sofa und ging zu der Kiste hin. Für das billige Vorhängeschloss brauchte er nur einen Schlag mit dem Radmutter Schlüssel. Erfreut bleckte er die Zähne, als er den Inhalt in Augenschein nahm.

Als die Dämmerung über dem Atlantik hereinbrach, machten sich Rink und Harvey auf in Richtung Nordwesten nach Tampa. Sie nahmen den Ford mit, und Marianne auch. Die beiden waren die einzigen Menschen auf der Welt, denen ich Marianne guten Gewissens anvertraute. Ich für meinen Teil hatte noch einen Job zu erledigen. Verschiedene sogar, aber alle hatten damit zu tun, Bradley Jorgenson aufzutreiben und ihn in das sichere Haus zu bringen, in dem Marianne auf ihn warten würde.

Ich nutzte die Wartezeit bis zur Lieferung meines Mietwagens, um im State Park laufen zu gehen. Eine Touristenbroschüre im Motelzimmer beschrieb, dass es mehr als sieben Kilometer Wanderwege durch die Sümpfe und Strauchhügel gab. Bis ich fertig war, würde ich mehr als das Doppelte an Distanz hinter mich gebracht haben. Ich brauchte die Bewegung. In meinem Beruf musste man sich topfit halten. Wenn es darauf ankam, war es immer der Mann mit der größten Ausdauer, der den Kampf gewann. Ich ging bis an meine Grenzen. Meine Lunge tat sich auf den ersten Kilometern etwas schwer, aber dann fand ich meinen Rhythmus, ein regelmäßiges Lauftempo, bei dem ich befreit durchatmen konnte.

Ich suchte mir einen Flecken Sand mit Ausblick auf den Ozean und legte dort einen Halt ein. Ich sah dem Sonnenaufgang zu, während ich eine Yogaübung durchführte, die man »Sonnengruß« nennt. Ich dehnte meine Muskeln, lockerte mich. Dann ließ ich mich auf den Bauch gleiten und machte zweihundert Liegestützen und die gleiche Anzahl an Kniebeugen. Die nächsten zehn Minuten verbrachte ich mit einer festgelegten Bewegungsabfolge, zu der Schläge, Tritte, Ellenbogen- und Kniestöße gehörten. Es war nichts übermäßig Ausgeklügeltes, kein Karate oder Tai Chi oder so. Die Übungen, die ich machte, waren kurz und brutal und orientierten sich an einer einfachen Gleichung: minimaler Aufwand mal maximale Durchschlagskraft ist gleich verheerende Wirkung.

Verschwitz wie ein Schwein im Schlafsack rannte ich zurück durch die Sümpfe, absolvierte den Parcours ein zweites Mal und lief dann zurück zum Motel. Dort wartete mein Mietwagen auf mich. Ich unterschrieb mit falschem Namen und zeigte dem Mann vom Autoverleih einen gefälschten Führerschein – mit Dank an Harvey Lucas.

Ich nahm die Schlüssel des Audi A8 entgegen, ging in mein Zimmer und sah sofort nach, ob meine SIG Sauer immer noch dort war, wo ich sie versteckt hatte: in einer Schachtel für Papiertücher hinter dem Fernseher.

Schweißgetränkt trat ich ins Badezimmer und ließ die Dusche an. Dann entledigte ich mich meiner feuchten Kleidung und stellte mich dankbar unter den heißen Wasserstrahl. Meine Muskeln waren durchblutet und aufgepumpt von den ganzen Übungen, ich entspannte mich im heißen Dampf und massierte meinen Körper mit einem eingeseiften Schwamm. Als ich aus der Dusche trat, galt meine gesamte Konzentration wieder meinem Job.

Ich schlüpfte in frische Boxershorts und ein paar Jeans, die an meinem feuchten Körper klebten. Mit nacktem Oberkörper holte ich meine SIG aus ihrem Versteck und setzte mich auf das Bett, um sie zu reinigen. Ich hatte Lappen und Öl dabei, nahm die Pistole auseinander und legte alle beweglichen Teile vor mir aufs Bett. Als ich sie wieder zusammengebaut hatte, schob ich ein neues Magazin ein und lud durch, damit ich jederzeit bereit war. Nach der Methode der sicheren Schusswaffenhandhabung, die sämtlichen Polizeikräften der ganzen Welt beigebracht wird, ist es unter keinen Umständen erlaubt, eine Kugel in der Kammer zu haben, wenn die Waffe getragen wird. Doch das bietet höchstens Sicherheit gegen Schadenersatzklagen. Oder dagegen, dass sich ein unbeholfener Cop selbst in den Fuß schießt. Ich vertrat da eine andere Auffassung und war

Anhänger des »Point Shooting«: Ähnlich den Pistolenhelden in den Westernfilmen konnte ich in einer Bewegung ziehen, zielen und feuern. Die Idee dahinter war, so wenig Zeit wie möglich zu verschwenden. Wenn ich erst durchladen musste, fehlte mir eine wertvolle Sekunde. Und die konnte mich das Leben kosten.

Meine SIG war speziell für mich modifiziert worden, sie hatte keinen Sicherungshebel, und der Lauf hatte weder Kimme noch Korn, damit sich nichts in meiner Kleidung verheddern konnte. Es war ein Modell mit Schwermetallkörper, der den Rückstoß beinahe eliminierte. Ganz praktisch, weil die 9mm-Parabellums, die sie abfeuerte, genug Durchschlagskraft hatten, um die meisten Gegner in die Knie zu zwingen. Ich wollte keine Pistole, die sich ständig in der Hand aufbäumte und mit der ich nach jedem Schuss neu zielen musste.

Harvey hatte genug Ersatzmunition mitgebracht. Außerdem hatte er mir ein mit schwarzem Epoxid überzogenes KA-BAR-Messer geliefert und ein neues Prepaid-Handy, das ich bei der vor mir liegenden Operation brauchte.

Ich stand auf und betrachtete mein Spiegelbild am anderen Ende des Zimmers. Die meisten Menschen würden in mir einen Mann sehen, der etwas größer war als der Durchschnitt, fast vierzig Jahre alt, aber mit dem Körper eines Dreißigjährigen. Sie würden das kurze braune Haar mit leicht angegrauten Schläfen sehen und die Augen, die je nach meiner Stimmung zwischen Blau und Grün changierten. Ihnen würde die Tätowierung auf meiner rechten Schulter auffallen, und sie würden sich fragen, was sie wohl bedeutete. Nur wenn sie genauer hinschauten, würden sie bemerken, dass ich meine Lebensgeschichte auf der Haut trug: eine Ansammlung von Narben, die ich mir in meinen vierzehn Jahren in der Terroristenbekämpfung und den vier Jahren seitdem zugezogen hatte. Über meinem rechten Brustmuskel befand sich eine kleine weiße Einbuchtung, die von einem Schuss herrührte, den ich auf Patrouille in Belfast abbekommen hatte. Die Austrittswunde, etwa zwei Zentimeter neben der Tätowierung, war inzwischen von runzligem Narbengewebe überwachsen.

Ich berührte eine Narbe, die noch nicht so alt war, strich mit den Fingern über den rosa Wulst auf meiner Brust links neben meinem Herzen. Die hatte ich dem Kampf mit einem ehemaligen Secret-Service-Agenten namens Martin Maxwell zu verdanken, der irgendwann angefangen hatte, Menschen zu töten und die Knochen aus ihren Körpern zu entfernen. Die Knochen brachte er nach Jubal's Hollow, seinen geheimen Zufluchtsort in der Mojave-Wüste. Maxwell, vom FBI unter dem Namen »Der Knochensammler« geführt, hatte einen Fehler gemacht, als er mir meinen Bruder John nahm. Ich jagte den Bastard, bis ich ihn fand, und rammte ihm einen der Knochen aus seiner Sammlung in den Hals. Aber auch er erwischte mich ziemlich gut, und es war reines Glück, dass er mein Herz verfehlte und nur das Gewebe über meinem Brustmuskel traf.

Wenn ich an den Knochensammler dachte, konnte ich nicht umhin, ihn mit dem Wahnsinnigen zu vergleichen, mit dem ich es seit kurzem zu tun hatte. Woran lag es nur, dass diese Typen sich immer mit fremden Namen schmückten? Und warum stammten die meistens aus der Bibel?

Martin Maxwell hatte sich für eine Reinkarnation von Tubal-Kain gehalten, und nun hatte ich einen Irren vor mir, der glaubte, er sei mit Luzifer und seiner Gang aus dem Himmel gefallen. Na ja, gefallen war er mit Sicherheit: von der Brücke auf Neptune Island gerammt und in die Wasserhölle des Meeres darunter verstoßen worden.

Aber als Pessimist, der ich nun mal bin, musste ich mir eingestehen, dass ich ihn nicht hatte sterben sehen. Er konnte also immer noch irgendwo da draußen sein. Mit diesem Hintergedanken schob ich die SIG in meinen Hosenbund und suchte mir ein paar frische Socken. Ich zog meine Stiefel an, die von meinem Lauftraining immer noch staubig waren, dann befestigte ich das KA-BAR an meinem rechten Knöchel. Ein einfaches schwarzes T-Shirt mit V-Ausschnitt war als Nächstes dran, darüber zog ich eine weite Leinenjacke. Eigentlich war es zu warm für Oberbekleidung, aber ich musste ja die Ausbeulung der SIG an meiner Hüfte irgendwie

kaschieren. Ich hatte zwar einen Waffenschein dafür, aber der lautete nicht auf meinen richtigen Namen.

Der umtriebige Harvey hatte bereits die Rechnung für das Zimmer bezahlt. Aber die Schlüssel musste ich noch zurückgeben, bevor ich ging. Ich häufte meine ganzen Habseligkeiten zusammen, räumte sie in einen Plastikmüllsack und knotete ihn zu. Im Vorbeigehen ließ ich den Müllsack auf den Rücksitz des Audi fallen und warf dann den Zimmerschlüssel durch die dafür vorgesehene Klappe an der Rezeption ein. Dann ging ich zurück zum Wagen und fuhr wieder auf den Dixie Highway. Mit jedem Meter wurde der Totempfad kleiner im Rückspiegel.

Der Dixie Highway verläuft durch Hobe Sound. Es war immer noch früh, noch nicht einmal acht Uhr, und die Straßen waren relativ leer. Hinter Hobe Sound schmiegte sich die Straße direkt an die Küste. Kurz danach fand ich die Zahlstelle und die Auffahrt zur Straße, die zuerst Jupiter und dann Neptune Island überquerte.

Beim Fahren betrachtete ich die Boote, die den Inter-Coastal Waterway auf und ab fuhren. Die See schimmerte türkis vor dem hellen Sand. An manchen Stellen konnte ich bis auf den Meeresgrund blicken. Auch der Himmel war klar, nur am südlichen Horizont zeigte sich eine Dunstglocke, die von der Luftverschmutzung der Städte Miami und Miami Beach herrührte. Ein paar Kilometer über mir machte sich ein Passagierflugzeug auf den Weg über den Ozean. Ich konnte mir die niedergeschlagenen Gesichter der Urlauber vorstellen, die ihren letzten Blick nach unten auf das Paradies warfen. Wenn sie gewusst hätten, was am vorigen Abend hier vorgefallen war, hätten sie wohl ihre Meinung revidiert.

Auf Neptune Island angekommen, parkte ich in einer Haltebucht neben einem Picknickplatz. Dort hatten sich bereits einige Familien versammelt, aber sie waren viel zu beschäftigt, den Ausblick und das herrliche Wetter zu genießen, als dass sie auf einen einzelnen Mann geachtet hätten, der ein Telefongespräch führte. Rink saß am Steuer, deshalb nahm Harvey Lucas das Gespräch an. Er schaltete den Lautsprecher ein, damit alle mithören konnten.

»Ich hoffe, Rinks Witze sind Ihnen nicht zu geschmacklos, Mari?«, fragte ich, um sie ins Gespräch miteinzubeziehen. Mit Absicht hatte ich sie mit dem Namen angesprochen, den sie am liebsten hörte. Ich wollte ihr damit zeigen, dass ich vollkommen auf ihrer Seite war. Ab und zu musste ich mir ins Gedächtnis rufen, dass ich es mit einer Erwachsenen zu tun hatte.

»Machen Sie sich keine Sorgen, Joe, alle *beide* verhalten sie sich wie perfekte Gentlemen«, antwortete Marianne. Sie hatte einen Singsang in der Stimme, als ob ihr einige ihrer schlimmsten Sorgen genommen worden wären. Ich hoffte nur, dass meine nächste Frage sie nicht wieder zwei Schritte zurückwerfen würde.

»Was gibt es über letzte Nacht in den Nachrichten zu hören?«

Harvey knurrte: »Glaubt man den Meldungen, dann ist der Dritte Weltkrieg ausgebrochen.«

»Irgendwas Genaueres?«

»Wenn du damit fragen willst, ob der Schütze aufgetaucht ist, dann ist die Antwort nein. Aber sie haben so einen alten Typen in der Nähe der Unfallstelle aus dem Wasser gezogen. Wenn er nicht gerade Pech hatte und ihm der Lincoln auf den Kopf gefallen ist, dann war es wohl Dantalion, der den Armen erledigt hat.«

»Was hatte er denn da draußen zu suchen?«

»Wenn ich raten müsste, würde ich sagen, er hat geangelt. Und bevor du fragst: Das Wasser ist zu tief, um darin herumzulaufen, er muss ein Boot dabeigehabt haben. Sieht so aus, als hätte Dantalion überlebt. Und schlimmer noch: Ihm ist die Flucht gelungen.«

»Der Hurensohn«, fluchte Rink. »Ich hätte auf Nummer sicher gehen sollen. Ich hätte ihm ein paar Schüsse in seine hässliche Fratze verpassen und ihn dann an die Fische verfüttern sollen.« Allzu sehr überraschten mich die Neuigkeiten nicht.

»Also ist er immer noch irgendwo da draußen«, sagte ich. »Aber wenn wir Recht haben mit

unserer Annahme, dass Gabe Wellborn sein Verbindungsmann war, dann hängt er jetzt etwas in der Luft. Er hat jetzt kein unterstützendes Netzwerk mehr hinter sich.«

»Er muss so gut wie unverwundlich sein«, meinte Harvey, »er hat Kollision und Absturz überlebt und konnte flüchten. Ich glaube nicht, dass er sich jetzt irgendwo verkriecht und Ruhe gibt. Wahrscheinlich hält er sich nur versteckt und plant seinen nächsten Schritt.«

»Okay«, sagte ich, »wir machen es folgendermaßen: Ihr beiden bringt Marianne zu dem sicheren Haus, ich versuche Bradley aufzutreiben. Ich traue diesem Arschloch Seagram nicht zu, dass er ihn beschützen kann. Dieses Stück Scheiße würde höchstens dann für jemanden eine Kugel aufhalten, wenn er vorher über seine eigenen Füße stolpert und in die Schusslinie fällt.«

»Da kann ich dir helfen«, sagte Harvey. »Wir haben vor ein paar Minuten mit Bradley gesprochen. Marianne ist darauf gekommen: Es gibt da ein Motel, in dem sie ihre ersten Verabredungen hatten.«

Im Hintergrund hörte ich Marianne etwas davon sagen, dass ihre Rendezvous völlig unschuldig vonstattengegangen seien, dass sie sich dort nur getroffen hätten, um ins Kino oder in eine Bar zu gehen. Keine Schweinereien.

»Wo ist er?«, fragte ich.

»Mittlerweile muss er wohl auf dem Weg zurück nach Neptune Island sein. Wir haben ihn unterwegs an den Apparat bekommen. Haben versucht, ihn davon zu überzeugen, dass er sich von dort fernhalten sollte, aber davon wollte er nichts wissen.«

»Der Idiot«, fluchte ich.

»Er muss sich doch Sorgen machen«, sprang Marianne zu seiner Verteidigung ein. »Vergessen Sie nicht, dass es um sein Haus geht, um seine Familie.«

»Ja«, sagte ich. Um die gleiche Familie, die alles daransetzte, Bradley und sie um die Ecke zu bringen. Aber das sagte ich ihr nicht und fuhr fort: »Dort muss es mittlerweile vor Cops wimmeln. Es wird nicht leicht werden, sich mit ihm in Verbindung zu setzen.«

Marianne mischte sich ein: »Ich kann Ihnen ja seine Telefonnummer geben.«

»Er hat ein Handy bei sich?«, fragte ich.

»Nein, glaube ich nicht. Aber wenn er zu Hause ist, kann ich Ihnen die Durchwahl zu seinem Büro geben.«

»Hört sich gut an.«

Marianne spulte die Nummer ab, und ich prägte sie mir ein, um sie später ins Verzeichnis meines Handys einzutragen.

»Okay Jungs«, sagte ich. »Ich lasse euch jetzt mal euer Zeug erledigen. Ich rufe an, wenn ich weiß, wie es weitergeht. Passt auf euch auf. Wir haben keine Ahnung, wo dieser Irre als Nächstes auftaucht.«

»Keine Sorge«, sagte Rink, »beim nächsten Mal wird es keine Fehler mehr geben.«

»Ja«, sagte ich. Das Gefühl hatte ich auch.

»Mach's gut Hunter«, sagte Harvey.

»Ja, pass auf dich auf, Bruder«, fügte Rink hinzu.

Sogar Marianne wendete sich an mich: »Bitte seien Sie vorsichtig, Joe. Und bringen Sie Bradley gesund zu mir zurück.«

»Mach ich«, versprach ich ihr. Dann legte ich auf.

Als Nächstes wählte ich die Nummer, die Marianne mir genannt hatte.

Ich bekam nur das Freizeichen zu hören. Und das immer wieder.

Ich beschloss, dass es vielleicht noch zu früh war, Bradley anzurufen, stieg aus dem Wagen aus und lockerte erst mal meine Glieder. Von dort, wo ich stand, konnte ich schon die Ausläufer des Jorgenson-Anwesens erkennen. Die Mauer, die die landeinwärts gerichtete Seite des Geländes abschirmte, war wie ein Fleck am Horizont. Dahinter konnte ich gerade noch das Erste der

Familienwohnhäuser ausmachen, mit seinen Erkern an jeder Ecke des Dachs. Aber vielleicht war es auch nur eine Täuschung, die ich dem Hitzeblimmern zu verdanken hatte.

Mittlerweile waren ziemlich viele Touristen unterwegs. Manche von ihnen hatten Decken mitgebracht, andere spazierten mit ihren Angelruten über die Sanddünen, auf denen die Gräser im Wind wogten, auf dem Weg zur Bucht. Wieder andere hatten Ferngläser dabei. Es mussten sich hier schon eine Menge besonderer Vögel finden lassen, anders war das übermäßige Auftreten der Hobby-Ornithologen für mich nicht zu erklären. Eine laute Meute von Typen im Collegealter spielte Volleyball im Sand. Einige hatten Bierflaschen in der Hand und posierten für die jungen Frauen, die sie von ihren Strandhandtüchern aus beobachteten. Bier hatte ich keins: Ich hatte mir Mineralwasser mitgebracht und löschte meinen Durst direkt aus der Flasche.

Ich hätte daran denken sollen, Marianne zu fragen, wie weit das Motel entfernt war, von dem aus sich Bradley auf den Weg gemacht hatte. Dann hätte ich eine bessere Vorstellung davon gehabt, wie lange er unterwegs sein würde. Ich wusste ja nicht einmal, aus welcher Richtung er kommen würde. Okay, als sie letzte Nacht losgefahren waren, hatte sich Seagram Richtung Norden orientiert. Aber das Motel, in dem sie übernachtet hatten, hätte überall sein können. Mein Plan war es, ihn abzufangen, bevor er zu Hause ankam, und ihn zu Marianne zu bringen. Danach wollte ich mich dem Problem Dantalion widmen, ohne nebenbei auch noch die ganze Verantwortung für jemanden zu tragen, auf den ich aufpassen musste. Die einzige Möglichkeit, ihn zu finden, die mir einfiel, war, neben dem Haupteingang zu parken. Aber dann hätte ich innerhalb von Sekunden die Polizei am Hals gehabt. Sie hatten dort sicherlich schon die ganze Nacht Wache gehalten, im Laufe des Tages mussten noch viele weitere Polizisten gekommen und gegangen sein, und wahrscheinlich würden noch mehr dazustoßen. Ein auffälliger Wagen mit einem bewaffneten Fahrer musste jedem Polizisten, der diesen Namen verdient hatte, verdächtig erscheinen.

Ich entschied mich dafür, dort zu bleiben, wo ich war, und abzuwarten.

Ich hatte einen guten Blick auf die Straße und würde die silberne Limousine, in der Bradley und Seagram letzte Nacht geflüchtet waren, leicht wiedererkennen. Sollte ich die beiden aus irgendwelchen Gründen verpassen, würde ich alle fünfzehn Minuten unter Bradleys Büronummer anrufen. Ich hoffte, dass ich bis zum späten Vormittag den Kontakt hergestellt hatte.

Ich beobachtete den Verkehr in südlicher Richtung. Die entgegenkommenden Autos interessierten mich nicht – in keinem würde Bradley sitzen. Ein stetiger Strom von Fahrzeugen fuhr vorbei, manche davon hielten an der Parkbucht, aber ein silberner Lincoln war nicht darunter. Ich versuchte Bradley anzurufen. Keiner nahm ab. Eine Viertelstunde und ungefähr zweihundert Fahrzeuge später probierte ich es erneut. Es ging immer noch keiner dran.

Ich fragte mich, ob Seagram clever genug gewesen war, die Luxuslimousine loszuwerden und Bradley in einem weniger auffälligen Fahrzeug nach Hause zu bringen. Vielleicht in einem Kombi oder dem schwarzen Minivan mit den getönten Scheiben, den ich vorbeirasen sah. Aber dann erinnerte ich mich an seine Panik letzte Nacht und entschied, dass er nicht gerade besonders für den Beruf geeignet war, den er gewählt hatte. Er würde die Limousine behalten, denn solche Fahrzeuge waren es nun mal, die Bodyguards benutzten, wenn sie einen wichtigen Passagier zu transportieren hatten.

Ich versuchte es noch einmal mit der Telefonnummer. Dieses Mal nahm jemand ab. Eine weibliche Stimme, bemüht dienstfertig. Polizei, dachte ich und legte schnell auf.

Es überraschte mich nicht, dass die Polizei in Bradleys Büro war. Sie würden versuchen, den Vorfällen in zwei von Bradleys Häusern plus dem von Bradleys Cousin Petre auf den Grund zu gehen, und dabei sehr schnell die Geschäfte der Familie mit den Mordversuchen in Verbindung bringen. Polizeibeamte würden die Unterlagen in Bradleys Büro durchforsten, um eine Spur des Angreifers zu finden. Nun bereute ich es, dass wir vor dem Haupteingang gestanden hatten und

ich in die Überwachungskameras geschimpft hatte, um die Wachmänner zu provozieren. Wahrscheinlich wertete die Polizei gerade diese Aufnahmen aus. Zwei wütende Typen, die Einlass verlangten, offensichtlich bewaffnet und stinksauer waren, würden sofort zu den Hauptverdächtigen der Polizeiuntersuchungen erklärt werden. Und wenn es noch nicht bereits geschehen war, würden die Aufnahmen von Rink und mir zum FBI-Hauptquartier nach Quantico übertragen werden, wo man versuchen würde, uns mithilfe der Verbrecherkartei zu identifizieren. Nicht dass sie uns dort finden würden, aber jemand, der ein bisschen weiter dachte, würde auf die Idee kommen, im Militärarchiv nachzuforschen, und dann kämen sie auf unsere Namen. Hinterher ist man immer klüger.

Die Holzkiste im Zimmer des toten Mannes offenbarte ihre Geheimnisse.

Es wäre schön gewesen, dort ein Waffenversteck zu finden, aber stattdessen stieß er auf die Bestandteile einer Verkleidung, die es ihm möglich machen würde, sich Bradley Jorgenson zu nähern. Jedes Teil war säuberlich zusammengelegt und mit mehreren Lagen Papier geschützt, wie es manche Ehepaare hielten, die ihre Hochzeitskleidung aufhoben. Nicht dass der Mann, den er in seinem Bett getötet hatte, den Anschein gemacht hatte, verheiratet zu sein. Zumindest nicht mit einer Frau – aber vielleicht mit seinem Beruf. Das sagten ihm schon der Aufwand und die Akkuratessa, mit der er seine Uniform aufbewahrt hatte – und wie er auf den vielen Fotos, die ihn alleine oder unter Kollegen zeigten, stolz in die Kamera grinste.

Dantalion fragte sich, was im Leben des Mannes schiefgelaufen war. Vielleicht war er verwundet oder krank oder einfach irgendwann der täglichen Routine überdrüssig geworden. Jedenfalls hatte sich der Mann offenbar frühzeitig in den Ruhestand versetzen lassen. Dantalion hielt es jedenfalls für wahrscheinlich, dass er freiwillig aus dem Dienst ausgeschieden war, andernfalls hätte er wohl seine Uniform aus Protest zerstört.

Die Uniform war vollständig. Sogar Gürtel und Zubehör waren noch vorhanden.

Einzig die Gerätschaften, die er für seinen Dienst brauchte, fehlten, aber Dantalion war sich sicher, dass er sie bei einer gründlicheren Suche finden würde.

Die Hosen könnten ein Problem darstellen, schließlich hatte der Mann deutlich kürzere Beine als Dantalion, aber er wusste schon, wie er sich behelfen könnte. Die Hemden mochten ein wenig zu groß ausfallen, aber auch das stellte kein größeres Hindernis dar. Es kam einzig und allein darauf an, Jorgenson so lange zu täuschen, bis er ihn aus dem Weg räumen konnte, und danach wäre es ihm egal, wie viele Leute seine Verkleidung für überzeugend hielten.

Aber zuerst einmal musste er aus seinen nassen Klamotten raus. Und unter die Dusche. Er hatte keine Hydrocortison-Salbe bei sich, um seine juckende Haut zu behandeln, aber er hoffte, dass der Tote irgendwelche Feuchtigkeitscremes in seinem Bad hatte. Und er kannte keine Farm, auf der es nicht zumindest eine Erste-Hilfe-Grundausrüstung gab. Und Waffen, sagte er sich. Auf einer Farm gab es immer Waffen.

Er duschte lauwarm. Für eine heiße Dusche war seine Haut zu gereizt. Dann trocknete er sich mit dem weichsten Handtuch, das er auftreiben konnte, ab. Mit einer Bodylotion aus dem Besitz des Manns betupfte er die der Sonne ausgesetzten Bereiche an Händen und Gesicht. Solange er seinen restlichen Körper vor direkter Sonneneinstrahlung schützte, würde ihm nichts passieren. Er fand in der Badezimmerschublade eine antiseptische Salbe und säuberte seine Schusswunden. Die Verletzungen an Arm und Wangen waren nicht weiter der Rede wert, aber die Wunde an seinem Oberschenkel sah böse aus: Das Fleisch an den Wundrändern war rot und angeschwollen wie aufgespritzte Lippen. Er fragte sich, welche Folgen eine Infektion für ihn haben könnte. Aber dann verkniff er sich diesen Gedanken wieder. Er würde stärker sein als sein Fleisch.

Dann rückte er seinen Haaren mit einer Schere zuleibe und trimmte die langen Strähnen auf Bürstenschnittlänge. Zwar geriet ihm der Haarschnitt so ungleichmäßig, dass sich kahle Stellen mit kräftigeren Haarbüscheln abwechselten und er damit wohl niemals einer genaueren Betrachtung standhalten würde, aber zusammen mit einer Kopfbedeckung, dachte er, würde es schon gehen.

Mit der gleichen Schere trennte er die Hosenumschläge auf und ließ sie volle zwei Zentimeter heraus. Gar nicht so schlecht, dachte er, steckte die Hosen aber vorsichtshalber in die Stiefel. Das Hemd musste er am Rücken zusammenfalten, in den Hosenbund schieben und dort mit einem

dünnen Ledergürtel fixieren. Als Nächstes kam der Ansteckschlips. Der Hemdkragen war ihm viel zu weit. Er sah aus wie jemand, der eine drastische Diät hinter sich hatte und noch nicht dazu gekommen war, seine Uniform zu ersetzen, aber alles in allem sah er nicht allzu schlecht aus. Er zog die Jacke an, stülpte sich den breitrempigen Hut schief auf den Kopf und bewunderte sich im Badezimmerspiegel.

Er entdeckte einen Abstellraum. Reinigungsflüssigkeiten, Bürsten und Lappen befanden sich säuberlich geordnet in Kisten. In einem Regal in Sichthöhe fand er eine Metallkassette. Der Schlüssel lag auf dem Regal daneben. Als er das Schloss öffnete, stieß er auf das, wonach er gesucht hatte.

Es war eine Taurus 85, ein fünfschüssiger Revolver vom Kaliber .38 Special, wie ihn viele Gesetzeshüter gerne als Reservewaffe benutzten. Daneben lagen zwei Schnelllademagazine mit normalen .38er Patronen. Dieses Mal würde er keinen Sturmangriff auf das Jorgenson-Anwesen starten. Wenn ihm also die zehn Geschosse nicht ausreichten, dann stimmte etwas mit seinem Plan nicht.

Ein Holster konnte er nicht finden. Deswegen nahm er an, dass der Mann seine Pistole nur zu Selbstverteidigungszwecken zu Hause aufbewahrt hatte. Genutzt hatte es ihm nicht viel, die Waffe in einer abgeschlossenen Metallkiste zwei Zimmer weiter von dem Ort aufzubewahren, an dem er sie gebraucht hätte. Dantalion lud den Revolver und ließ ihn neben das zweite Magazin in seine Jackentasche gleiten.

Dann erst fiel ihm wieder die dringlichste Angelegenheit ein.

Sein Buch.

Als er es aber öffnete, stellte er fest, dass das Meerwasser nur an den Seitenrändern seine Spuren hinterlassen hatte. Die meisten seiner Zahlenlisten waren immer noch lesbar. Die Tinte war etwas verlaufen, was aber den Ziffern eine Aura verlieh, die sie noch überirdischer, noch geheimnisvoller wirken ließ – und das gefiel ihm gut. Nur die letzten Zahlen bereiteten ihm Sorge. Sie sprachen die Unwahrheit. Die drei, die er für Bradley, Marianne und Hunter eingetragen hatte, entsprachen nicht den Tatsachen. Er konnte das ausgleichen, indem er die Zahlen für diejenigen, die er seitdem getötet hatte, nachtrug – Petre Jorgenson, Gabe Wellborn und mehr als ein halbes Dutzend Bodyguards –, aber das würde den Zahlen ihre Systematik rauben. Der numerologische Code, den er verwendete, musste unter allen Umständen exakt eingehalten werden. Die drei, die er bereits eingetragen hatte, mussten sterben, bevor er die Nummern der anderen nachtragen konnte.

In der Ruhmeshalle der Gefallenen ist Dantalion der einundsiebzigste Geist. Er ist ein großer und mächtiger Fürst, der sechsunddreißig Legionen von Geistern befehligt. Ganz egal, wie man es betrachtet, bleibt eine Legion eine subjektive Zahl. Im alten Rom bezeichnete man mit einer Legion eine Abteilung, die aus 3000 bis 6000 Soldaten bestand. Gemessen daran würde Dantalion über die Geister von 108 000 bis 216 000 Wesen herrschen. Wie auch immer man an diese Zahlen heranging, es war eine Summe, die für einen einzelnen Killer unerreichbar blieb, sofern er nicht eine ganze Armee hinter sich oder seine Finger am Auslöser eines nuklearen Arsenalts hatte.

Aber Numerologie ist eine relative Sache. Dantalion hatte festgestellt, dass er sich langsam dieser Größenordnung näherte, wenn er die persönlich kalkulierte dreistellige Zahl eines jeden Opfers zusammenaddierte. Waren seine Zielpersonen erst einmal tot, fehlten ihm höchstens noch zehn weitere Opfer, und dann würde er wirklich in die Fußstapfen des ursprünglichen Dantalion treten und nicht länger in dessen Schatten stehen.

Mit einem Fön trocknete er sein Buch. Das Papier hatte sich am Rand gewellt, aber selbst das trug nur zur esoterischen Anmutung des Buchs bei. Die silberne Kette war angelaufen, aber auch das war in Ordnung. Der Antiklook war der letzte Schrei. Er hängte die Kette an einer

Gürtelschlaufe ein und schob das Buch in seine gegenüberliegende Jackentasche.

Er bediente sich am Kühlschranks des Toten. Hunger hatte er keinen, aber er wusste, dass er für das, was er zu tun hatte, bei Kräften sein musste. Er suchte sich Sachen mit langkettigen Kohlehydraten aus, die im Körper nur langsam freigesetzt wurden, und schlang sie herunter, ohne dabei etwas zu schmecken. Hinterher würde er sich nicht mehr daran erinnern, was er gegessen hatte, aber er hatte seinen Magen gefüllt und war bereit für seine Aufgabe.

Radmutter Schlüssel und Schraubenzieher ließ er zurück, aber das Messer konnte ihm noch einmal nützlich werden. Er wickelte es in einen Lappen und nahm es mit, als er ging. Er verließ das Haus auf dem gleichen Weg, auf dem er es betreten hatte. Überrascht musste er feststellen, dass er viel länger im Haus gewesen war, als er dachte. Er konnte sich nicht daran erinnern, geschlafen zu haben, aber das musste er wohl: Er konnte den Dunst aus den umliegenden Feldern und Sümpfen aufsteigen sehen, als sich die Morgensonne daranmachte, den Tau verdampfen zu lassen.

Er durchquerte den Garten, ging an den Nebengebäuden vorbei und fand den Minivan dort, wo er ihn in der Einfahrt zurückgelassen hatte. Er suchte das Fahrzeug ab und bemerkte, dass ein Teil seines Zubehörs immer noch vorhanden war – nicht alles war beim Angriff auf Neptune Island verloren gegangen. Sein Plan, Bradley Jorgenson auszuschalten, war besser umzusetzen als je zuvor.

Der Minivan sprang sofort an. Anstatt den holprigen Pfad im Rückwärtsgang zurückzulegen, fuhr er vorwärts am Haus vorbei Richtung Garten, drehte und fuhr zurück in die Richtung, aus der er gekommen war: zurück durch Aurora Village und dann zum Highway.

Was Bradley Jorgenson anging, so musste er glauben, dass der Mann, der ihn gestern überfallen hatte, mittlerweile bei den Fischen schlief und keine Bedrohung mehr für ihn darstellte. Unter diesen Umständen würde der Mann nach Hause zurückkehren, die Schäden begutachten und den Familien und Freunden der Getöteten sein Beileid aussprechen. Er hatte sich auch den Befragungen der Polizei zu stellen, die inzwischen am Tatort aufgetaucht sein würde. Wenn er zurückkehrte, würde Dantalion auf ihn warten.

Er nahm den Dixie Highway, dann die Küstenstraße und näherte sich der Insel von Norden. Es gab keine Straßensperren, wie er befürchtet hatte. Wahrscheinlich hatten sie genug damit zu tun, ihn unter der Brücke zu suchen. Er achtete dennoch darauf, ob ihm jemand folgte. Auch hielt er Ausschau nach einer silbernen Limousine und nahm die Fahrzeuge, die unterwegs an den Rastplätzen und Haltebuchten standen, in Augenschein; er suchte nach Zivilstreifen der Polizei, die ihrerseits unerwünschte Besucher aufspüren sollten. Ihm fiel nichts auf. Ein schwarzer Audi A8, den er in einer breiten Haltebucht bemerkte, sah zu teuer aus, als dass er ein aus dem Staatssäckel bezahltes Fahrzeug sein konnte. Wahrscheinlicher war es, dass der Wagen einem Geschäftsmann gehörte, der nach Miami pendelte und sich am Straßenrand ein paar Minuten Ruhe und Frieden gönnte, bevor er sich in das Getümmel der Großstadt stürzte.

Er fuhr weiter nach Süden, immer an der Mauer entlang, die das Grundstück umgab. Gegenüber des Haupteingangs parkten einige Fahrzeuge, die ihn an die Wohnmobile erinnerten, die in den späten sechziger Jahren durch das Land gezogen waren. Damals waren die Busse dekoriert gewesen mit Blumen, Peace-Symbolen und Anti-Kriegs-Parolen. Auch diese Fahrzeuge trugen vielfältige Slogans, aber die wiesen sie als Teil einer größeren Bewegung aus, als es Flower-Power jemals war. Es waren die Vertreter des neuen medienhungrigen Zeitalters, und die Beschriftung klärte über den Namen ihres jeweiligen Fernseh- oder Radiosenders auf.

Er bog von der Straße ab, suchte sich seinen Weg durch die versammelten Fahrzeuge und parkte möglichst weit vom Highway entfernt. Beim Aussteigen schob er sich den Hut so auf den Kopf, dass der Schatten der Hutkrempe den größten Teil seines Gesichts verbarg. Dann ging er auf die Übertragungswagen zu. Niemand dort schenkte ihm größere Aufmerksamkeit, und keinem kam es seltsam vor, dass er nicht in einem Behördenfahrzeug angekommen war.

Er mischte sich unter eine Gruppe von Reportern mit ihren Teams, die die Zeit mit sarkastischen Kommentaren totschlugen, während sie auf Einlass zum Grundstück warteten, und tippte sich zum Gruß an die Hutkrempe. Viele Augenpaare musterten ihn, aber niemand bat ihn um ein Interview. Er ließ die Gruppe hinter sich und ging zum Highway. Dort blieb er und dirigierte ankommende Fahrzeuge zur Parkbucht. In der Uniform eines Aufsehers der staatlichen Naturparkbehörde von Florida fiel er hier nicht weiter auf. Nicht einmal die Cops, die den Zugang zum Jorgenson-Grundstück bewachten, beachteten ihn.

Innerhalb von fünfzehn Minuten war es ihm gelungen, sich zum unauffälligen Bestandteil des Geschehens zu machen. Niemand beachtete ihn, als er an der Straße entlang weiterging und einen Zugang zum Gelände suchte. Als er am vergangenen Morgen die Gegend ausspionierte, hatten ihm die Überwachungskameras, Bewegungsmelder und berührungsempfindlichen Sensoren noch einige Sorgen bereitet, aber mit Ausnahme der Kameras waren diese nun wohl allesamt deaktiviert. Zu viele Leute bewegten sich mittlerweile auf dem Gelände, als dass die Geräte noch ihren Dienst versehen konnten. Außerdem würde niemand damit rechnen, dass er inmitten Dutzender Polizeibeamter auf das Gelände spazierte. Die Kameras würden nicht mehr so genau beobachtet werden wie zuvor. Stattdessen würden sich die Leute an den Überwachungsmonitoren auf die Aufzeichnungen des letzten Abends konzentrieren.

Ein fünfminütiger Fußmarsch brachte ihn in brauchbare Nähe zur Mauer. Autos fuhren an ihm vorbei, aber in seiner Uniform bot er alles andere als einen ungewohnten Anblick. Er fand ein leeres Ölfass, das halb verdeckt im hohen Gras des Niemandslands zwischen Highway und Mauer lag. Er zerrte es hervor und kippte Sand und Pflanzen aus. Dann rollte er das Fass weiter und stellte es an der Grundstücksmauer auf. Falls ihn jemand sehen sollte, war er ja nur ein Parkaufseher, der sich um die Natur kümmerte. Dann wartete er, bis gerade kein Auto kam. Als die Luft rein war, stieg er auf das Fass und klammerte sich an der Mauerkrone fest. Nach wenigen Sekunden war er im Garten.

Er landete auf allen vieren und machte sich auf zu Bradley Jorgensons Haus. Er bewegte sich, als ob er dort zu Hause wäre – nur ein weiterer Staatsbeamter unter vielen –, und kam ungehindert vorwärts.

Er berührte das Buch in seiner Tasche.

Bald würde er die Zahlen in Ordnung gebracht haben.

Auf der Küstenstraße bemerkte ich bald, dass die nächste Haltebucht überfüllt war mit Fernseh- und Radioteams. Der Platz war so knapp geworden, dass man einen Parkaufseher dazu abgestellt hatte, den Verkehr zu regeln. Sämtliche Fahrzeuge, die nicht zu den Medien gehörten, wurden von dem Mann mit dem dämlichen Hut barsch aufgefordert, sofort weiterzufahren.

Ich fuhr weiter in südlicher Richtung auf der Suche nach einem abgelegenen Parkplatz.

Es gab jede Menge breite Sandplätze neben der Straße, auf denen man parken konnte, aber sie waren alle bereits überfüllt von den Autos der Touristen, die dort ihr Lager aufgeschlagen hatten und nun im Grasland oberhalb des Strands oder im Sand herumspazierten. Auf dem Inter-Coastal Waterway war eine Regatta im Gange, und jetzt verstand ich auch, warum hier so viel los war.

Die Leute waren gekommen, um irgendein großes Bootsrennen zu sehen.

Schließlich fand ich doch noch einen Platz. Ich bog von der Straße ab aufs Gras. Der Audi hatte einen zuschaltbaren Allradantrieb, deswegen machte ich mir keine Sorgen, dass ich in dem morastigen Boden stecken bleiben könnte.

Ich versuchte es noch einmal unter Bradley's Büronummer, aber zum zweiten Mal antwortete die gleiche forsche Frauenstimme.

»Wer ist da?«, wollte sie wissen, als ich nicht reagierte.

Ich legte auf. Es war an der Zeit, mich an ein paar Leute zu wenden, bei denen ich noch was guthatte.

Ich wählte eine Nummer, die ich auswendig gelernt hatte, und wartete, bis sie verschiedene Rufumleitungen durchlaufen hatte. Es dauerte eine Weile, bis der Anruf angenommen und ich aufgefordert wurde, eine Zahlenkombination auf meinem Telefon einzugeben. Man forderte mich auf, die Kombination zu bestätigen, was ich tat, und dann wurde ich zu einem weiteren Anschluss im CIA-Hauptquartier an der Küste Virginias durchgestellt.

Nachdem ich einige Zeit bei den britischen Special Forces gedient hatte, bin ich zu einer Spezialeinheit zur Terrorismusbekämpfung eingezogen worden, die sich aus den besten Soldaten der UN-Mitgliedsstaaten zusammensetzte. Rink gehörte zur gleichen Einheit. Letztendlich erhielten wir unsere Befehle von Vorgesetzten, die sich auf einer Basis mit dem Codenamen »Arrowsake« befanden – benannt nach einem der Orte, an denen William Melville, der erste Leiter des britischen Geheimdiensts, angeblich seine Rekruten zum Kampf gegen deutsche Spione ausgebildet hatte. Aber da zu unserer Einheit Mitglieder aus verschiedenen Staaten gehörten, hatten wir Anlaufstellen in jedem dieser Länder. In den USA war Walter Hayes Conrad IV. mein Kontaktmann, Leiter einer Unterabteilung der CIA.

Als sich das Gesicht des modernen Terrorismus nach dem 11. September änderte, wurden auch die Methoden der Terrorismusbekämpfung angepasst. Öffentlichkeitsarbeit und die Überwachung von Bankkonten wurden wichtiger als Angriffe auf Terroristenlager. In den Augen mancher Leute war meine Einheit ein Dinosaurier, der auf den Friedhof der Geschichte gehörte. Unser Schicksal war besiegelt – ganz wie es das der echten Dinosaurier gewesen war. Ich stieg aus, kurz bevor meine Einheit aufgelöst wurde. Unsere Kontaktleute wurden zu ihren ursprünglichen Abwehrdiensten zurückberufen. Die meisten hatten dort immer noch großen Einfluss. Walter zum Beispiel.

»Sie müssen mir einen Gefallen tun, Walter«, sagte ich.

»Warum rufen Sie eigentlich immer nur an, wenn Sie etwas von mir wollen, Hunter?«, fragte er.

»Weil ich weiß, dass Sie mich nicht hängen lassen«, sagte ich.

»Schmeichelei bringt Sie, wie Sie wissen sollten, auch nicht weiter.«

»Besser Schmeichelei als Bestechung, oder?«, sagte ich.

Walter schuldete mir ganz schön was. Zum einen war ich verantwortlich dafür, dass der abtrünnige Secret-Service-Agent Martin Maxwell, der seinen Verfolgern immer einen Schritt voraus gewesen war, gestoppt wurde. Und noch dazu hatte ich den wahren Namen von Tubal-Kain, dem Knochensammler, unter Verschluss gehalten und damit Walter und der US-Regierung eine gewaltige Peinlichkeit erspart. Tubal-Kain war als Robert Swan unter die Erde gekommen, und von mir hatte niemand etwas Gegenteiliges erfahren.

»Also, was wollen Sie?«

»Die Kooperation der örtlichen Bundesbehörden«, sagte ich ihm.

Irgendeine GPS-Anzeige auf seinem Computer musste ihn über meinen Standort informiert haben.

Er sprach es aus: »Martin County, Florida? Was machen Sie denn da?«

»Bis jetzt? Nicht viel Gutes«, sagte ich.

»Klären Sie mich auf.«

Ich erzählte ihm die Kurzversion.

»Ich habe von der Explosion auf Baker Island gehört. Die Heimatschutzbehörde hat uns darauf aufmerksam gemacht. Zuerst dachten wir, es handele sich um irgendeinen Terroristenangriff auf die Reichen und nicht ganz Unschuldigen. Als sich dann herausstellte, dass es nur eine gute alte Gasexplosion war, ging der Fall zurück an die Polizeibehörde von Miami. Aber dann sind Leichen aufgetaucht, und daraufhin hat das FBI das Ganze an sich gerissen.« Walter dachte einen Moment lang nach. »Sie sagen also, dass ein Auftragskiller dahintersteckt und dass die Angelegenheit mit den Verträgen der Jorgensons mit *unserem* Militär zu tun hat?«

»Zumindest ist es das, was wir bis jetzt in Erfahrung bringen konnten«, stimmte ich zu.

»Und Sie stecken wie immer selbst bis zum Hals in der Sache drin.«

»Sie kennen mich, Walt. Ich kann meine Nase einfach nicht aus den Angelegenheiten anderer heraushalten.«

»Nicht wenn eine junge Dame in Schwierigkeiten steckt, hm?«

»Ist ganz egal, wer in Schwierigkeiten steckt«, korrigierte ich ihn.

»Wollen Sie, dass ich ein paar Männer darauf ansetze?«, fragte er. »Dass wir diesen Killer fangen, bevor er Ihnen wieder in die Quere kommt?«

»Ganz wie Sie wollen. Der Killer interessiert mich nicht. Dieses Mal ist es keine persönliche Angelegenheit. Ich möchte nur grünes Licht für ein Gespräch mit Bradley Jorgenson. Das Anwesen der Familie ist besser abgeschirmt als das Weiße Haus. Ich wüsste nicht, wie ich da reinkommen sollte, ohne vorher ein paar gute Männer schlafen zu legen. Und das möchte ich nicht.«

»Nein, das wäre auch keine gute Idee, Hunter.« Walter tippte mit den Fingern auf etwas herum. Dachte nach. »Darf ich Sie fragen, warum Sie mit dem Jorgenson-Erben sprechen wollen?«

»Ich will ihn dort rausholen.«

»Warum?«

»Weil ich das seiner Freundin versprochen habe. Er ist dort nicht sicher.«

»Und Sie glauben, Sie könnten ihn besser beschützen als die Polizei und das FBI?«

»Walt?«

»Ja, ich weiß. Das war eine dumme Frage.« Er tippte wieder, diesmal auf der Tastatur. Ich schätzte, er hatte schon mit den Strafverfolgungsbehörden Kontakt aufgenommen.

Währenddessen erzählte ich ihm, was wir über Gabriel Wellborn und sein Netzwerk von nachgefallenen Engeln benannten Auftragskillern herausgefunden hatten. Ich erzählte ihm von Dantalion. Walter fragte: »Aber seine wahre Identität kennen Sie noch nicht?«

»Nein. Ich weiß nur, dass er ziemlich gut ist in seinem Job. Ich glaube nicht, dass er beim Militär

oder bei der Polizei war. Er ist, ich weiß auch nicht, irgendwie ... anders.«

»Er hat sich alles selbst beigebracht?«

»Oder eine Privatausbildung gemacht«, fügte ich hinzu. »Hören Sie, dieser Typ sieht seltsam aus. Er ist sehr hellhäutig und hat dazu noch weiße Haare, außerdem irgendeine Hautkrankheit.«

»Ein Albino?«

»Vielleicht, aber das glaube ich nicht. Was anderes. Vielleicht sollten Sie mal in Krankenakten suchen, das könnte uns auf seine Identität bringen.« Mir fiel noch etwas anderes von meiner ersten Begegnung mit Dantalion auf Baker Island ein. »Er kann sich außerdem sehr gut verkleiden, Walter. Vielleicht war er beim Theater oder in der Filmindustrie.«

»Ich werde das alles ans FBI weiterleiten«, sagte Walter. »Okay, erledigt. Gehen Sie zum Eingangstor und verlangen Sie den leitenden Special Agent Kaufman zu sprechen. Er wird Ihnen geben, was Sie brauchen.«

»Danke, Walter.«

»Reden wir nicht drüber«, sagte er. Für die meisten Leute ist das nur eine Floskel. Aber ich wusste genau, was er meinte. Es war eine Erinnerung, und sie war wörtlich zu nehmen. Nicht darüber reden.

Ich beendete das Gespräch. Kaum hatte ich das Telefon in meine Jackentasche gesteckt, vibrierte es und ich zog es wieder heraus. Eine SMS von Rink.

SICHER ANGEKOMMEN

Gut, sie hatten es bis zum Versteck geschafft. Es war an der Zeit, dass ich mich wieder darum kümmerte, auch Bradley dorthin zu bringen.

Dantalion's Verkleidung hatte ein paar offensichtliche Nachteile. Was konnte ein staatlicher Parkaufseher zum Beispiel überhaupt für ein Interesse an diesem Fall haben? Wenn jemand auf die Idee gekommen wäre, nachzufragen oder sich seine Uniform etwas genauer zu betrachten, wäre seine Tarnung leicht zu durchschauen gewesen. Dieses Privatgelände fiel nicht in seinen Zuständigkeitsbereich, auch dass er hier dienstlich etwas zu erledigen hätte, war absolut unglaublich. Andererseits trug er die Uniform einer Behörde, und deshalb konnte er sich unter den anderen Offiziellen bewegen, ohne unangenehme Fragen gestellt zu bekommen. Darüber hinaus hatte seine Verkleidung noch weitere Vorteile. In der Uniform etwa eines Polizisten oder Sanitäters hätte er sich wohl kaum im Hintergrund halten können. Es liefen zu viele Vorgesetzte herum, die mit Befehlen nur so um sich warfen und von ihren Leuten prompte Erledigung verlangten. Parkaufseher gab es hier aber sonst keine. Also auch niemanden, der ihn fragen konnte, wer zum Teufel er überhaupt war, oder ihm eine Aufgabe zuteilte, die ihn von seiner Mission abhielt.

Indem er seinen Blick abgewandt hielt und weiterging, als ob er irgendwo hinmüsste, konnte er direkt an den Beamten des örtlichen Sheriff's Department vorbeispazieren und sich Bradley Jorgensons Haus nähern. Männer des FBI-Einsatzkommandos hatten die Gegend abgesperrt. Jetzt, wo sich keine unmittelbare Bedrohung mehr abzeichnete, hatte ihre Anspannung nachgelassen. Dantalion sah eine Gruppe mit abgenommenen Helmen und über die Schultern gehängten automatischen Gewehren herumstehen. Sie unterhielten sich und genossen die Sonne. Ein paar von ihnen standen vor dem Haus und rauchten, außer Sichtweite ihrer Vorgesetzten, die sich immer noch drinnen befinden mussten. Das Kommen und Gehen beschränkte sich hauptsächlich auf die Besatzungen der Rettungswagen und die Gerichtsmediziner von Martin County. Anscheinend hatte die Spurensicherung den dreizehn Stunden alten Tatort bereits hinreichend durchkämmt und das Haus den Leuten mit den Leichensäcken überlassen.

Dantalion hielt es für zu gewagt, das Haus zu betreten, wählte sich aber seiner Anonymität auf dem Gelände ziemlich sicher. Bis jetzt konnte er ja noch nicht einmal davon ausgehen, dass Bradley in sein Haus zurückgekehrt war. Wäre es nicht sogar besser für Bradley, eins der Häuser der Familie aufzusuchen, in denen es kein Blutvergießen gegeben hatte? Wenn er zu einem der anderen Familienmitglieder ging, die nicht an dem Plan beteiligt waren, ihn und Marianne aus dem Weg zu räumen? Das würde Simon und Jack ausschließen, aber es gab immer noch genügend Häuser, die ihm zur Auswahl standen. Gab es einen Onkel oder eine Tante, bei denen er Schutz suchen konnte? Oder hatten die Beamten, die die Untersuchung leiteten, einfach ein Haus requiriert, in dem sie Bradley und andere Überlebende befragten?

Er beschloss, sich nicht zu lange in der Nähe eines der beiden Tatorte aufzuhalten. Je mehr Gesetzeshüter er über den Weg lief, umso größer waren die Chancen, dass er aufflog. Es bedurfte nur eines Cops mit Adleraugen, der ihm Fragen stellte oder seinen Ausweis sehen wollte, und es wäre vorbei. So fehlerhaft die Polizei auch als Ganzes arbeiten mochte, die Beamten waren immer noch gut ausgebildete Profis, die man nicht unterschätzen durfte.

Einigermaßen zufrieden, dass er den silbernen Lincoln, mit dem Bradley und Seagram letzte Nacht geflüchtet waren, nicht entdeckte, ging er weiter Richtung Norden und steuerte das halbe Dutzend weiterer Häuser an, die sich dort an der Küste verteilten.

Das nächstgelegene Haus gehörte Valentins ältester Schwester Hetti. Eine geborene Jorgenson, trug sie jetzt den Nachnamen ihres verstorbenen Ehemanns, Gorman. Das Familienunternehmen bedeutete ihr wenig, sie hatte ihr eigenes Vermögen mit Immobilien gemacht. Aus den

Unterlagen, die ihm Petre, als er noch Dantalions Klient war, zugespielt hatte, ging hervor, dass Hetti sich aus den Streitereien zwischen Valentin und ihren Neffen heraushielt und dass von ihr auch keine Sympathien zu erwarten waren. Er bezweifelte, dass Bradley bei ihr Trost oder Unterstützung suchen würde. Trotzdem suchte er ihr Grundstück nach der Limousine ab, aber dort war sie auch nicht abgestellt. Er ging weiter.

Auf den Namen Jan Jorgenson getauft, hatte Bradleys jüngster Cousin seinen Namen aus geschäftlichen Gründen in John amerikanisiert, wurde aber im Kreis der Familie Jack genannt. Sein Haus war das nächste. Er hatte weder Frau noch Kinder, und sein Haus war für einen alleinstehenden Mann etwas überdimensioniert.

Simon, mit seinen achtundzwanzig der fünf Jahre ältere Bruder, hatte eine Frau und ein kleines Mädchen. Aber seine Frau hatte das Baby mitsamt einer außergerichtlichen Abfindung von zwanzig Millionen an sich genommen, als sie sich vor einem Jahr scheiden ließ. Sie bewohnte mit ihrer Tochter ein eigenes Haus auf Fisher's Island vor der Küste von Miami Beach. Wie Jack lebte auch Simon allein, bei ihm aber herrschte ein stetiges Kommen und Gehen wechselnder Frauenbekanntschaften – was schon lange vor der erbittert ausgefochtenen Scheidung begonnen und schließlich zum Scheitern der Ehe geführt hatte.

Dantalion ließ die Häuser der beiden Brüder hinter sich.

Er folgte der Küstenlinie. Er kam hier zwar etwas schlechter vorwärts als auf der Straße, die die Häuser verband, aber es passte besser zu seiner Verkleidung.

Gut achthundert Meter hinter Bradleys Haus fand er, wonach er gesucht hatte. Nicht den silbernen Lincoln, aber einen Helikopter, der auf der breiten Rasenfläche des nächsten Hauses stand. Es war ein Bell Jet Ranger des FBI. Für Dantalion war die einzige Erklärung für die Anwesenheit des Hubschraubers, dass er einige wichtige Passagiere transportiert haben musste. Den zuständigen Agenten des örtlichen FBI-Büros etwa. Er würde die Ermittlungen leiten, und es konnte nur einen Grund geben, warum er hier war: Bradley suchte Trost bei seiner ältlichen Großtante Eunice.

Dantalion konnte den Piloten an Bord des Hubschraubers erkennen. Er vertrieb sich die Zeit mit dem Durchchecken der Maschine, betätigte Schalter und las Anzeigen ab. Dantalion marschierte direkt auf das Haus zu. Der Pilot sah zu ihm her, kümmerte sich aber nicht weiter um ihn und wandte sich wieder seinen Flugvorbereitungen zu. Dantalion ging weiter, umrundete das Haus und näherte sich dem von einer Mauer abgetrennten Garten dahinter.

Das Haus war weniger eindrucksvoll als die der Cousins, aber wahrscheinlich immer noch ein paar Millionen Dollar wert. Mit seiner eingefassten Veranda, dem Satteldach und den Gauben erinnerte das zweistöckige Holzhaus Dantalion an das Haus in einem Film, der ihm gefallen hatte: *Amityville Horror*. Es war eines der ältesten Gebäude auf der Insel und wirkte etwas renovierungsbedürftig. Es war nicht gerade heruntergekommen, aber den einen oder anderen Pinselstrich hätte es schon vertragen können. Die ältere Frau, die dort lebte, gehörte zur ersten Generation der Jorgensons, die sich in den fünfziger Jahren hier niedergelassen hatte. Seinerzeit musste ihr Haus ein repräsentatives Gebäude gewesen sein, aber mittlerweile war es so veraltet wie die Tüllgardinen an den Fenstern. Es sah aus, als ob die alte Frau dort nur noch ihre letzten Tage absaß. Wenn sie starb, würde das Haus wahrscheinlich an jemand aus der jüngeren Generation gehen und zweifellos abgerissen und neu aufgebaut werden.

Er blieb an der Ecke stehen und sah sich die hinter dem Haus geparkten Wagen an: ein älterer Chrysler-Kombi, und – der silberne Lincoln. Er holte tief Luft. Tastete nach der Taurus .38. Berührte sein Buch. Als er hörte, dass sich die Hintertür öffnete, trat er schnell einen Schritt zurück. Darauf folgte eine gedämpfte Konversation. Er konnte nicht verstehen, was gesprochen wurde, aber dann hörte er die Reifengeräusche eines sich nähernden Autos. Er drückte sich gegen die Wand und sah, dass sich ein Wagen des Martin County Sheriff's Department näherte. Der

Streifenwagen hielt an, und ein grauhaariger Mann im grauen Anzug stieg ein. Der Wagen wendete schnell und fuhr zurück auf die Straße. Dantalion beobachtete, wie er wegfuhr, und wartete, bis er hinter der Böschung verschwunden war.

Gestern hatte die Wut seine Handlungen bestimmt. Das erkannte er nun. Er hatte unbesonnen gehandelt und die Folgen außer Acht gelassen. Sein Rachedurst hatte ihn dazu gebracht, seine Komplizen zu töten. Nun fehlte ihm die Unterstützung, fehlten ihm Mittel und Wege, an Waffen oder Informationen zu kommen, die er zur Vollendung seiner Aufgabe benötigte. Er war der sprichwörtliche einsame Wolf. Aber war ihm das nicht schon immer lieber gewesen?

Gabe Wellborn war ihm nützlich gewesen, aber er hatte auch ein Risiko dargestellt. Die Methoden, mit denen er das Netzwerk seiner Mietsöldner verschleierte, waren nie wirklich narrensicher gewesen. Früher oder später würde das FBI auf seine Webseite stoßen, eins und eins zusammenzählen und die Verbindungen zwischen den virtuellen Morden und dem Geschehen in der realen Welt herstellen. Dantalion hatte ihn gewarnt. Er hatte nicht gewollt, dass die anderen Auftragskiller auf Gabes Gehaltsliste die Namen seiner Brüder annahmen. Es zog irgendwie die Identität, die er gewählt hatte, in den Schmutz, wenn andere – die für ihn nichts weiter waren als gemietete Schläger – sich Namen aus der Goetia heraussuchten und dabei keinen Gedanken an diejenigen verschwendeten, die diese Namen ursprünglich trugen. Dantalion hatte jeden Einzelnen dieser Männer aufgesucht und sie alle getötet. Er hatte auch vorgehabt, Gabe zu töten. Aber nicht letzte Nacht. Diese Reaktion war lediglich der Situation geschuldet.

Dieses Mal würde es anders laufen.

Er würde kühlen Kopf bewahren. Er würde nicht einfach dort reinmarschieren und aus allen Rohren feuern – er würde Raffinesse und List einsetzen, um Bradley Jorgenson zu erwischen. Und er würde ihn auch nicht auf der Stelle töten. Er würde ihn vor die Wahl stellen. Sagen Sie mir, wo Marianne ist, und ich schneide Ihnen nicht die Hände ab. Sagen Sie mir, wo Joe Hunter ist, und ich schneide Ihnen nicht die Füße ab. Wenn Sie höflich darum bitten, werde ich Ihnen vielleicht nicht die Eier abhacken und Sie damit füttern.

Ein guter Plan, dachte er sich, hatte gar nichts Psychopathisches an sich.

Er kundschaftete das Gebäude aus, suchte nach einem Beweis, dass Bradley wirklich drinnen war. Und er fand ihn sofort. Er saß in der Küche, die Unterarme auf der Tischplatte aufgestützt. Ein Mann, den Dantalion nicht kannte, saß ihm gegenüber. Ein digitales Aufnahmegerät lag auf dem Tisch zwischen den beiden. Am perfekten Sitz seines Anzugs, dem teuren Haarschnitt und der charakteristischen Ansteckdienstmarke an seiner Brusttasche erkannte Dantalion, dass der Mann zum FBI gehörte. Er befragte Bradley offenbar gerade.

Es befanden sich nur noch zwei weitere Personen im Raum. Einer war der Leibwächter namens Seagram – der, der ihm angeboten hatte, ihn zu Bradley zu führen. Aber das war natürlich, bevor Dantalion Petre abschlachtete, der offensichtlich Seagram bezahlt hatte, damit dieser die Seiten wechselte. Er bezweifelte, dass Seagram immer noch so scharf darauf war, ihm zu helfen, jetzt, wo sein Geldgeber aus dem Spiel war. Die zweite Person war eine ziemlich alte Dame. Sie saß auf einem Holzstuhl und trug trotz der Hitze dicke Woll- und Tweedkleidung. Außerdem hatte sie eine Decke über ihren Schoß gelegt. Sie sah aus, als hätte sie keine Ahnung, was um sie herum vorging, lächelte einfach nur gutmütig und kommentierte jede Äußerung der beiden Männer mit einem Nicken, während Bradley die Fragen des FBI-Beamten beantwortete.

Sonst schien niemand mehr dort zu sein. Keine Bodyguards, keine Polizisten. Nur der eine Beamte und der Hubschrauberpilot wären in der Nähe, um Bradley und Seagram zu helfen. Eine bessere Gelegenheit, Bradley auszuschalten, würde es für ihn nicht mehr geben.

Schnell entfernte er sich vom Haus. Er wollte keinem potenziellen Gegner Gelegenheit zum Angriff von hinten geben. Er ging auf den Hubschrauber zu. Als er sich näherte, hörte er, wie der Motor aufheulte – der Pilot war immer noch mit seinen Flugvorbereitungen beschäftigt.

Dantalion schob die Hand in seine Jackentasche und umfasste vorsichtig einen schmalen Zylinder.

Er war schon am Cockpit, als der Pilot ihn bemerkte. Der Mann registrierte nur die Uniform und hob das Kinn zum Gruß.

»Hallo«, sagte Dantalion. Er lächelte. Dann schob er die Krempe seines Huts nach oben. Die Sonne blitzte ihm in die Augen. Er arrangierte die Krempe wieder so, dass sie seinem Gesicht Schatten spendete. Eine ganz natürliche Handlung, die erklärte, warum er die Hand hochhielt.

»Hi«, sagte der Pilot. Er lehnte sich aus der geöffneten Cockpittür, damit er seinen Besucher besser sehen konnte. Er betrachtete das Abzeichen auf Dantalions Hemd. Dantalion sah, wie sich die Augen des Mannes hinter dem Visier seines Pilotenhelms zu Schlitzern verengten. Er öffnete den Mund, um etwas zu sagen.

In dem Moment schlug Dantalion mit Rechts zu, als hätte er einen Hammer in der Hand. Die Unterseite seiner Faust traf den Mann voll an der linken Seite seines Halses. Schon der Schlag an sich konnte tödlich sein, wenn er mit der richtigen Kraft und Präzision ausgeführt wurde. In Kombination mit der Nadel, die sich in seine Halsschlagader bohrte und eine letale Dosis Ketamin freigab, war dem Mann ein schneller Tod gewiss.

Der Schlag allein raubte dem Mann schon das Bewusstsein, dann verbreitete sich die Droge in seinem Hirn – er war innerhalb von Sekunden tot. Er kam nicht einmal mehr dazu, zu schreien oder die Hände zur Abwehr zu heben. Als ihm der leblose Körper entgegensank, fasste Dantalion ihn unter den Achseln und zerrte ihn aus dem Helikopter. Dann zog er die Seitentür auf und verfrachtete den Mann nach hinten. Er stieg hinein und schloss die Tür hinter sich.

Minuten später tauchte Dantalion als neuer Mensch wieder auf.

In Fliegermontur und Helm des Piloten schritt er über den Rasen auf das Haus zu. Als er das Küchenfenster erreichte, sah er, dass sich während der paar Minuten, die er weg gewesen war, nichts getan hatte. Es bot sich ihm immer noch das gleiche Bild. Energisch klopfte er ans Fenster und machte den Anwesenden mit seinen behandschuhten Fingern Zeichen. Sie würden nur die vertraute Gestalt des Hubschrauberpiloten erkennen. Sie würden keinen Verdacht schöpfen, aber einer von ihnen würde rauskommen, um zu fragen, was er wollte. Er ging zur Tür und sah aus dem Augenwinkel noch, wie jemand – dem Kurzhaarschnitt nach zu urteilen war es Seagram – sich zum Eingang bewegte, um ihn zu empfangen.

Er stand sehr nahe an der Tür. Seagram würde die massive Holztür ganz öffnen müssen, bis er erkannte, dass ihm das Gesicht des Piloten auf unangenehme Weise bekannt vorkam. Er machte sich bereit. Dieser Mord musste unbedingt lautlos ausgeführt werden.

»Ja, was ist denn los?« Seagrams Stimme.

»Ich muss meinem Kollegen eine Nachricht überbringen«, sagte Dantalion, der seine Stimme absichtlich tiefer klingen ließ als sonst.

»Was denn? Ich werde es ihm ausrichten.«

»Das geht leider nicht, Sir«, antwortete Dantalion. »Es handelt sich um eine offizielle FBI-Angelegenheit. Ich fürchte, Sie sind dazu nicht berechtigt. Ich muss ihm die Nachricht selbst überbringen.«

Seagram brummelte etwas vor sich hin. Er riss die Tür auf. Die selten benutzten Scharniere quietschten.

Seagram sah ihn für den kürzesten aller Momente an. Dann kam es ihm: wie sein Kiefer kaum wahrnehmbar zuckte, wie er die Augen aufriss. Er hatte die Maskerade durchschaut.

»Hallo Seagram«, sagte Dantalion und machte einen Schritt vorwärts. Das Messer, das er aus dem Haus des toten Naturparkaufsehers mitgenommen hatte, bohrte sich unterhalb der Rippen in Seagrams Leib – die kompletten glänzenden zwanzig Zentimeter. Mit der anderen Hand bedeckte Dantalion Seagrams weit aufgerissenen Mund. Als er in den Knien einknickte, stützte Dantalion

ihn mit dem Messer ab. Er beugte sich vor und legte seinen Mund an Seagrams Ohr: »Ich bin gekommen, um dem FBI mitzuteilen, dass der Killer hier ist.«

Seagram stand das Grauen ins Gesicht geschrieben. Er wusste, dass er sterben würde und dass es seine Habgier war, die ihn so weit gebracht hatte. Seagrams Augen wurden immer größer. Er versuchte zu schreien, aber das Messer schien die Worte in seine Kehle zurückzuziehen, als Dantalion ihm die Klinge aus der Brust riss.

Dantalion legte Seagram auf den Boden in der Diele. Der Mund des Mannes bewegte sich immer noch, es bestand immer noch die Gefahr, dass er seine Sinne noch einmal so weit zusammennehmen konnte, dass er Bradley und den FBI-Agenten warnte. Dantalion zog ihm die Klinge über den Hals. Seagrams Mund öffnete und schloss sich noch immer wie bei einem Fisch auf dem Trockenen, aber außer dem Sprudeln des Bluts drang kein Geräusch aus seiner aufgeschlitzten Luftröhre. Dantalion tastete Seagrams Jackett ab und zog eine Glock 17 heraus. Es war zwar nicht das Modell 19, an das er gewöhnt war, aber für das, was vor ihm lag, war er damit besser gerüstet als mit der fünfschüssigen Taurus.

Er umfasste beide Waffen an den Griffen. Dass ein Überfall mit zwei Pistolen eine solch extrem einschüchternde Wirkung haben konnte, hatte Dantalion nie ganz verstehen können. Aber er wusste diese Wirkung zu seinen Gunsten zu nutzen.

Er schritt durch den Flur.

Die Küchentür stand offen, und er konnte die alte Dame sehen, die mit dem Rücken zu ihm saß. Das bedeutete, dass der FBI-Mann sich zu seiner Rechten und Bradley links von ihm befinden musste. Der FBI-Agent war der gefährlichste Gegner im Raum. Deswegen wäre es richtig, ihn zuerst zu töten. Aber Dantalion hatte seine eigenen Vorstellungen von richtig und falsch. Er feuerte einen einzelnen Schuss auf den Rücken der alte Dame, noch bevor er die Küche betreten hatte. Das 9mm-Geschoss ging direkt durch sie hindurch und zerschmetterte irgendeinen Gegenstand an der gegenüberliegenden Wand. Die Frau fiel vorwärts auf den Tisch. Im Fallen drehte sich ihr Gesicht zur Seite – Dantalion hätte schwören können, dass sie immer noch genauso gutmütig lächelte.

»Hallo«, stellte er sich auf seine übliche Art vor, »ich bin Dantalion.«

Bradley und der FBI-Agent waren zu beschäftigt, um auf seine Worte zu hören. Sie waren aus ihren Stühlen aufgesprungen, Bradley drehte sich weg, der Agent suchte die Heckler & Koch in seinem Jackett.

Dantalion feuerte einen Schuss aus der Taurus, einen aus der Glock. Die Kugel Kaliber .38 traf den Agenten knapp über der rechten Hüfte. Einen Sekundenbruchteil später schlug das 9mm-Geschoss direkt zwischen seinen Augen ein. Die entgegengerichteten Kräfte der beiden Einschläge ließen den Mann auf der Stelle zappeln wie eine Puppe mit zerbrochenen Gliedern. Dann fiel er zu Boden und riss den Stuhl um, auf dem er gerade noch gesessen hatte.

Bradley torkelte um das Tischende herum, auf der Suche nach einem Fluchtweg. Er hatte beide Arme zum Kopf hochgerissen und gab einen Laut von sich, der wie der eines geschlagenen Stiers klang, dem der Matador den Todesstoß versetzt.

Mit der linken Hand feuerte Dantalion die Taurus ab. Die Kugel schlug direkt vor Bradley in der Wand ein, der sich zu Boden fallen ließ und mit beiden Händen seinen Kopf bedeckte. Er rief etwas, aber in Dantalions Ohren klingelte das Echo seiner eigenen Schüsse.

»Überrascht, mich zu sehen, Bradley?«, fragte Dantalion. »Sie dachten, ich wäre tot, was? Muss Sie ja ja mächtig ankotzen, dass der große, starke Hunter mich nicht aufhalten konnte. Stehen Sie auf.«

Bradley konnte nur noch stöhnen.

»Aufstehen, Bradley!«, befahl Dantalion.

Bradley tat es nicht. Die Todesangst ließ ihn genau da verharren, wo er lag.

»Aufstehen, habe ich gesagt!«, brüllte Dantalion. »Sonst erschieße ich Sie an Ort und Stelle. Wie kann man nur so jämmerlich auf dem Boden herumkriechen wie ein Hund?«

Bradley bemühte sich, aber er hatte nicht die Kraft, sich ganz aufzurichten, seine Knie knickten weg. Dantalion ging zu ihm hinüber, trat dabei den toten FBI-Mann aus dem Weg. Er presste die heiße Mündung der Taurus direkt unter Bradleys Ohr. »Stehen Sie jetzt auf. Das ist die einzige Wahl, die Sie haben. Sie sollten es besser tun!«

Wimmernd und unterwürfig wie ein verwundetes Tier kam Bradley auf die Beine. Er schützte sich weiterhin mit den Armen. Dantalion schlug ihm gegen die Unterarme und schob die Hände zur Seite. Dann stieß er Bradley von sich weg, bis der gegen die Küchenarbeitsfläche prallte und sich wegen des Drucks der Pistole nach hinten überbeugen musste. Dantalion schob die Glock in seine Tasche und zog etwas heraus. Eine Injektionsspritze. In der gleichen Dosis verabreicht, würde Ketamin Bradley so schnell töten wie den Piloten, aber in dieser Spritze war kein Ketamin. Er hatte aus dem Minivan eine Ampulle mitgebracht – Amobarbital, das er noch von den Auftragsmorden an den Moores übrig hatte. In kleinen Dosen gespritzt, wurde das Opfer gefügig. Eine höhere Dosis verursachte Bewusstlosigkeit. Eine zu hohe Dosis den Tod. Dantalion verabreichte ihm so viel, dass Bradley willenlos werden würde, aber immer noch laufen konnte. Er hatte keine Lust, ihn zu tragen.

Der Leitende Special Agent Taylor Kaufman war nicht gerade erfreut, mich zu sehen. Er streckte mir die Hand entgegen, aber sein Händedruck war hektisch und trocken. So trocken wie seine Worte: »Walter Conrad hat gesagt, Sie seien der Beste im Geschäft.«

»Kommt darauf an, von welchem Geschäft wir reden«, antwortete ich.

Der grauhaarige Special Agent betrachtete mich aus Augen, die die Farbe von angelaufenem Messing hatten. Er schien nicht besonders beeindruckt. Und an meinem Akzent schien ihn auch etwas zu stören. Vermutlich, weil er schon mit der Polizei von Miami und dem Sheriff's Department von Martin County einige Kompetenzkämpfe ausgefochten hatte – wobei er offensichtlich siegreich gewesen war –, nur um jetzt einen Briten mit Carte blanche vor sich zu haben, der ihm die Zügel aus der Hand nehmen wollte. Er strich seinen grauen Anzug glatt und nickte zum Streifenwagen.

»Besser, Sie steigen ein. Ich bringe Sie zu Jorgenson.«

»Fahren Sie vor«, sagte ich ihm. »Ich nehme meinen eigenen Wagen.« Ich würde den Audi brauchen, und er würde mir nichts nutzen, wenn er einen Kilometer weit weg stand.

»Ich würde es vorziehen, wenn Sie mit uns kämen«, sagte Special Agent Kaufman langsam.

»Außerdem muss ich Sie bitten, uns Ihre Schusswaffe zu übergeben.«

»Das werde ich nicht tun«, sagte ich ihm. Ich starrte ihm herausfordernd direkt in die Augen. Es sprach für ihn, dass er nicht sofort klein beigab.

»Ich habe einen Mann dort, der bereits zwei Mordversuche überlebt hat. Das möchte ich nicht noch einmal riskieren«, sagte er.

»Ich bin hier, um ihn zu beschützen, nicht um ihm zu schaden.«

»Das weiß ich nicht.«

»Walter Conrad hat für mich gebürgt«, erinnerte ich ihn.

»Walter ist bei der CIA«, antwortete Kaufman, »und wir wissen alle, wofür *die* bekannt sind.«

»Ich bin nicht bei der CIA«, sagte ich.

»Nein. Aber genau das ist das Problem ... Ich bin mir nicht sicher, für wen Sie arbeiten.« Dann drehte er mir den Rücken zu und ging zum Streifenwagen.

»Kaufman.«

Er drehte sich um, und sein scharfer Blick fiel auf mich.

Ich sagte: »Ich bin nicht hier, um Ihnen etwas wegzunehmen. Wir sind auf der gleichen Seite.«

Er verzog den Mund zu einer schmalen Linie und drehte sich wieder von mir weg. Ich schüttelte hinter seinem Rücken den Kopf und stieg in den Audi. Der Cop am Eingang machte mir Platz, damit ich durch das Tor fahren konnte, und ich folgte dem Polizeifahrzeug auf das Jorgenson-Anwesen.

Wir näherten uns der Siedlung, in der die Angestellten wohnten. Ich war überrascht, als wir links abbogen, die Häuseransammlung umfuhren und ein einzeln stehendes Holzhaus an der Atlantikküste ansteuerten. Dieses Haus war anders als die anderen, es war älter und schlichter – weniger abschreckend als die Backsteinmonstrositäten, die die jüngeren Jorgensons errichtet hatten.

Warum wir dorthin fahren und nicht direkt zu Bradleys Haus, verstand ich zuerst nicht, aber dann sah ich den silbernen Lincoln hinter dem Haus parken. Bradley hatte einen Ort gewählt, an dem er sich sicherer fühlte.

Special Agent Kaufman stieg aus dem Streifenwagen aus. Er beugte sich durchs Fenster und sagte etwas zu dem uniformierten Fahrer. Der Fahrer schüttelte den Kopf und gab Gas, fuhr die

Straße zurück in Richtung Bradleys Haus. Ich parkte den Audi neben dem Lincoln, den Seagram am Tag zuvor gefahren war. Beim Aussteigen spürte ich den Vibrationsalarm des Telefons in meiner Tasche. Ich zog es heraus. Rink sagte: »Ich habe Mari ins sichere Bettchen gebracht. Harvey wird sich um sie kümmern. Ich bin jetzt wieder auf dem Weg zurück.«

»Ich bin wieder auf dem Grundstück«, erklärte ich ihm. »Ich musste Walter Conrad darum bitten, dass er seinen Einfluss geltend macht, aber in einer Minute oder zwei müsste ich bei Bradley sein.«

»Walter hat also seine Muskeln spielen lassen, hm?«

»Er steht tief in unserer Schuld, Rink. Er hatte keine andere Wahl, oder?«

»Nein, wohl nicht«, knurrte Rink. Ich stellte mir vor, wie er sich dabei über die Narbe an seinem Kinn strich. Wie ich die Messerwunde in meiner Brust, hatte auch Rink seine Verletzung Tubal-Kain zu verdanken.

»Ich werde hier auf dich warten, dann überlegen wir, wer von uns beiden Bradley mitnimmt.«

»Gib mir ein paar Stunden, okay?«

»So lange wird es ohnehin noch dauern, bis wir die Dinge hier geklärt haben«, erläuterte ich ihm.

»Ich hab hier einen Typen vom FBI mit 'nem Stock im Arsch.«

»Also alles wie gehabt«, sagte Rink.

Ich legte auf.

»Ich habe gehört, was Sie gerade gesagt haben«, meldete sich der Special Agent Kaufman.

»Das sollten Sie auch, Kaufman«, sagte ich. »Wir haben uns vorhin gegenseitig auf dem falschen Fuß erwischt. Lassen Sie es uns nochmal versuchen. Wir sind beide aus dem gleichen Grund hier, also ist es doch besser, wenn wir uns darauf einigen zusammenzuarbeiten, oder? Ich werde hier nicht weggehen, deshalb wäre es ein ganzes Stück leichter, wenn wir gut miteinander auskommen würden.«

Kaufman nickte. Mit einem kurzen Rundblick nahm er die Umgebung in Augenschein. »Es wäre ein ganzes Stück leichter ohne *diesen* Stock im Arsch.«

Wir gaben uns erneut die Hand. Dieses Mal bedeutete es etwas.

»Walter Conrad hat mir erzählt, was Sie bereits über den Schützen herausgefunden haben. Keine schlechte Arbeit.« Er signalisierte mir, ihm zum Haus zu folgen. Wir gingen nebeneinander. Er sagte: »Ich habe die Informationen an meine Leute weitergeleitet. Habe jemanden auf die Sache mit der Hautkrankheit und jemand anders auf die Spur mit diesem Teufelsquatsch angesetzt. Hoffentlich gibt es in nicht allzu ferner Zukunft Ergebnisse.«

»Er ist unorthodox. Ich glaube nicht, dass er bei den üblichen Stellen ausgebildet wurde.«

Kaufman blieb stehen. »Das könnte ja auch ein Hinweis sein, der uns zu ihm bringt. Vielleicht eine dieser privaten CQB-Nahkampfurse oder so was?«

»Nein, bei Close Quarters Battle geht es um Personenschutz. Der Typ kommt aus einer anderen Ecke. Vielleicht hat er seine Wurzeln bei einer dieser paramilitärischen Bürgerwehren oder etwas Ähnlichem.«

Kaufman dachte über meine letzte Äußerung nach und ging dann weiter.

Der Schritt, den ich machte, um ihm zu folgen, wurde zum Sprung.

Ich erwischte ihn bei den Schultern und riss ihn um. Wir beide prallten hart zu Boden.

Dort, wo wir gerade noch gestanden hatten, zischten zwei Hochgeschwindigkeitsgeschosse durch die Luft.

Dafür, dass er einen so teuren Anzug trug, robbte Kaufman ziemlich geschickt über den Boden.

Krabbelnd suchte er Deckung hinter einer niedrigen Mauer, die ein Blumenbeet einfasste.

Innerhalb von Sekunden hatte er das Mäuerchen erreicht, sie überwunden und war auf dem Rücken in der Blumenerde gelandet.

Ich hatte mich seitwärts in die andere Richtung gerollt. Eine weitere Salve schlug in die

Fußwegplatten ein, Betonsplitter spritzten mir ins Gesicht. Ich blinzelte, um mir wieder klare Sicht zu verschaffen, und rollte mich weiter, bis ich unter einem geparkten Kombi Schutz fand. Währenddessen hatte ich meine SIG gezogen und suchte nach einem Ziel.

Meine erste Reaktion war, auf das Fenster zu zielen, aus dem der Schütze geschossen hatte. Die kaum merkliche Bewegung eines Schattens und das bleiche Gesicht hatten mich gewarnt. Wäre ich nicht auf das Auftauchen seiner gespenstischen Fratze vorbereitet gewesen, hätte mich Dantalion kalt erwischt.

Seine Kugeln hatten das Fenster zerstört, aber ich konnte dort niemand mehr sehen. Er musste den Standort gewechselt haben, um einen besseren Schusswinkel auf mich zu bekommen.

Gerade als ich das dachte, schlug eine Kugel im Vorderreifen neben meinem Kopf ein. Die Luft entwich mit dem Zischen einer wütenden Schlange. Der Wagen ging langsam in die Knie, ich rollte mich von der herabsinkenden Karosserie weg.

»FBI!«, schrie Kaufman. Mit einem Arm stützte er sich auf dem niedrigen Mäuerchen ab, sein Dienstrevolver zielte auf das Fenster. »Lassen Sie Ihre Waffen fallen und kommen Sie heraus!« Dem FBI-Mann war der Kampfeinsatz nicht fremd. Das einzige Problem war, dass seine letzte Beteiligung an einem Feuergefecht höchstwahrscheinlich einige Jahre zurücklag. Sein Gesicht war fast ebenso bleich wie das des Mannes, der uns töten wollte.

»Behalten Sie Ihren Kopf unten, Kaufman«, schrie ich ihm zu. Sein Blick hetzte zu mir und dann wieder zurück zum Haus. Noch bevor er seinen Mund öffnete, wusste ich, dass er erneut schreien würde.

»Kommen Sie mit erhobenen Händen heraus, dann wird Ihnen nichts geschehen!«

Kugeln schlugen neben ihm in die Mauer ein. Ich sah, wie er seinen Schussarm wegriss. Er fluchte laut – ich war mir nicht sicher, ob er getroffen worden war.

Meine Position war nicht die beste, um das Feuer zu erwidern. Ich hatte jetzt nur noch einen kleinen Teil des Hauses im Blick und sah nur die Außenwand. Ich schob mich mit den Füßen vorwärts und robbte mich auf die Höhe des Kombi-Motorraums vor. Von dort hatte ich eine geringfügig bessere Schussposition, aber die herabgesunkene Frontpartie des Wagens verdeckte mir die Sicht. Innerhalb von Sekunden wurde mir klar, dass ich hier nicht bleiben konnte. Der Schütze musste nur unter den Wagen feuern, damit mich die Querschläger trafen und mich töteten. Ich rollte mich unter dem Wagen heraus und kam auf der anderen Seite hoch.

In Filmen kann man oft sehen, wie sich ein Cop hinter einer geöffneten Wagentür verschanzt. Aber 9mm-Parabellum-Geschosse durchschlagen problemlos jede Karosserie. Regisseure, die etwas mehr Ahnung haben, lassen ihren Helden hinter dem Motorblock Deckung suchen, aber auch dort gibt es zu viel leeren Raum und zerbrechliche Bauteile, als dass der Motor sämtliche Kugeln abhalten könnte. In Wahrheit bietet ein Auto einfach keine gute Deckung vor Schüssen. Ebenso wenig gilt das für Bäume oder Betonwände. Eine großkalibrige Kugel lässt sich höchstens aufhalten, wenn sie auf massive Backsteine oder Stahl von mindestens fünfzehn Zentimeter Dicke trifft. Kaufman hatte das beste Versteck. Dagegen war meine Deckung, die gerade mal dafür sorgte, dass mich der Schütze nicht richtig ins Visier nehmen konnte, bestenfalls drittklassig.

Als ob er meine Gedanken gelesen hätte, schoss der Mann im Haus erneut. Er feuerte ein ganzes Magazin seiner Halbautomatik leer. Und das nicht ohne System: Er schoss auf die Front des Wagens, bewegte die Waffe ein kleines Stück weiter, schoss, bewegte die Waffe, schoss wieder und so weiter. Manche Kugeln blieben im Motor stecken, aber mindestens eine durchschlug ihn. Die Motorhaube bäumte sich auf, angehoben von Querschlägern, die darunter umherspritzten. Der Kotflügel direkt neben mir wurde durchlöchert. Ich hatte keine andere Wahl, ich musste rückwärts flüchten. Ich hielt den Kopf geduckt, als die Kugeln den Wagen durchsiebten und hinter mir den Dreck vom Boden hochschleuderten.

Kaufman – Kompetenzgerangel hin oder her – hatte nicht vor, mich sterben zu lassen. Er sprang auf und feuerte auf das Haus. Er konnte sein Ziel nicht sehen, hoffte nur, mir genügend Feuerschutz zu geben, damit ich zum Audi rennen und dahinter Deckung suchen konnte. Das tat ich dann auch, die letzten Meter rutschte ich darauf zu wie ein Baseballspieler auf die First Base. Die Schussgeräusche änderten sich. Der Schütze setzte nun ein kleineres Kaliber ein, aber tödlich blieben die Geschosse trotzdem. Ich hatte es bis zum Heck des Audi geschafft, dessen Frontpartie in Richtung des Schützen zeigte und der mir deshalb eine bessere Deckung bot als der andere Wagen. Trotzdem durchbohrten Kugeln die Aluminiumkarosserie und rissen die Sitzpolster auf. Ein lautes »Popp« – ein Reifen war getroffen. Jetzt schoss er wieder mit der Halbautomatik. Mir blieb nur, mich auf dem Boden so flach wie möglich zu machen.

Dann war plötzlich Ruhe. Schnell wagte ich einen Blick über den Kofferraumdeckel. Die Tür öffnete sich einen Spalt. Mein erster Gedanke war, durch die Tür zu schießen. Aber ich entschied mich dagegen und signalisierte Kaufman, ebenfalls nicht zu schießen. Nur jemand ohne Sinn und Verstand würde bei einer Schießerei direkt hinter der Tür stehen. Zwar hielt ich Dantalion für genauso verrückt wie jeden anderen Psychopathen da draußen, aber vom Umgang mit Waffen schien er etwas zu verstehen.

Die Tür ging ganz auf, und dann stand da Bradley Jorgenson.

Er schwankte, als ob er eine besonders heftige Partynacht hinter sich hätte. Sein Mund stand offen, und ich konnte sehen, wie sich zwischen seinen gebleckten Zähnen die Speichelfäden zogen. Seine Augenlider standen auf Halbmast, und selbst aus der Entfernung wirkte sein Blick unkoordiniert. Er stand unter Drogen.

Bradley war ziemlich groß gewachsen. Vielleicht so groß wie ich, aber schwerer. Sein Körper bot dem schlanken Mann, der sich hinter ihm bückte, mehr als genug Deckung. Ich konnte nur eine helle Haarsträhne, ein Ohr und einen Handschuh ausmachen, der sich unter Bradleys Achsel durchgeschoben hatte. Platz genug für eine .38 Special. Über Bradleys Schulter erkannte ich die Mündung einer Glock.

»Wenn sich jemand rührt, töte ich Bradley«, schrie der Schütze.

»Legen Sie die Waffen nieder und gehen Sie langsam zur Seite«, schrie Kaufman als Antwort. Er hatte sich wieder auf das Mäuerchen gestützt. Aber nie im Leben würde er von dort aus treffen können.

Der Schütze riss Bradley an sich heran. Feuerte einmal mit der Glock. Die Kugel verfehlte Kaufman, gab ihm aber hinreichenden Grund, wieder in der Versenkung zu verschwinden.

Ich sah nur zu und wartete auf meine Chance.

»Es gibt hier nur zwei Möglichkeiten«, brüllte der Schütze, »Sie lassen Ihre Waffen fallen, oder Bradley stirbt.«

Eigentlich gab es drei Möglichkeiten. Ich könnte durch Bradley durchschießen und den Schützen auch noch treffen. Gestern, bevor ich die Wahrheit kannte, hätte ich es wahrscheinlich so gemacht. Und wenn er, was Gott verhüten mochte, Bradley tatsächlich erschoss, dann würde ich es immer noch so machen.

»Was wird denn jetzt, FBI-Mann? Wollen Sie, dass ich diesen unschuldigen Jungen töte?«

Ich war froh, dass Kaufman nicht antwortete. Jetzt war ich an der Reihe.

»Das werden Sie nicht tun, Dantalion«, sagte ich. Dann stand ich auf. Ich riskierte, dass er auf mich schoss, aber vielleicht würde sich eine freie Schussbahn durch Bradley hindurch auf die Körpermitte des Mannes ergeben.

»Oh, Sie kennen meinen Namen?« Dantalion drehte sich ein Stück zu mir. Immer noch keine freie Schussbahn. »Touché, Mr. Hunter.«

»Ich kenne den Weichei-Namen, hinter dem Sie sich verstecken«, sagte ich ihm. »Was ist eigentlich mit euch ganzen Versagern los? Wozu der dämliche Name? Das macht ihr

Geisteskranken doch alle.«

Ich hatte gehofft, ihn so wütend zu machen, dass er vielleicht für einen kurzen Moment aus seiner Deckung kam. Es gelang mir nicht. Statt ihn zu provozieren, wie ich es vorgehabt hatte, schienen meine Worte Dantalion zu gefallen. Er kicherte in sich hinein und schob dabei Bradley einen kleinen Schritt vor sich her. Ich machte den Schritt mit und bewegte mich vom Audi weg.

»Sie warten auf eine Schussgelegenheit«, betonte Dantalion. »Tun Sie's doch. Schießen Sie schon.« Er ließ den Lauf der Glock sinken, damit er Bradleys Jacke ein Stück zur Seite schieben konnte. Darunter verbarg sich eine kugelsichere Weste. Seagram hatte von seinem Schützling verlangt, sie zu tragen, als es schon zu spät war. Kurz fragte ich mich, wo der Bodyguard wohl abgeblieben war. Wahrscheinlich zur Hölle gefahren. Dantalion fuhr fort: »Sehen Sie, das einzige Problem ist jetzt, dass Sie durch Bradleys Kopf schießen müssen. Würden Sie wirklich so weit gehen?«

»Ja«, sagte ich.

Das ließ den Psychopathen erst einmal kurz stutzig werden. Dann aber schob er Bradley wieder ein Stück vor. »Sie hätten es schon längst getan«, sagte er, aber nun lag ein Anflug von Skepsis in seiner Stimme.

Ich ging etwas tiefer in die Knie, wollte ihn mit meiner etwas übertriebenen Schussstellung provozieren. Ein riskanter Schritt, sehr riskant sogar. Aber Dantalion stieß Bradley nicht zur Seite und eröffnete das Feuer, wie ich es gehofft hatte. Wenn überhaupt, verstärkte er nur noch seinen Klammergriff um den jüngeren Mann. Sein Gesicht war kaum zu sehen, verdeckt von Bradleys hin und her kullerndem Kopf.

»Gut. Jetzt, wo wir das geklärt hätten, wird Folgendes passieren.« Seine Glock hielt er weiterhin auf mich gerichtet, aber mir fiel auf, dass er den Kopf zur Seite geneigt hatte. Ich machte einen Schritt rückwärts auf den Audi zu. Seine Pistole zielte nun ein ganzes Stück an meiner rechten Schulter vorbei. Er bemerkte nicht, dass ich vorsichtig meine Position verändert hatte. Stattdessen rief er Kaufman zu: »FBI-Mann, werfen Sie Ihre Waffe über die Mauer. Sie haben drei Sekunden Zeit, sonst ist Bradley so tot wie Ihr Kumpel da drin.«

»Ich gebe meine Waffe nicht her«, weigerte sich Kaufman.

»Ihre Sache. Eins, zwei ...«

Kaufmans Dienstrevolver klackerte neben Dantalions Füßen auf den Boden. Ich fluchte vor mich hin. Wir hatten einen entscheidenden Vorteil verloren, und das wusste Dantalion. Aber er sah nicht, wie ich mein Gewicht auf den anderen Fuß verlagerte und mich weitere wertvolle Zentimeter aus seiner Schusslinie bewegte.

»Das Gleiche gilt für Sie, Hunter.«

»Nein.«

»Drei Sekunden.«

»Wenn Sie bei drei ankommen, sind Sie tot.«

»Eins. Zwei ...«

»Drei!«, sagte ich.

Keiner von uns beiden feuerte.

»Und wie geht es jetzt weiter, Arschloch?«, fragte ich ihn. »Sie hören sich an, als seien Sie ein fairer Mensch. Sie stellen doch Leute gerne vor die Wahl, oder nicht? Wie wäre es, wenn Sie sich dafür entscheiden, Ihre Waffen niederzulegen? Lassen Sie Bradley laufen, und vielleicht bekommen Sie eine bequeme Gefängniszelle statt eines Lochs im Kopf.«

»Mit dem Gefängnis hab ich es nicht so«, sagte Dantalion. Er rückte ein weiteres Stück vor, Bradley war immer noch der gefügte Tanzpartner bei diesem langsamen Walzer.

»Sie sehen aus, als hätten Sie das Sonnenlicht schon lange nicht mehr gesehen, aber das ist ja nichts Besonderes, wenn man irgendwo aus dem Dreck gekrochen kommt.«

»Sie verschwenden Ihre Zeit, Hunter. Sie können mich reizen, so viel Sie wollen, ich werde nicht anbeißen.«

»Also haben Sie sich für die Kugel im Kopf entschieden?«, fuhr ich unbeirrt fort. »Nicht dass ich das nicht nachvollziehen könnte. Bei so einem hübschen weißen Arsch wie Ihrem werden alle Schlange stehen im Staatsgefängnis.«

Dantalion antwortete nicht. Ich fragte mich, ob ich der Wahrheit für seinen Geschmack vielleicht ein Stück zu nahe gekommen war.

»Wo haben Sie gegessen?«, fragte ich ihn. »Ganz offensichtlich waren Sie schon mal im Knast.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»*Mit dem Gefängnis hab ich es nicht so*«, äffte ich ihn mit weibischer Stimme nach.

Er antwortete nicht darauf, bewegte sich aber weiter. Ich fragte mich, was zur Hölle Kaufman denn so lange trieb. Hatte er keine Reservewaffe? Wir hatten Dantalion jetzt schön zwischen uns, Kaufman hätte ihm jederzeit eine Kugel ins Rückgrat jagen können. Aber er reagierte nicht. Er war *wirklich* zu lange nicht mehr auf der Straße gewesen.

Dantalion war viel näher bei Kaufman als ich. Er hörte etwas, das ich nicht hören konnte. »Das verdammte Handy, FBI! Werfen Sie es mir sofort zu!«

Kaufmans Telefon kam über die Mauer gesegelt, und Dantalion zerstampfte es unter seiner Schuhsohle in tausend Stücke.

Jetzt war Dantalion wütend. Aber es war nicht die besinnungslose Wut, in die ich ihn hatte treiben wollen. Es war eine kontrollierte Wut, viel gefährlicher. Er rammte den Revolver fest in Bradleys Achselhöhle, und obwohl dieser unter schweren Betäubungsmitteln stehen musste, zuckte er vor Schmerzen zusammen.

»Ich habe die Schnauze voll von den Spielchen, Hunter. Schieben Sie Ihren Arsch aus dem Weg, oder ich werde – so wahr mir Gott helfe – erst diese Schwuchtel und dann Sie erschießen.«

»Ich glaube nicht, dass Gott auf Ihrer Seite ist«, sagte ich ihm. Bewusst rührte ich mich keinen Zentimeter. »Sie vergessen, dass Er sich dafür entschied, die Menschen Seinen Engeln vorzuziehen. Welche Seite, glauben Sie, wird Er sich wohl heute aussuchen?«

»Denken Sie, ich glaube an den ganzen Quatsch?«, zischte Dantalion.

»Ja«, sagte ich gedehnt, »das denke ich.«

»Und was denken Sie darüber?«

Dantalion feuerte auf mich.

Ich hatte keine Schussmöglichkeit und musste zur Seite springen.

Sein erster Schuss ging meilenweit daneben, aber jetzt war er hinter mir her, folgte mir, nahm mich ins Visier.

Jetzt schoss ich. Nicht auf ihn. Trotz meiner Drohung konnte ich auf keinen Fall auf Bradley schießen. Nicht jetzt. Ich schoss so, dass die Kugel über ihre Köpfe hinwegging. Aber es reichte, dass er zusammenzuckte und deshalb sein zweiter Schuss das Ziel ebenfalls verfehlte.

Dann hatte ich mich hinter den Kombi gerettet. Ich wirbelte herum. Grundstellung. Zielen.

Schießen. Wie es sich in Hunderten von Ausbildungsstunden in Arrowsake in mein Unterbewusstsein eingepägt hatte. Meine Kugel traf ihr Ziel. Genau in der Mitte. Aber ich hatte nicht auf Dantalion gezielt, sondern auf Bradley. Die Kevlarweste nahm der Kugel ihre tödliche Durchschlagskraft, aber er kippte nichtsdestotrotz nach hinten weg wie vom Maultier getreten. Er stieß gegen Dantalion, dessen dritter Schuss so abgelenkt wurde.

Es war einer jener Alles-oder-nichts-Momente, in denen alles von einer spontanen Entscheidung abhängt. Ich ließ es darauf ankommen. Er war aus dem Gleichgewicht, und wenn ich ihn angriff, würde er keine Zeit damit verschwenden, Bradley zu erschießen. Er würde seine gesamte Aufmerksamkeit auf mich richten. Ich würde dem Arschloch sofort das Gesicht in Fetzen schießen, wenn er sich hinter Bradleys Schulter zeigte.

Dann geschah etwas, das ich bis heute nicht recht verstehe. Seagram stolperte aus dem Haus und sah aus wie das Opfer in einem Slasher-Film. Die Vorderseite seines Hemds war dunkel eingefärbt vom Blut, es sammelte sich an seinem Hosenbund und sickerte in seine Hose. Er hatte eine schwere Verletzung im unteren Brustbereich. Eine Hand hatte er an den Hals gelegt, auch dort tropfte das Blut. Nicht so stark wie an seiner Brust, aber es war absehbar, dass sich die Verletzungen als tödlich erweisen würden. In seiner anderen Hand hielt er eine Halbautomatik von Heckler & Koch. Sein aschfahles Gesicht war zu einer schmerzverzerrten Maske entstellt. Es gab kein Anzeichen des Wiedererkennens, als er zuerst Bradley und Dantalion und dann mich ansah.

Er hob seine Waffe.

Und zielte damit auf mich.

Er feuerte, aber ich hatte mich schon in Bewegung gesetzt. Das Problem war, dass ich mich zurückziehen musste, deshalb konnte ich mir Dantalion nicht mehr vornehmen.

Seagram sah mich nicht. Nicht als Joe Hunter. Er blickte in den Abgrund, in den er gleich fallen würde und aus dem es kein Zurück gab. Der menschliche Körper ist ein Wunderwerk der Natur.

Er kann fürchterliche Verwundungen ertragen und sich darauf einstellen, trotzdem zu funktionieren. Schade, dass unser Geist nicht immer im gleichen Maße belastbar ist. Seagram war nicht mehr bei Sinnen. Ob es Todesangst war, Hass oder einfach purer Instinkt, die ihn dazu brachten, herauszukommen und das Feuer zu eröffnen – zu mehr war er nicht mehr in der Lage. Er drückte erneut ab, und dann noch einmal.

Ich hatte Hemmungen, den Mann zu erschießen, aber ich hatte auch nicht vor, mich von einem Zufallstreffer niederstrecken zu lassen. Ich hob meine SIG und richtete sie auf seine Stirn. Ich wartete einen Sekundenbruchteil, dann sah ich eine kleine Blutrose mitten in seinem Gesicht aufblühen. Sein Hinterkopf explodierte in einem Schwall von Blut, Schädelfragmenten und Hirnmasse.

Dantalion hatte den Arm über Bradleys Schulter ausgestreckt, Rauch kam aus dem Lauf seiner Glock.

Dann richtete er die Waffe auf mich. Ich musste in Deckung gehen. Ich schaffte es bis zur Front des Kombis. Ich hatte keine andere Wahl, als darauf zu vertrauen, dass der Motorblock mich ausreichend vor den Kugeln schützen würde.

Aber Dantalion schoss gar nicht. In den paar Sekunden, in denen ich meinen Kopf unten behalten hatte, hatte er sich rückwärts bewegt. Ich erkannte, wo er hinwollte. Der silberne Lincoln war der einzige noch fahrbereite Wagen. Dantalion öffnete die Fahrertür und stieß Bradley hinein, wobei er ihn mit ein paar Schlägen ins Gesicht aufforderte, sich zu beeilen. Bradley krabbelte auf den Beifahrersitz, und dann ließ Dantalion den Wagen an. Offenbar hatte er daran gedacht, Seagram die Autoschlüssel abzunehmen.

Ich erhob mich.

Ich hätte schießen können, befürchtete aber, Bradley zu treffen.

Mir blieb nichts anderes als zuzusehen, wie der Lincoln mit quietschenden Reifen davonschoss.

»Knowles? Knowles!«, hörte ich Kaufman schreien. Er kam über das Mäuerchen gesprungen wie ein olympischer Hürdenläufer. Dann schnappte er sich seinen Dienstrevolver und rannte zur Haustür. Ich warf einen letzten Blick auf den Lincoln, der auf die Ausfahrt zuraste, und betrachtete dann meinen Audi und den Kombi. Beide Wagen hatten mehr Löcher als ein Schweizer Käse. Außerdem zerschossene Reifen. Damit würde ich Dantalion jetzt nicht mehr einholen können.

Ich folgte Kaufman ins Haus. Seagrams Blutspur führte uns in die Küche, und was ich dort sah, brach mir das Herz. Ein Mann lag auf dem Rücken, seine Augen starr zur Decke gerichtet. Dass musste Agent Knowles sein, um den sich Kaufman gesorgt hatte. Schlimm genug, dass dieser

Mann hatte sterben müssen, aber das gehörte nun mal zu den Gefahren seines Berufs. Was mir wirklich ans Herz ging, war die ältere Dame, die mit dem Kopf auf den Tisch gesunken war, mit dem friedlichen Lächeln, das nun für immer in ihr Gesicht eingemeißelt stand. Sie hatte für niemanden eine Bedrohung dargestellt. Dantalion hätte sie nicht umbringen müssen, er hatte es aus reiner Blutgier getan.

Vorher hatte ich Walter noch gesagt, dass es sich diesmal nicht um eine persönliche Angelegenheit handelte. Ich hatte mich wohl getäuscht. Mit dem Mord an dieser harmlosen alten Frau hatte Dantalion sein Schicksal besiegelt: Ich würde nicht ruhen, bis ich ihm den letzten Atemzug aus dem Hals herausgepresst hatte.

Kaufman tastete zaghaft die Kleidung des toten FBI-Mannes ab. Wahrscheinlich suchte er ein Telefon, um Verstärkung zu rufen. Ich holte mein eigenes Handy heraus und rief die einzige Verstärkung, die ich brauchte.

»Rink.«

»Ich bin hier, Hunter.«

»Der Plan hat sich geändert, Kumpel.«

Ich erzählte ihm, was passiert war. Er fluchte leise. Ich stand am Fenster und starrte über die Grünfläche hinweg auf die leuchtende See. Eine dunkle Silhouette zeichnete sich auf dem Rasen ab.

Als ich meine Instruktionen an Rink beendet hatte, drehte ich mich zu Kaufman um. Er schrie immer noch aufgebracht ins Telefon.

»Kaufman«, rief ich ihn laut.

Er schien überrascht, als ob er meine Anwesenheit vergessen hätte. Er sah zu mir herüber.

Ich zeigte aus dem Fenster.

»Können Sie dieses Ding fliegen?«

Jean-Paul St. Pierre war – ganz egal, was alle sagten – nie ein kränkliches Kind gewesen. Seine Vitiligo war eine reine Hautkrankheit, und obwohl sie ihm den grausamen Spott der anderen Kinder und gelegentlich auch Prügel einhandelte, so hatte sie doch nie seine körperliche Leistungsfähigkeit beeinträchtigt. Solange er sich unter der Sonne von Louisiana bedeckt hielt und seine Medikamente in den verschriebenen Dosen einnahm, konnte er ein normales und glückliches Leben führen. Seine Mutter liebte ihn von ganzem Herzen – ihren kleinen Engel. Sie gab ihm alle Güte und Unterstützung, die er brauchte. Und auch er liebte seine Mutter. Seinen Vater kannte er nicht. Der war von einem Expresszug zermanscht worden, als er im Vollrausch glaubte, an einem Bahnübergang Vorfahrt zu haben. Es war kein großer Verlust gewesen. Er kam ganz gut ohne ihn zurecht.

Allerdings machte er seinen Vater für seine Hautkrankheit verantwortlich. Es war der Samen seines Vaters, der ihm diesen Fluch eingebracht hatte. Aber in gewisser Weise war dieser Fluch auch eine Gabe, die ihn zu dem Mann gemacht hatte, der er war.

Er war kein kränkliches Kind. Nein.

Er war stark und belastbar, und er kümmerte sich um seine Mutter, so wie es jeder Junge tun sollte. Als die Zeit gekommen war, seiner Mutter den größten Wunsch zu erfüllen, hatte er die Stärke bewiesen, das zu tun. Aus freiem Willen und ohne jeden Anflug von Egoismus oder Selbstmitleid. Sie hatte sich danach gesehnt, darum gebettelt, ihren gleichgültigen Gott angefleht. Deshalb konnte er nicht verstehen, warum sie ihn mitgenommen und ins Jugendgefängnis gesteckt hatten. Alle hatten sie gesagt, er sei ein Monster. Offensichtlich konnten sie ihn nicht verstehen. Er hatte nur getan, was seine Mutter erfleht hatte, jedes Mal, wenn er sie weinend vorgefunden hatte. Seine Mutter war unendlich traurig gewesen, seit dem Tag, an dem sein Vater gestorben war, und Jean-Paul wollte sie nur glücklich machen. Er achtete sogar darauf, dass er ihr so wenig Schmerzen wie möglich bereitete, als er ihr mit Großvaters altem Jagdgewehr in den Hinterkopf schoss.

Einen Soziopathen hatten ihn die Ärzte genannt. Einen Psychopathen. Andere hatten noch schlimmere Namen für ihn gefunden. Viel persönlicher und verletzender. Aber das war er nicht. Er war nicht krank. Weder körperlich noch geistig. Er konnte nicht verstehen, warum sie ihn acht Jahre weggeschlossen hielten.

*»Ich kenne den Weichei-Namen, hinter dem Sie sich verstecken«,* hatte Joe Hunter zu ihm gesagt. *»Was ist eigentlich mit euch ganzen Versagern los? Wozu der dämliche Name? Das macht ihr Geisteskranken doch alle.«*

Er hatte darüber gelächelt, wie albern diese Bemerkungen waren. Ähnliche Vorwürfe hatte er sich schon immer anhören müssen. Sein ganzes Leben lang waren solche Beleidigungen sein täglich Brot. Sie hatten ihn genährt, hatten ihn nur stärker gemacht, noch versessener darauf, den Zweiflern zu zeigen, wie weit höher er auf der Evolutionsleiter stand als sie. Sie konnten seine einzigartige Weltsicht nicht nachvollziehen, weil sie hilflose blinde Narren waren. Nichts weiter als Herdentiere.

Er hatte es Hunter gezeigt.

Er war besser als Hunter.

Und zwar deshalb, weil er Hunters menschliche Schwächen nicht teilte.

Wo er keine Sekunde überlegt hätte, durch eine Person hindurchzuschießen, um den Feind zu töten, hatte Hunter gezögert. Das war der Unterschied zwischen ihnen, das war der Grund, warum er besser im Töten war, als es Hunter je sein konnte. Hunter war gut ausgebildet worden.

Seine Vorgesetzten beim Militär hatten ihm die Techniken des Tötens eingebläut, aber sie hatten diese menschliche Schwäche nie völlig ausrotten können, die Abneigung, einen Menschen kaltblütig zu ermorden. Mitgefühl und Schuldbewusstsein waren stärker als der Finger am Abzug.

Deswegen hatten die Ärzte Jean-Paul zum Soziopathen abgestempelt. Kein Mitgefühl. Kein Schuldbewusstsein. Genau wie bei seinem Vater, dachte er.

Hunter hingegen hatte dieses Mitgefühl – verglichen mit Jean-Paul sogar im Übermaß.

Dantalion glaubte, dass er Hunters Schwäche für seine Zwecke nutzen konnte: Hunter sollte alle Zielpersonen zu ihm bringen. Und dann würde er sie alle töten. Hunter würde er sich bis zum Schluss aufheben, damit sich dessen Schuld ins Unermessliche steigerte. Und, dachte er mit einem Seitenblick auf seine Geisel, mit Bradley Jorgenson würde er anfangen.

Seine Flucht von der Insel war leichter, als er anfangs für möglich gehalten hätte. Als Hunter und der FBI-Agent auftauchten, hatte er für einen Augenblick an sich gezweifelt. Allein dem zufälligen Auftauchen von Seagram, der durch die Gegend stolperte wie in einem Zombie-Film, hatte er es zu verdanken, dass er flüchten konnte. Er hatte nicht tief genug geschnitten, als er dem Mann den Hals aufschlitzte, aber am Ende war nochmal alles gutgegangen. Die Kugel, die er Seagram in den Kopf geschossen hatte, hatte Hunter lange genug abgelenkt, dass er zum Lincoln durchkam. Und dann hatte der Lincoln genug Kraft unter der Haube gehabt, dass er das Eingangstor durchbrechen konnte. Das Tor sollte schließlich Eindringlinge draußen halten, nicht drinnen. Der Cop, der ihn aufhalten wollte, indem er sich ihm in den Weg stellte und die Waffe hob, wäre besser beraten gewesen, die Waffe auch zu benutzen. Er war kein nennenswertes Hindernis, wenn auch sein Schädel Risse in der Windschutzscheibe hinterließ, als er über die Motorhaube und dann auf das Dach katapultiert wurde.

Etwa fünf Kilometer war er schon mit Höchstgeschwindigkeit nach Norden unterwegs, schlängelte sich durch den Verkehr an der Küste entlang Richtung Jupiter Island. Dabei genoss er den Respekt, den seine schwere Limousine den anderen Verkehrsteilnehmern abnötigte. Irgendwo vor ihm lag eine Auffahrt zum Dixie Highway, wenn er sich recht erinnerte. Er musste von der Küste weg zur Hauptverkehrsstraße gelangen und sich dann seinen Weg über Land suchen. Wenn der FBI-Agent den Schock, seinen Kollegen ermordet vorzufinden, verarbeitet hatte, würde er jeden verfügbaren Mann auf ihn ansetzen. Straßensperren würden errichtet werden, und wahrscheinlich war ihm schon ein ganzer Konvoi mit Blaulicht und Sirenengeheul auf der Spur. Noch hatte er davon nichts bemerkt, aber das war so sicher wie das Amen in der Kirche.

Binnen einer halben Minute erreichte er die Auffahrt. Dort stauten sich die Autos an der Mautstelle. Er drängte sich auf dem Seitenstreifen an ihnen vorbei und ließ einige Fahrzeuge mit abgebrochenen Außenspiegeln hinter sich. Er zog den Lincoln geradewegs vom Beschleunigungsstreifen auf die Fahrbahn, Autos bremsten und versuchten ihm auszuweichen, ein Kühllaster rutschte aus der Spur, stellte sich quer und versperrte damit den gesamten Highway hinter Dantalion. Er betrachtete das Chaos im Rückspiegel und fragte sich, wie er die daraus entstehende Massenkarambolage in seinem Buch vermerken sollte.

Er raste über den Highway, fand eine zweite Abfahrt zu seiner Linken, donnerte über den Mittelstreifen und durch den Gegenverkehr und nahm die Abfahrt mit über hundert Stundenkilometern. Beinahe hätte er die Kontrolle über den Wagen verloren, es gelang ihm aber, das ausbrechende Heck durch Gegensteuern wieder abzufangen und in die Spur zu bringen, und er konnte wieder Vollgas geben. Die Straße, auf der er sich jetzt befand, hatte er vorher noch nie gesehen, mit der Ansammlung von Häusern, an denen er vorbeischoss, konnte er keinen Namen verbinden. Die Straße führte unter einem weiteren Highway durch, führte erst nach Norden und weiter nach Westen, durch eine weitere namenlose Ansiedlung. Dann raste er auf einer

einspurigen Teerstraße in das sumpfige Landesinnere Floridas.

Die Straße war nicht für hohe Geschwindigkeiten gemacht. Sie war in der Mitte erhöht und hatte mehr Riefen und Schlaglöcher als ebene Flächen. Er musste langsamer fahren, hielt das auch für angebracht, jetzt, wo er alle potenziellen Verfolger abgehängt hatte. Er drehte sich zu Bradley Jorgenson um. Der junge Mann hatte von den ganzen Vorkommnissen nichts mitbekommen, seit Dantalion ihm die Spritze verpasst hatte.

Dantalion schlug ihm mit dem Handrücken ins Gesicht.

»Aufwachen, kleiner Brad«, sagte er. »Wie sollst du mir denn etwas erzählen, wenn du noch im Land der Träume weilst?«

Bradleys einzige Reaktion war, seinen Kopf in Richtung Dantalion sinken zu lassen. Er öffnete die Augen, aber er schien seine Umgebung nicht wahrzunehmen. Dass ihm Blut aus der Nase in seinen offenen Mundwinkel tropfte, bemerkte er nicht.

Amobarbital wird oft fälschlicherweise als Wahrheitsserum bezeichnet. Im Film beantwortete jedermann, dem die Droge verabreicht wurde, die bohrendsten Fragen mit monotoner Stimme, unfähig, sich den Fragestellern zu verweigern. Dantalion wusste, dass das Schwachsinn war. Die Droge senkte den Widerstand einer Person gegenüber Suggestivfragen und setzte ihre Hemmungen herab, aber sie würde nie jemanden dazu bringen, seine intimsten Geheimnisse zu offenbaren. In höheren Dosen rief es keine andere Reaktion hervor als andere Anästhetika auch: Man schlief ein. Dantalion wollte Antworten von Bradley, aber er hatte andere Wege, sie dem Mann zu entreißen, als sich auf eine Wunderdroge zu verlassen. Er wollte, dass er bei vollstem Bewusstsein das Dilemma erkannte, in dem er sich befand.

Er schlug ihn noch einmal ins Gesicht.

Bradley brummelte etwas vor sich hin, drehte den Kopf zur Seite und schlief prompt wieder ein. Er musste Bradley wohl oder übel durch Schmerzen wecken. Vielleicht sollte er seine Gliedmaßen amputieren. Danach konnte er ein unvergessliches Mahl zu sich nehmen.

Auf beiden Seiten der Straße befand sich Buschland zwischen den wenigen bewässerten Äckern. Im Norden erstreckten sich die Ausläufer des Sumpfs wie die verkrüppelten Finger eines arthritischen alten Weibes. Mangroven wuchsen in dicken Klumpen auf kleinen Hügeln über dem Wasser. Vögel stoben aus ihrem Unterschlupf auf, aufgeschreckt durch das Motorengeräusch des Lincoln. Es war nicht gerade die am dichtesten besiedelte Gegend, die Dantalion je gesehen hatte, aber die Sümpfe, die er an den überschwemmten Ufern des Mississippi kannte, waren deutlich wilder.

Er fuhr ein paar Minuten weiter. Bradley regte sich neben ihm.

»Na, wieder bei uns?«, fragte Dantalion.

»Mmmfff«, war alles, was Bradley herausbrachte.

»Noch nicht ganz, was?«

Vor ihm lag eine Weggabelung, die ihm drei Möglichkeiten zur Auswahl bot: nach Süden, nach Norden oder weiter in westlicher Richtung. Dantalion war der Letzte, der etwas dagegen hatte, vor die Wahl gestellt zu werden, aber manchmal musste man einfach schnell seine Entscheidung treffen und sich vom Schicksal leiten lassen. Er raste über die Weggabelung, wirbelte Splitt auf, den die Fahrzeuge vor ihm hinterlassen hatten, und bog auf die schlecht erhaltene Straße zu seiner Linken ab. Die Straße vor ihm war pfeilgerade. Zu beiden Seiten wuchsen hohe Gräser, in denen sich selbst ein Elefant hätte verbergen können und deren obere Stängel über ihm herabhingen und ein Dach bildeten, so dass es aussah, als würde er durch einen Tunnel fahren. Der Grastunnel zog sich über mehr als einen Kilometer hin. Er begann Dantalion auf eine Art zu beunruhigen, wie er es nicht von sich kannte. So etwas wie Klaustrophobie regte sich tief unten in seinem Magen. Ihm wurde übel, und es fiel ihm schwer zu atmen. Dieses Gefühl behagte ihm überhaupt nicht, er war erleichtert, als er endlich wieder den freien Himmel über sich hatte.

Rechts von ihm lag ein See. Tausende von Vögeln, unzählige Arten, die er nicht benennen konnte, siedelten hier. Etwas Großes regte sich unter der Wasseroberfläche und bewegte sich durch den See davon, wobei es eine mächtige Welle hinter sich herzog.

Vor sich konnte er Bäume sehen, dann folgte wieder einer dieser verdammten Grastunnel.

Dantalion hielt an. Nicht weil er Angst hatte, wieder in einen Tunnel zu fahren – er hatte auf dem Marschgelände zu seiner Linken etwas entdeckt: eine Ansammlung großer roter Würfel, umgeben von Metallmasten, die golden im Sonnenlicht glänzten. Riesige Hochspannungsmasten formierten sich im Hintergrund zu einem stählernen Wald. Stromleitungen, die sich in der diesigen Ferne verloren, führten auf ihn zu und über den Lincoln hinweg über den See. Auf der anderen Seite des Sees konnte er einen weiteren Hochspannungsmasten ausmachen, der aus dem sich sanft wiegenden Marschgras herausragte.

Dantalion nickte sich selber zu, fuhr wieder los und steuerte den nächsten Grastunnel an. Kaum war er in das grüne Zwielflicht eingedrungen, lenkte er den Lincoln von der Straße auf ein leicht abfallendes, mit hohem Gras bewachsenes Feld. Einen schwachbrüstigen Drahtzaun wälzte er um, als er die Limousine tief ins Gras drängte. Er kam nicht sehr weit, der Wagen sank fast umgehend im Morast ein. Aber er konnte weit genug in das hohe Gras eindringen, dass der Wagen nicht sofort von der Straße aus entdeckt werden konnte. Um sicherzugehen, kletterte er aus dem Wagen und stapfte durch das umgeknickte Gras zur Straße. Seine Füße versanken im Lehm, und er blieb an widerspenstigen Stängeln hängen, aber er schaffte es bis zu der Stelle, an der er den Zaun überfahren hatte. Er richtete ihn so gut er konnte wieder auf. Dann schnappte er sich ein paar Handvoll der plattgefahrenen Gräser und lehnte sie gegen den Draht. Einen erfahrenen Spurenleser konnte er damit nicht hereinlegen, aber unter den Umständen musste das reichen.

Als er zum Wagen zurückkehrte, war Bradley verschwunden.

In den alten Zeiten bin ich oft an Bord der verschiedensten Hubschrauber mitgeflogen: in Sea Kings und Chinooks, AH-6 Defender und Huey Cobras. Damals hat man mich zu Einsätzen transportiert, meistens mitten in die Gefechtszone, wo ich mich an der Seite von Rink und dem Rest meines Kommandos aus dem Helikopter abseilen musste, um Erkundungseinsätze oder »Seek and Destroy«-Missionen durchzuführen. An Bord eines Jet Ranger war ich noch nie gewesen – dieser Hubschrauber war geradezu eine elegante Limousine verglichen mit den überfüllten Bussen, in denen ich geflogen war.

Der FBI-Helikopter hatte fünf Sitze, zwei vorne, drei hinten. Als wir hineingeklettert waren und Kaufman schon das Steuer ergriffen hatte, entdeckten wir den toten Piloten, der auf den Rücksitzen lag. Dass er keine Pilotenmontur mehr trug, erklärte, woher Dantalion seine Verkleidung hatte. Ich konnte am Körper des Mannes keine Verletzungen finden, entdeckte aber eine kleine Einstichwunde am Hals.

Kaufman hatte sich früher einmal mit Hubschraubern ausgekannt, aber das war ebenso lange her wie seine Tage im Straßeneinsatz.

»Machen Sie sich keine Sorgen«, erklärte er mir, »das ist wie Fahrradfahren, das verlernt man nicht.«

»Vom Fahrrad zu fallen macht mir auch nichts aus«, sagte ich zu ihm, als ich mich in den Sitz neben ihm gleiten ließ, »aber aus ein paar Hundert Metern abzustürzen schon.«

Kaufman lachte.

Dann drückte er verschiedene Knöpfe und zog an Hebeln, ich hörte ein Surren, das sehr schnell zu einem Kreischen answoll. Über unseren Köpfen begann sich der Rotor so träge zu drehen, als ob er durch Melasse schneiden müsste. Dann veränderte sich das Geräusch, die Rotorblätter verschwammen vor unseren Augen, und wir hoben vom Boden ab. Ich erlebte einen kurzen Moment der Schwerelosigkeit, gefolgt von einem Gefühl, als ob mein Magen tief in mein Becken gepresst werden würde – wir erhoben uns senkrecht in die Luft. Willkommen daheim, Hunter, murmelte ich vor mich hin.

Kaufman brachte den Hubschrauber in Schräglage nach rechts, die Welt neigte sich in ihrer Achse. Das Meer war eine blaue Wand über Kaufmans Schulter, während der Himmel von Florida sich über meiner Schulter diesig nach Westen zog. Dann legten wir uns schräg nach links, und der Ausblick kehrte sich um. Im nächsten Moment hatten wir das Haus hinter uns gelassen, der Vogel hatte sich geradegestellt, und wir flogen fünfzehn Meter hoch in der Luft auf den Highway zu.

»Sehen Sie, hab ich Ihnen doch gesagt, ein Kinderspiel«, freute sich Kaufman.

»Da nehme ich Sie mal beim Wort.«

Wir flogen an der Angestelltensiedlung vorbei und orientierten uns an der Zufahrt, um das Eingangstor zu finden. Noch bevor wir dort ankamen, wusste ich, in welche Richtung Dantalion Bradley verschleppt hatte. Der Verkehr staute sich in beiden Richtungen des Highways, aber ich konnte eine ausgedehnte Blutlache an der Stelle erkennen, wo ein unglückseliger Cop von dem Fluchtwagen gerammt worden war. Leute drängten sich um den toten Polizisten. Die Fernsightteams, die in der Parkbucht gegenüber des Eingangs ihr Lager aufgeschlagen hatten, rasten über die Straße und richteten ihre Kameras auf das Opfer. Er musste etwa zehn Meter auf der Straße mitgeschleift worden sein.

»Nach Norden«, sagte ich zu Kaufman.

Er hatte das Gleiche gesehen wie ich und war bereits dabei, den Jet Ranger in die Richtung des

geflüchteten Lincoln zu bugsieren. Der Helikopter senkte die Nase, und dann nahmen wir mit Höchstgeschwindigkeit Dantalions Verfolgung auf. Er hatte ein paar Minuten Vorsprung, aber die würden nicht lange vorhalten.

Als wir in den Hubschrauber eingestiegen waren, hatte sich Kaufman den Kopfhörer des Kopiloten geschnappt. Ich musste ohne Gehörschutz bleiben, es war ein Höllenlärm. Aber das ging schon in Ordnung, in meinem Kopf hämmerte ohnehin ein wildes Durcheinander chaotischer Gedanken. Statt Bradley Jorgensons Aussagen zu Papier zu bringen, hatte der tote FBI-Mann Leighton Knowles sein Verhör mit einem Rekorder aufgezeichnet. Als Dantalion sie überraschte, hatte der Rekorder auch die Morde mitgeschnitten. Anscheinend hatte Dantalion das Gerät gefunden, es aber versäumt, es abzuschalten. Ich war mir sogar sicher, dass er den Rekorder mit vollster Absicht weiterlaufen ließ, denn er hatte sich nah ans Mikrofon gebeugt und gesagt: »Die Donner des Gerichts und des Zornes sind gezählt. Genau wie Ihre Tage, Bradley. Und die der schönen Marianne Dean. Alle haben ihre Nummer. Das Gleiche gilt für Ihren abtrünnigen Bodyguard. Und für Hunter und Rink.« Er hatte einen Moment gewartet und dann mit noch lauterer Stimme hinzugefügt: »Haben Sie mich verstanden, Hunter? Kommen Sie zu mir, bringen Sie mir Marianne. Bringen wir das hier hinter uns«

Ich war verblüfft gewesen. Dantalion hatte mich auch schon vorher mit Namen angesprochen, ich hatte aber zunächst nicht kapiert, woher er Rinks oder meinen Namen überhaupt wissen konnte. Es dauerte allerdings nicht lange, bis ich dahinterkam. Dantalion hatte von einem *abtrünnigen Bodyguard* gesprochen. Seagram war offensichtlich in das Mordkomplott um Bradley und Marianne verstrickt. Das erklärte auch, warum er in Petres Haus war, als Dantalion seine Mordorgie begann. Ich hatte gewusst, dass diesem Mann nicht zu trauen war, dass ich ihn seines Postens hätte entheben sollen, als ich ihn das erste Mal sah. Es war ihm deutlich anzumerken, dass er verbittert darüber war, dass wir ihm seinen Rang im Haus der Jorgensons streitig machten. Am schlimmsten war, dass es mir nicht gelungen war, Dantalion auszuschalten, weil Seagram dazwischenkam. Vielleicht war er ja gar nicht so weggetreten gewesen, als er begonnen hatte, auf mich zu schießen. Das Einzige, was ich jetzt bedauerte, war, dass Dantalion dem Arschloch eine Kugel in den Kopf gejagt hatte und nicht ich.

Dantalions Worte waren als direkte Herausforderung an mich gedacht. Eine Einladung, mich mit ihm zu messen und zu versuchen ihn zu erledigen. Er hatte Selbstvertrauen. Das war für sich genommen nichts Schlechtes.

Er sah seine Flucht mit Bradley als kleinen Sieg. Er hatte mich geschlagen, das musste ich zugeben. Aber mit kleinen Siegen gewinnt man niemals einen Krieg. Kleine Siege führen zur Selbstüberschätzung, und die verursacht Unachtsamkeit. Und wie dir jeder Soldat sagen kann, führt Unachtsamkeit unweigerlich zum Tod.

Bevor ich in den Hubschrauber gestiegen war, hatte ich Harvey angerufen. Jetzt nutzte ich mein Mobiltelefon, um Kontakt zu Rink aufzunehmen. Ich musste schreien, um mich gegen das Dröhnen aus den Auspuffschlitzen durchzusetzen. Ich fragte Rink, ob Harvey getan hatte, worum ich ihn gebeten hatte.

»Ja«, bestätigte er. »Du kennst doch Harvey, er liebt diesen ganzen Technikkram einfach.« Des gleichen Tricks hatten wir uns schon einmal bedient, um den Knochensammler aufzuspüren. Damals hatten wir noch daran gezweifelt, dass unsere Idee überhaupt funktionieren würde. Aber das hatte sie – bis Tubal-Kain das Handy entdeckte, dessen Position wir via Satellitentechnologie nachverfolgten. Ziemlich bald darauf hatte ich dem Monster einen abgebrochenen Knochen in die Luftröhre gerammt. Hätte Kain unseren Trick früher bemerkt, hätten wir ihn vielleicht nie aufgespürt. Oder erst, als es zu spät gewesen wäre, das Leben meines Bruders John zu retten. Dieses Mal machten wir uns keine Sorgen, dass der Killer unser improvisiertes Ortungsgerät bemerken könnte. Es war das Telefon in meiner Hand, das Harvey und Rink verfolgten. Alles,

was ich tun musste, war, Dantalion aufzuspüren, und wenn es mir nicht gelingen sollte ihn aufzuhalten, dann würde wenigstens Rink die Gelegenheit bekommen, mich zu rächen.

»Bist du in irgend 'nem Flugzeug?«, fragte mich Rink. »Ich beobachte mein GPS, und du bewegst dich so schnell, dass ich kaum mitkomme.«

»Hubschrauber. Erinnerst du dich an den FBI-Agenten, von dem ich dir erzählt habe?«

»Den mit dem Stock im Arsch?«

»Genau der. Na ja, vielleicht war ich ein bisschen voreilig mit meinem Urteil. Er ist okay. Ist UH-60 geflogen bei ein paar Einsätzen in Somalia, bevor er Bundespolizist wurde.«

»UH-60?«, fragte Rink. »Du meinst tatsächlich Black Hawks?«

»Wie ich schon sagte, er ist okay. Hätte sogar bei der einen oder anderen Mission dein Pilot gewesen sein können.«

Der UH-60 Black Hawk ist der bevorzugte Kampfhubschrauber der US Special Forces, im Besonderen der Delta Force und der US Rangers. Bevor er sich meiner Einheit anschloss, hatte Rink zu den Rangers gehört. Kaufman war in unser beider Ansehen gerade enorm gestiegen. Neben mir zeigte Kaufman auf die vor uns liegende Straße.

»Dantalion ist uns entkommen, Rink. Er hat Bradley als Geisel bei sich. Ich habe vor, ihn zurückzuholen.« Ich erkannte einen größeren Stau an einer Highway-Auffahrt. Und dann einen silbernen Lincoln, der nach Westen raste. Kaufman nahm die Verfolgung auf. Er wusste, was ich vorhatte, er hielt sich weit genug hinter ihm, dass er dem flüchtenden Fahrer nicht sofort auffiel.

»Wir haben ihn jetzt im Visier, Rink. Komm zu uns, sobald du kannst.«

»Wenn ihr weiter in diese Richtung fliegt, bin ich schneller bei euch, als ihr denkt.«

Ich verstaute das Telefon in meiner Tasche. Nahm meine SIG heraus und lud nach.

Kaufman war damit beschäftigt, seine Leute auf dem Laufenden zu halten. Dagegen konnte ich nichts tun. Ich hoffte nur, dass ich an Dantalion herankam, bevor das FBI in voller Mannschaftsstärke auftauchte und den Ort, an dem er sich verstecken wollte, dem Belagerungszustand unterwarf. Kaufman war ein Ex-Army-Flieger, der es gewohnt war, mit den Special Forces zusammenzuarbeiten. Aber nun war er Leitender Special Agent des FBI und musste anderen Vorschriften gehorchen. Das musste ich respektieren – solange er mir nur etwas Zeit einräumte, bevor er strikt nach dem FBI-Regelwerk handelte.

Der Lincoln fuhr weiter westwärts, passierte ein paar kleinere Siedlungen, raste unter der I-95 durch und dann auf das Sumpfland zu, das die Küstenorte vom Lake Okeechobee trennte. Der See zeichnete sich als dunkler Strich am Horizont ab, als wir dem Lincoln folgten.

Dantalion fuhr wie ein Verrückter, dem Gegenverkehr auf der einspurigen Teerstraße schenkte er keinerlei Beachtung. Aus dem Hubschrauber sah das Land aus, als hätte es den Einschlag eines Meteoritenschwarms hinter sich – eine sattgrüne Mondlandschaft.

Felder mit hoch wachsenden Gräsern dehnten sich unter uns aus, und für eine knappe Minute verloren wir den Lincoln aus den Augen, weil die Gräser ein ineinander verwachsenes Dach über der Straße bildeten. Aber dann befand sich der Wagen wieder auf einem gut einsehbaren Stück der Straße und fuhr an einem See vorbei. Der Lincoln schien langsamer zu werden. Ich stieß Kaufmans Schulter an, und er drehte ab, nahm den Hubschrauber aus Dantalions Sichtbereich. Wir ließen uns so weit zurückfallen, dass der Lincoln nur noch als silbernes Aufblitzen auszumachen war.

»Jetzt setzt er sich wieder in Bewegung«, verkündete Kaufman und senkte die Nase des Hubschraubers. Wir flogen nun viel langsamer als vorher. Der Lincoln verschwand unter einem weiteren Grasdach.

»Glauben Sie, er hat uns gesehen?«

»Eher unwahrscheinlich. Vielleicht hat er angehalten, um sich zu sammeln.«

»Wissen Sie, wohin diese Straße führt?«

»Genau auf den Lake Okeechobee zu. Dort bleiben ihm nur drei Möglichkeiten: nach Norden, nach Süden oder direkt in den See.«

Das neue Grasdach war nicht ganz so groß wie das erste. Dantalion sollte nicht länger als eine Minute brauchen, bis er am anderen Ende wieder auftauchte. Vorsichtig hielten wir Abstand und warteten, bis der Lincoln wieder zu sehen war.

»Er muss schon wieder angehalten haben.«

»Das können wir nicht mit Sicherheit sagen. Er könnte auch langsamer fahren als vorher. Warten Sie, ich gehe mal ein bisschen näher ran, mal sehen, was los ist.«

Er ging in den Schwebeflug und legte den Hubschrauber ganz langsam auf die Seite. Der Helikopter begann sich im Halbkreis zu bewegen. Nun konnten wir die gesamte Grasfläche und den nächsten Kilometer Straße vor uns überblicken.

»Ich sehe nichts. Ich glaube, Sie haben Recht, Hunter. Er hat unterwegs angehalten.«

»Können Sie mich absetzen?«, fragte ich »Am besten auf dieser Seite. Sie können zur anderen Seite fliegen und die Straße zurückverfolgen.«

»Er wird uns kommen hören. Vielleicht wartet er auf uns.«

»Ich hätte nichts dagegen. Diesmal ist kein Seagram dabei, der alles vermässeln kann.«

»Walter Conrad hat mir gesagt, dass Sie einer der besten Männer waren, mit denen er je gearbeitet hat, aber es wäre besser, auf Verstärkung zu warten. Ich habe ein paar McDonnell Douglas 530 auf den Weg geschickt. Zusammen könnten wir Dantalion problemlos in die Zange nehmen.«

McDonnell Douglas 530 werden gemeinhin »Little Birds« genannt. Es sind die Kampfhubschrauber, die das FBI bei Luftangriffen einsetzt – so wie man es im Kino sieht, mit Raketenwerfern und Männern in schwarzen Kampfanzügen, die sich mit Scharfschützengewehren aus der Kabine hängen. Wenn Dantalion sie sah, würde er Bradley auf der Stelle töten.

»Wir können nicht auf Verstärkung warten«, sagte ich. »Er hatte einen Grund zum Anhalten. Vielleicht sieht er Bradley nicht länger als Geisel an und möchte sich seiner Last entledigen. Wir müssen ihn jetzt stoppen, Kaufman!«

Er wusste, dass ich Recht hatte, aber mir war klar, dass er über all die möglichen Folgen für seine zukünftige Karriere beim FBI nachdachte. Seine Entscheidungen würden von seinen Vorgesetzten in Quantico und Washington, D. C., genauestens untersucht werden, aber schließlich war ich nur mir selbst Rechenschaft schuldig und stand nicht unter seiner Befehlsgewalt.

»Vorsicht mit den Hochspannungsleitungen«, warnte ich ihn, als wir über das offene Land neben dem großen See flogen.

»Der Boden ist hier zu morastig zum Landen. Ich muss erst mal festeren Boden finden.«

»Keine Zeit.« Ich zog das KA-BAR-Messer aus meinem Stiefel und schob es durch eine Gürtelschleife meiner Jeans. »Bringen Sie uns nur so weit runter, dass ich springen kann.«

Er sah mich an, als ob ich nicht mehr ganz dicht wäre. Wahrscheinlich stellte er sich vor, dass ich bis zum Hals in einem Wasserloch versinken würde. Aber das würde ihn vielleicht vor dem bürokratischen Alptraum retten, der ihm bevorstand, wenn er zuließ, dass ich meinen Rachefeldzug gegen Dantalion fortsetzte.

Ganz wie Sie wünschen, Hunter, sagte sein Gesichtsausdruck. Dann setzte er zum Tiefflug an. Ich stieß die Cockpittür auf, sie knallte gegen die Kabinenaußenseite. Der Luftstrom der Rotorblätter knickte die Gräser unter uns um. Hochgeschleuderte Erdklumpen flogen um uns herum wie im Wirbelsturm.

»Das ist tief genug.« Ich schwang meine Beine aus dem Cockpit. Ich holte mein Telefon heraus, umschloss es fest in meiner linken Hand und nahm die SIG Sauer in die rechte. Durch den

Motorenlärm schrie ich ihm zu: »Mein Freund Rink ist auf dem Weg. Sehen Sie bloß zu, dass ihm keiner von Ihren Jungs Schwierigkeiten macht. Er bringt Menschen nicht so viel Geduld entgegen wie ich.«

Kaufman schenkte mir ein verkniffenes Lächeln. »Passen Sie auf Ihren Arsch auf, Hunter.«

Ich nickte ihm zu. Dann ließ ich mich aus dem Hubschrauber fallen und hoffte darauf, nicht im aufgerissenen Maul eines Alligators zu landen.

Bradley Jorgenson konnte nicht weit gekommen sein in der kurzen Zeit, die Dantalion gebraucht hatte, um den Lincoln zu verstecken. Ein paar Minuten, das war alles. Bei seinem betäubten und verwirrten Zustand war er wahrscheinlich nach ein paar entschlossenen Sprüngen ins hohe Gras kopfüber nach vorne gefallen und wieder weggedämmert. Seine Fährte war unschwer zu erkennen: die zur Seite gebogenen und abgebrochenen Stängel der bambusähnlichen Graspflanzen, die vom Lincoln in das grüne Zwielflicht führten.

Dantalion holte die Glock 17 heraus, die er Seagram abgenommen hatte, und überprüfte die Munition. Er füllte das Magazin auf, während er sich an Bradleys Verfolgung machte. Das Rascheln eines Menschen, der sich seinen Weg durch das Gras bahnte, drang von vorne an seine Ohren. Dann ein weiteres Geräusch: das Whop-Whop-Whop von Rotorblättern.

Er reckte den Kopf, um nach dem Helikopter Ausschau zu halten, aber er war von so viel hohem Gras umgeben, dass er nur einen kleinen Ausschnitt des Himmels sehen konnte. Dadurch, dass die Graswände alle Geräusche reflektierten und verzerrten, fiel es ihm schwer festzustellen, aus welcher Richtung der Rotorenlärm kam. Aber auch ohne ihn zu sehen, wusste er, dass das der Hubschrauber war, der hinter Eunice Jorgensons heruntergekommenem Haus auf dem Rasen gestanden hatte. Hunter erwies sich als recht gewiefter Zeitgenosse.

Bradley Jorgenson war nur noch am Leben, weil Dantalion plante, ihn als Köder in einer noch größeren Falle einzusetzen. Er hatte gehofft, Marianne Deans Aufenthaltsort aus ihm herauszufoltern. Danach wollte er mit ihr Kontakt aufnehmen und sie an einem verabredeten Ort treffen, wo er dann beide erledigen würde. Hunter und sein Freund Rink würden sie begleiten, aber Dantalion würde schon mit ihnen fertigwerden. Hunter hatte er jedes Mal geschlagen, wenn sie aufeinandergetroffen waren, und er war sich sicher, dass er es beim nächsten Mal wieder schaffen würde.

Der Hubschrauberlärm entfernte sich. Er nahm an, Hunter würde bis zum Lake Okeechobee fliegen und sich von dort mit der Suche wieder zurückarbeiten. Das würde Dantalion genug Zeit lassen, um Bradley Jorgenson wieder einzufangen.

Genau wie er es sich gedacht hatte, entfernte sich der Lärm nach Westen. Dantalion lächelte und betrat das Grasgestrüpp.

Kleine bissige Insekten waren hier zu Hause.

Genau wie Schlangen und Echsen und alle möglichen Krabbeltiere.

Es war kein Ort, den Dantalion jemals freiwillig aufsuchen würde. Aber er war zufrieden und drängte sich durch die Grasstängel mit dem Gefühl, dass in seiner Welt alles stimmte. Die numerologischen Gleichungen in seinem Buch hätten bald wieder ihre Ordnung. In der Zwischenzeit könnte er die Nummern derer, die er ins Jenseits geschickt hatte, nachtragen. Er war sich sogar ziemlich sicher, dass er an die Zahlen des ursprünglichen Dantalion mit seinen sechsdreißig Legionen von Geistern, die er befehligte, herankommen würde.

Es war schwer, vorwärtszukommen. Das Gras wuchs in großen Büscheln, aber auf Knöchelhöhe erstreckten sich Luftwurzeln über die freien Flächen – Stolperfallen, die denen, die er gelegt hatte, in nichts nachstanden. Das Gras war unnachgiebig und grobfaserig wie Hanfseil. Lange, stachelige Garben wuchsen aus den Stängeln heraus, die bei jedem Schritt in seiner Kleidung hängen blieben und seine Haut aufkratzten. Seine Hände waren vor den scharfen Grasblättern geschützt, aber jetzt, da er den Helm zurückgelassen hatte, bot sein Gesicht eine neue Angriffsfläche.

Den Hubschrauber konnte er nicht mehr hören, aber dafür Bradleys torkelnde Schritte. Ansonsten

regte sich nichts, es herrschte völlige Stille. Die Lebewesen, die diese Graslandschaft bewohnten, waren vor den fremden Eindringlingen geflüchtet. Der erdrückende Gestank fauliger Vegetation lag in der Luft. Ein Luftzug berührte sein Gesicht wie die zärtliche Geste der Liebhaberin, die er nie gekannt hatte. Statt Bradley zu folgen, bog er nach links ab und drängte sich durch das Gras auf ein freies Feld. Zwischen ihm und dem Ackerland floss träge ein brackiger Kanal, der in die Erde gezogen worden war, um den Sumpf zu entwässern. Dieser mit schwarzem Schlamm und verfaulendem Laubwerk verstopfte Graben war der Ursprung des Gestanks. Hinter dem Acker konnte er die Gebäude und Strommasten sehen, die ihm von der Straße aus schon aufgefallen waren. Seltsamer Ort für eine Fabrik, dachte er, vielleicht ist es irgendein Umspannwerk.

Wenn er dem Verlauf des Entwässerungsgrabens folgte, konnte er gegenüber dem flüchtenden Bradley einiges an Weg und Zeit gutmachen. Er trabte los und sah sich dabei immer wieder über die Schulter um. Dass er seine Deckung im hohen Gras aufgab, bescherte ihm größere Bewegungsfreiheit, aber nun war er für jeden Verfolger zu sehen. Der Hubschrauber würde zurückkommen, und er wollte sich nicht plötzlich im Visier eines FBI-Scharfschützen wiederfinden. Bradleys raschelnde Fluchtgeräusche bestätigten ihm, dass er noch auf der richtigen Fährte war. Er bewegte sich parallel zu den Geräuschen, ab und zu sah er ein Stück von Bradleys Kleidung zwischen den dünneren Schilfrohren aufblitzen.

Dantalion spürte, dass er einige Verletzungen mit sich herumschleppte. Drei Schusswunden waren nichts, was man mal eben so wegsteckte. Die Wunde im Bein bereitete ihm am meisten Sorgen – sie würde sich am ehesten in dieser feuchten morastigen Erde entzünden. Einmal an einer Wurzel hängen geblieben und ins Straucheln geraten, schon würde er im Schlamm liegen. Nichtsdestotrotz hetzte er weiter und hielt mit Bradley Schritt.

Er war jetzt so nahe bei ihm, dass er dessen rasselnden Atem und seine angsterfüllten Seufzer hören konnte. Bradley stand immer noch unter dem Einfluss des Amobarbital und musste sich mittlerweile in einem Zustand hochgradiger Verwirrung befinden. Seine letzte Erinnerung bei klarem Verstand war, dass Dantalion den FBI-Mann erschossen und ihm eine Injektion verpasst hatte. Der Rest musste ihm wie eine Ansammlung unzusammenhängender Bilder vorkommen, immer wieder unterbrochen von schwarzen Löchern der Leere. Er würde erst langsam wieder in diesem Gefängnis aus grünen und braunen Stängeln zu sich kommen und höchstens wissen, dass er flüchten musste, aber nicht warum oder vor wem.

Vielleicht sollte Dantalion ihm einfach eine Kugel in den Kopf jagen, weil er es dann hinter sich hatte und dieses stinkige Marschland verlassen und sich einen weniger schlammigen Ort aussuchen konnte, um Hunter, Rink und Marianne Dean zu sich zu locken. Aber jetzt, wo er so weit gegangen war, wollte er seinen ursprünglichen Plan auch durchziehen. Mehr als eine Pistole brauchte er nicht, um sicherzustellen, dass der privilegierte Sprössling des Jorgenson-Clans seinen Befehlen genauestens gehorchen würde. Ein barsches Wort und eine hässliche Drohung würden genügen, damit Bradley seine Flucht in die Freiheit aufgeben würde.

Dantalion drehte sich um, so dass er jetzt dem jungen Mann gegenüberstand, der sich, wild mit den Armen rudern, einen Weg durch die Gräser zu bahnen versuchte.

»Okay, es reicht jetzt, Bradley. Kommen Sie sofort raus!« Er hob die Glock, um seiner Drohung Wirkung zu verleihen. Eine zweite Chance würde er ihm nicht geben.

Bradley erstarrte. Er hielt die Luft an, geduckt wie das Beutetier im Angesicht eines Adlers. Dantalions Worte mussten die gleiche Wirkung gehabt haben wie das Wort Gottes, das Moses aus dem brennenden Busch empfing. Nur war die Umgebung etwas feuchter.

»Sie haben drei Sekunden Zeit«, fügte Dantalion hinzu. »Eins ...«

Bradley drehte sich um, hetzte in die Richtung zurück, aus der er gekommen war, und jaulte dabei unverständlich vor sich hin.

Dantalion rannte Bradley hinterher, überholte ihn und drängte sich durch die bambusartigen

Stängel, um ihn abzufangen. Bradley sah ihn kommen. Dass er Dantalion wiedererkannte, stand ihm ins Gesicht geschrieben, das konnte kein Amobarbital verdecken. Dantalion hob die Glock und zielte direkt auf Bradleys Hals. Bradley kam schlitternd zum Stehen. Aber nicht einmal die kalte, dunkle Mündung einer Pistole konnte ihn dazu bringen, sich seinem Erzfeind zu stellen. Er sprang zur Seite und umlief Dantalions ausgestreckten linken Arm, der ins Leere griff, als er ihn aufzuhalten versuchte. Geschickt wich er den schon zugreifenden Fingern mit ihren langen fleckigen Nägeln und der schuppigen Haut aus. Zu all seiner Verärgerung darüber, dass er seinen Gegner nicht fangen konnte, spürte Dantalion noch einen Stich im Inneren, weil die Menschen es abstoßend fanden, von ihm berührt zu werden. Die Abneigung, die die meisten Menschen empfanden, wenn Dantalion Hand an sie legte, hatte er oft genug als Waffe für seine Zwecke einsetzen können, aber er hatte sich schon immer danach gesehnt, dass einmal jemand seine Hand ergreifen würde, ohne angeekelt zusammenzuzucken oder den Blick abzuwenden. Die letzte Person, die das getan hatte, war seine Mutter gewesen. Kurz bevor er die Büchse seines Großvaters gegen ihren Hinterkopf gedrückt und sie mit einem kurzen Druck auf den Abzug zum ersehnten Wiedersehen mit seinem Vater geschickt hatte.

Bradley stieß tiefer ins Gras vor, bevor er sich wendete und auf das freie Feld zurannte, das er entdeckt hatte. Dantalion hielt Schritt, Bradley lag nur wenige Meter vor ihm, als er die letzten Büschel hinter sich ließ und zur Böschung des übelriechenden Entwässerungsgrabens durchbrach. Dantalion hob die Glock. Sein Finger tanzte über den Abzug, aber er schoss nicht. Er wollte Bradley ins Gesicht sehen, wenn er starb. Er wollte ihm in die Augen blicken und beobachten, wie dahinter die Seele ihr Leben aushauchte. Er wollte den letzten Atemzug hören, ihn auf den eigenen Lippen schmecken.

»Sie zögern Ihren Tod nur hinaus. Ist es wirklich das, was Sie wollen? Warum stellen Sie sich nicht Ihrem Schicksal wie ein ehrbarer Mann? Drehen Sie sich um, Bradley, und ich werde Sie kurz und schmerzlos töten. Sollten Sie allerdings weiterflüchten, ist die Alternative eine bedeutend schlimmere.«

Bradley hatte anscheinend nicht verstanden, welche Folgen sein Handeln für ihn haben würde. Er blieb nicht stehen und drehte sich auch nicht um.

Dantalion hob die Glock und rannte mit ausgestrecktem Arm weiter, er zog beim Laufen die Beine weit an, damit er auf dem unebenen Boden nicht stolperte. »Okay, Bradley. Sie haben es so gewollt.«

Der Schuss der Glock war erschreckend laut in dieser Wildnis. Vom überraschenden Knall aufgeschreckte Tiere verliehen ihrer Angst mit klagenden Lauten Ausdruck, und verängstigte Vögel stoben aus ihrer Grasdeckung zum Himmel.

Bradley brach zusammen, er fiel so schwer, dass der Aufprall seines Oberkörpers eine Mulde in den weichen Boden grub. Er gab ein Schmerzensstöhnen von sich, überschlug sich noch einmal, und dann war Dantalion bei ihm und presste ihm die Glock direkt gegen den Hinterkopf. Bradley begann zu wimmern wie ein Baby, seine Finger verkrampften sich, als der Schmerz, der seinen Körper durchfuhr, sich einen Ausweg suchte.

»Tut höllisch weh, was?« Dantalion schoss eine zweite Kugel von hinten in das gleiche Knie. Bradley schrie. Dantalion verpasste ihm einen Tritt und drehte ihn mit dem Fuß auf den Rücken. Bradley rollte sich zusammen und zog das verletzte Knie an die Brust.

»Du Hurensohn!«

»Nicht!«, warnte ihn Dantalion. »Sagen Sie nichts über meine Mutter.«

Dann schoss er noch einmal auf Bradley, dieses Mal in den rechten Fuß.

»Seien Sie doch bitte so freundlich und erzählen mir, wo Marianne ist. Wenn Sie das tun, geht der nächste Schuss ins Schwarze. Der Schmerz wird aufhören, Bradley.«

Bradley war nicht länger in der Lage, ihn zu verstehen. Dantalions geflüsterte Worte erreichten

ihn nicht. Weil sein ganzer Körper vor höllischen Qualen aufschrie. Dantalion neigte den Kopf wie ein Vogel.

»Ich fürchte, Sie sind für mich nicht mehr von größerem Nutzen«, sagte er zu seinem wenig aufmerksamen Zuhörer. Dann richtete er die Glock auf Bradleys Gesicht. »Sie haben die Wahl, Bradley. Wenn Sie mir sagen, wo Marianne sich befindet, töte ich Sie mit einem sauberen Schuss.« Er zielte mit der Pistole auf eine Stelle unterhalb der Kevlarweste. »Wenn nicht, dann schieße ich Ihnen in den Bauch und überlasse Sie den Alligatoren.«

Kurz kam Bradley wieder zu sich und starrte zu ihm hoch. So schmerzverzerrt das Gesicht des jungen Manns auch war, der Ekel spiegelte sich dennoch darin. »Fahr zur Hölle«, spuckte er.

»Ganz ohne Zweifel«, stimmte Dantalion zu. »Aber Sie werden vor mir dort sein.«

»Ja?«, höhnte Bradley. »Dann sage ich einen schönen Gruß an deine Mutter, oder? Ist ja klar, dass diese Nutte auch dort sein wird.«

»Ich habe gesagt, Sie sollen nicht über meine Mutter sprechen!«

»Pech gehabt, Mann!«, brüllte Bradley. »Wenn sie auch nur ein bisschen was von dir hat, dann ist sie eine böartige, hässliche, *krankheitsverseuchte* alte Hure.«

Dantalion schüttelte den Kopf.

»Meine Mutter war wunderschön.«

»Aber klar doch.« Bradley quälte sich unter Schmerzen in die Sitzposition. Kalter Schweiß stand auf seiner Stirn. »Dann muss es also dein Vater gewesen sein, der so todhässlich war?«

Dantalion blinzelte mit seinen feuchten Augen.

»Ha! Hab ich mir's doch gedacht. Du kennst deinen Vater noch nicht mal, oder? Du bist nur der Wechselbalg einer drogensüchtigen Nutte!«

Dantalion spürte, wie die Wut in ihm immer größer wurde. Bradleys Worte gingen weit über die Beleidigungen hinaus, die er sein ganzes Leben lang hatte ertragen müssen. Solange sie gegen ihn gerichtet waren, hatten ihn die Kränkungen der anderen immer angetrieben, hatten ihn zu dem Killer gemacht, der er heute war. Aber er würde nicht tatenlos zusehen, wie dieses Schwein seine Mutter in den Dreck zog. Er liebte seine Mutter. Er hatte bewiesen, wie weit seine Liebe ging, als er sie zu seinem Vater geschickt hatte, statt sie für sich zu behalten. Er hätte ja auch egoistisch handeln können, aber nein, er hatte ihr den Gefallen getan, obwohl er seine Mutter lieber bis in alle Ewigkeit für sich behalten hätte.

Er drückte ab. Die Glock bellte auf wie ein wütender Hund.

Der Schuss klang so nahe, ich hätte schwören können, dass ich die verdrängte Luft in meinem Ohr gespürt hätte. Es dauerte aber nur einen kurzen Moment, bis mir klarwurde, dass die Waffe einige Meter links von mir abgefeuert worden war und dass es bloß der Widerhall im dichten Grasgestrüpp mir so nahe hatte vorkommen lassen.

Dantalion hatte sich Mühe gegeben, den Wagen zu verbergen, aber ich hatte das verlassene Fahrzeug schon wenige Minuten, nachdem ich aus dem Hubschrauber gesprungen war, entdeckt. Ich suchte darin nach Bradleys Leiche, aber der Wagen war – Gott sei Dank – leer. Zwei Trampelpfade führten von dem Wagen weg durch das hohe Gras. Ich entschied mich für den mir am nächsten gelegenen. Nach dem Sprung aus dem Hubschrauber war ich bis zu den Knien im glitschigen Schlamm eingesunken. Das Wasser war an mir hochgespritzt, ich musste das KA-BAR-Messer hervorholen und es am Buschwerk abwischen. Es war sinnvoller, es in der Hand zu behalten. In meiner anderen Hand hatte ich die SIG. Geduckt bewegte ich mich durch den grünen Dschungel, beide Waffen einsatzbereit.

Das letzte Mal, dass ich einen Feind durch ähnlich hohe Gräser verfolgt hatte, war auf einer Insel im Indischen Ozean gewesen. Singhalesische Dorfbewohner waren von einer terroristischen Splittergruppe abgeschlachtet worden, und meine Einheit wurde auf den Plan gerufen, um die Verantwortlichen zur Rechenschaft zu ziehen. Die Terroristen gehörten einer besonders fanatischen Gruppierung an und waren bereit, für ihren Glauben zu sterben. Sie trugen Zyanidkapseln bei sich, weil sie sich lieber selbst töteten als sich gefangen zu geben. Wir erreichten einen guten Kompromiss: Wir fingen die mörderischen Schweine ein und ließen sie ihre eigenen Giftkapseln schlucken, erschossen sie aber dann doch in ihren letzten Sekunden. Hört sich brutal an, aber der Anblick geköpfter Frauen und Kinder führt manchmal dazu, dass man seine Menschlichkeit vergisst.

Ebenso wie der Anblick einer alten Dame, die mit einer Kugel im Herzen an ihrem eigenen Tisch zusammengebrochen ist.

Als ich mich weiter durch die flüsternden Gräser schob, fiel mir ein, wie Rink, ich und ein halbes Dutzend unserer Kameraden die Deckung im Elefantengras genutzt hatten, um so nahe an die Männer heranzukommen, die wir verfolgten, dass wir sie uns einen nach dem anderen hätten greifen können. Jetzt war es genauso. Ich hatte mich bis auf ein paar Meter an Dantalion herangearbeitet, und der blassgesichtige Freak ahnte nicht einmal was von meiner Anwesenheit. Seine Pistole hatte er auf den Boden gerichtet. Ich brauchte einen Moment, bis mir klarwurde, dass Bradley dort unten lag, durch eine Bodenwelle außerhalb meines Sichtfeldes. Dantalion beugte sich über ihn, ganz kurz sah ich Bradleys Arm aufblitzen, der ihn wegscheuchen wollte. Also war er noch am Leben. Dantalion schoss erneut. Bradley begann zu schreien. Ich hob meine SIG, nur um feststellen zu müssen, dass das verdammte Ding Ladehemmung hatte. Bradley schrie immer noch, auch als Dantalion zum dritten Mal auf ihn geschossen hatte. Wahrscheinlich folterte er Bradley mit gezielten Schüssen in Arme und Beine. Ich hatte nur noch Sekunden, um Bradley zu retten, die Zeit lief mir davon. Da meine Pistole blockierte, blieb mir keine andere Waffe als das KA-BAR. Ich konnte das Messer werfen, aber es war nicht auszuschließen, dass ich Dantalion verfehlen würde. Dann würde ich seiner Pistole mit bloßen Händen gegenüberstehen, und Kugeln waren immer schneller als Fäuste.

Ich ging ein Risiko ein, aber ich glaubte nicht, dass Dantalion Bradley schon töten wollte. Ich ließ mich rückwärts in das höhere Gras gleiten, das mir die Deckung verschaffte, die ich brauchte, um den Verschluss meiner Pistole zu lösen. Ich bin ein großer Fan meiner modifizierten SIG Sauer,

weil sie keinen Sicherungsmechanismus hat, der sich in der Kleidung verfangen kann, und Kimme und Korn aus dem gleichen Grund entfernt worden sind. Normalerweise erfüllt sie ihre Dienste ohne Grund zur Klage. Ich konnte in schneller Abfolge tausend Schüsse abgeben, ohne dass etwas klemmte. Es war einfach reines Pech, dass die Waffe genau in dem Moment, wo ich sie am dringendsten brauchte, versagte. Ich fand aber heraus, dass es am Geschoss lag und es nicht die Pistole war, die mich im Stich gelassen hatte. Typisch. Schnell warf ich die Patrone aus, dann betätigte ich den Verschluss ein zweites Mal und stieß eine weitere Patrone aus. Froh, dass die Pistole wieder einsatzbereit war, nahm ich die Verfolgung Dantalion wieder auf.

Beide hatten sie ihre Stimmen erhoben. Bradley klang jetzt eher wütend als verängstigt und provozierte Dantalion mit Beleidigungen über seine Herkunft. Dantalion sprang darauf an. Sein Gesicht sah aus wie aus geschmolzenem Wachs, als er sich über Bradley stellte. Jetzt oder nie. Ich feuerte.

Dantalion ebenfalls.

Aber ich hatte zuerst geschossen, und meine Kugel traf ihn in das Fleisch seiner rechten Schulter. Blut spritzte in die Luft. Dantalion riss es die Beine weg, er fiel auf die Seite, den Finger im Reflex um den Abzug verkrampft schoss er immer weiter. Er gab ein schrilles Heulen von sich und war nicht mehr zu sehen. Ich hörte ein Platschen und sah eine Fontäne schmutzigen Wassers hochsteigen. Der Gestank verrottender Vegetation stieg mir in die Nase.

Sofort kam ich aus meinem Versteck hervor. Ich hatte den Killer getroffen, aber es war keine tödliche Verletzung. Erst wenn ich ihm einen Klumpen Blei in den Schädel oder ins Herz gejagt hatte, würde ich mich entspannen können. Ich bewegte mich aus dem Gras heraus zur Böschung eines Entwässerungsgrabens, wo ich feststellte, dass Bradley überlebt hatte. Er hatte eine schwere Wunde im rechten Bein davongetragen, aber er würde es überleben.

»Haben Sie ihn erwischt?«, fragte er hoffnungsvoll.

»Nicht so gut wie ich wollte.«

Ich machte einen Schritt auf den Graben zu.

Das Wasser war faulig, trübe und voller Gestrüpp. Der Schaum auf der Wasseroberfläche war durchbrochen, und ein Strudel zeigte an, wo Dantalion untergegangen war. Von ihm selber war nichts zu sehen. Einerseits hoffte ich, dass er sich in dem Gestrüpp unter Wasser verfangen hatte und ertrunken war, dass sich seine Lunge mit der fauligen Brühe gefüllt hatte, aber noch größer war mein Wunsch, ihn selbst zu töten. Es war *tatsächlich* zur persönlichen Angelegenheit zwischen uns geworden.

Dreimal feuerte ich ins Wasser. Vielleicht war das Munitionsverschwendung, aber wenn er dort unten war, wollte ich nicht, dass er unbeschadet wieder auftauchte. Ich wartete darauf, dass Blut an die Oberfläche strömte, bekam aber nichts zu sehen. Dantalion hatte das dreckige Wasser als Deckung genutzt. Er musste bald auftauchen, und zwar ganz in der Nähe, aber es war schwierig, zwei Richtungen gleichzeitig im Auge zu behalten.

»Wo ist er denn?«, zischte Bradley.

»Ruhig!«, knurrte ich ihn an. Ich trat einen Schritt zurück, damit ich Dantalion von unter Wasser kein Ziel bot, dann wartete ich mit der gezückten SIG auf die verräterischen Sprudel an der Wasseroberfläche, wenn Dantalion zuschlagen würde.

Aber dann passierte etwas, das mir jegliche Aussicht darauf nahm mitzuhören, wie Dantalion wieder auftauchte. Plötzlich wurde über mir das Kreischen von Turbinen und das Whop-Whop-Whop der Rotorblätter höllisch laut. Mein erster Gedanke war, dass Kaufman mit der Luftunterstützung zurückgekehrt war. Aber diese Hoffnung hielt sich nur so lange, bis der Pilot mir mit einem Megaphon Befehle zubrüllte.

»Hier spricht das FBI. Lassen Sie Ihre Waffe fallen, oder wir sind gezwungen zu schießen!«

Es war ein schnittiger schwarzer Helikopter, einer der McDonnell Douglas 530, die Special

Agent Kaufman als Verstärkung herbeigeordert hatte. Der »Little Bird« hing über mir in der Luft, und ein Scharfschütze saß in der Türöffnung, der sein Zielfernrohr direkt auf meine Brust gerichtet hatte.

»Lassen Sie die Waffe fallen!«

Für die Hubschrauberbesatzung war ich jemand, der neben einem schwerverwundeten Mann stand. Für sie muss es ausgesehen haben, als sei ich mit meiner Pistole dafür verantwortlich. Das war nachvollziehbar unter den gegebenen Umständen, aber auf keinen Fall würde ich meine Waffe aufgeben – nicht wenn ich wusste, dass Dantalion ganz in der Nähe war und Rache suchte. Das ließ mir nur einen Ausweg. Ich sprang kopfüber in das hohe Gras. Der Scharfschütze feuerte sofort. Hochgeschwindigkeitsgeschosse sprenkelten den Boden hinter mir und fetzten Blätter von den Grasstängeln, die um mich herum durch die Luft schwirrten. Ich rannte schneller. Der Hubschrauber hatte den Vorteil der besseren Perspektive, ganz zu schweigen von dem Wärmebildsichtgerät, das mich innerhalb von Sekunden aufspüren würde, aber stehen zu bleiben hätte bedeutet, meine Waffe aufzugeben und mich ungeschützt dem Killer auszusetzen. Ich rannte in vollem Sprint, schlug mit meinem KA-BAR-Messer auf die widerspenstigen Stängel ein und versuchte, mich aus dem Sichtbereich des Hubschrauberpiloten zu halten. Er würde fast dreißig Sekunden dafür brauchen, den Hubschrauber zu wenden und festzustellen, dass ich nicht mehr zu sehen war, und dann beschließen, das Wärmebildsichtgerät in der Nase der Maschine zu aktivieren. Diese Zeit konnte ich nutzen, um mir gegenüber dem übereifrigen Scharfschützen eine bessere Ausgangsposition zu verschaffen.

Das Megaphon ertönte erneut, die McDonnell Douglas schwebte über mir, der Abwind der Rotorblätter knickte die Gräser über meinem Kopf zur Seite. Sobald der Hubschrauber an mir vorüber war, drehte ich mich auf dem Absatz um und sprintete zurück zu Bradley.

In den paar Sekunden, seit ich ihn verlassen hatte, war es ihm gelungen, sich auf die Ellenbogen aufzustützen. Ich brach durch das hohe Gras und kam schlitternd neben ihm zum Stehen. In seinem Gesicht spiegelten sich Schmerz und ein nicht gerade geringes Maß an Fassungslosigkeit.

»Was machen die denn da?«

»Sie halten mich für den Scheißschuldigen«, sagte ich ihm. Und das musste ich richtigstellen. Das Problem war, dass ich immer noch einen Verwundeten vor seinem Möchtegern-Killer beschützen musste. »Sorry, Bradley, aber das könnte jetzt wehtun.«

Ich schnappte ihn mir unter den Armbeugen und zog ihn mit aller Kraft an mich, so dass er auf meinem Schoß saß wie ein Riesenbaby. Dann rammte ich mein Messer neben mir in den Boden und reckte den rechten Arm in die Luft, damit der Scharfschütze sehen konnte, dass ich die Finger zwar noch am Abzugsbügel hatte, aber dass meine SIG mit dem Lauf nach unten hing und keine unmittelbare Bedrohung darstellte.

»Heilige Scheiße!«, entfuhr es Bradley, als ihm klar wurde, dass ich ihn als Schutzschild benutzen wollte. »Was, wenn sie auf mich schießen?«

»Das werden sie nicht tun«, erklärte ich ihm voller Zuversicht. »Außerdem tragen Sie ja die Kevlarweste.«

»Sie könnten meinen Kopf treffen!«

»Nein, sie zielen immer auf die Körpermitte. Nur so kann man sich sicher sein, das Ziel zu treffen.«

»Und was ist mit dem Killer? Der wird nicht zögern, mir in den Kopf zu schießen.«

»Dann müssen Sie sich eben darauf verlassen, dass ich ihn zuerst erwische.«

»Verdammt ...«

»Ja«, gab ich zu, »die Chancen stehen nicht gut für uns, Bradley, aber etwas anderes bleibt uns im Moment nicht übrig.«

Dann erklärte ich ihm, was er tun sollte.

Wir blieben so sitzen, bis der Kampfhubschrauber einen Kreis gedreht hatte und zu seiner Ausgangsposition zurückgekehrt war. Der Hubschrauber schwebte über uns, erneut befand ich mich im Visier des Scharfschützen. Mein Kopf war das einzig sichtbare Ziel, aber mein eindringliches Gestikulieren mit der umgedrehten Waffe sorgte dafür, dass ich mein Leben nicht mit Bradleys Angstschweiß in der Nase aushauchen musste.

Ein zweiter »Little Bird« erschien mit heulendem Motor auf der Bildfläche, etwa hundertfünfzig Meter entfernt glitt er von Westen her über die offenen Felder. Als er den ersten Helikopter überflogen hatte, legte er sich in eine Kurve und flog über das Gras hinter mir davon. Das vereinte Motorengedröhn der beiden Hubschrauber übertönte Bradleys und meine Aufrufe, dass sie Abstand halten sollten.

Aus der Seitentür des näheren Hubschraubers seilte sich ein schwarz uniformiertes Mitglied des Geiselrettungskommandos zum Boden ab. Er war mit einem Sturmgewehr bewaffnet und nahm eine geduckte Position ein, um den beiden weiteren Männern, die sich wie riesige schwarze Spinnen in einem fetten Netz abseilten, Feuerschutz zu geben. Nachdem die beiden seine Position eingenommen hatten, kam der erste Agent mit der Waffe im Anschlag auf uns zu. Der »Little Bird« schoss davon, und endlich war es wieder leise genug, dass ich einen klaren Gedanken fassen konnte.

Die Stimme des FBI-Agenten war laut und deutlich zu hören.

»Lassen Sie die Waffe fallen, Hunter! Sofort!«

Es überraschte mich nicht, dass er mich erkannte. Es war einer der Männer, mit denen Kaufman per Headset kommuniziert hatte. Was auch immer Kaufman ihm erzählt hatte, er ging kein Risiko ein. Tatsächlich hätte ich meine Waffe so schnell wieder aus ihrer unbrauchbaren Position hochreißen können, dass es für das menschliche Auge kaum nachvollziehbar gewesen wäre, und hätte ihn erschießen können.

»Lassen Sie die schieß Pistole fallen!« Um seinem Befehl Nachdruck zu verleihen, zielte er mit seinem Gewehr auf meine Stirn.

»Der Killer läuft immer noch frei hier draußen herum«, schrie ich ihm zu. »Ich habe ihn zwar verwundet, aber er ist immer noch gefährlich. Ich werde meine Waffe nicht fallen lassen.«

»Der Täter ist jetzt unser Problem, überlassen Sie das mal uns. Ich habe den Befehl von Special Agent Kaufman, Sie zu entwaffnen.«

»Bradley ist *mein* Problem, und ich ergebe mich nicht, bis ich weiß, dass er sich nicht länger in Gefahr befindet.«

Der namenlose Agent schlug eine andere Strategie ein, er sagte zu Bradley: »Mister Jorgenson, wir sind hier, um Sie zu schützen. Sie müssen dringend medizinisch versorgt werden. Das können wir nicht leisten, solange Hunter bewaffnet ist. Sagen Sie ihm, dass er sich ergeben soll.«

»Hören Sie zu«, sagte ich zu ihm, »wir stehen doch beide auf der gleichen Seite. Lassen Sie uns mit dem Quatsch aufhören und zusehen, dass Bradley sofort hier rauskommt. Und dann hänge ich mich an Dantalion.«

»Sie hängen sich an niemanden.« Er hatte einen weiteren Schritt vorwärts gemacht. Auch die beiden Männer der Verstärkung waren ausgesichert, um mich in die Zange zu nehmen. Ich saß in der sprichwörtlichen Klemme. Dabei lauerte dort draußen im Wasser eine viel gefährlichere Kreatur.

Ich erhob mich, stand hinter Bradley auf und hielt die SIG so, dass alle sie sehen konnten. »Ich werde meine Pistole zurück ins Holster schieben, und damit hat es sich. Sie können Bradley in einen dieser Vögel verladen, aber ich bleibe.«

»Bewegen Sie sich von Mr. Jorgenson weg«, befahl der erste Agent, als ob ich gerade gar nichts gesagt hätte. »Das FBI wird sich nun um diese Situation kümmern. Sie haben in dieser Angelegenheit keine offizielle Vollmacht, Hunter. Sie sind nicht mehr im aktiven Dienst und

arbeiten nicht mit der Zustimmung unserer Regierung. Wenn Sie sich weigern, zur Seite zu treten, werden Sie verhaftet, weil Sie die Arbeit eines Bundesbeamten behindert haben.«

Ich trat zur Seite.

Ich schob die SIG hinten in den Hosenbund meiner Jeans. Einer der Männer des Geiselbefreiungskommandos legte die Hand auf Bradleys Schulter. Er krallte sich in den Stoff von Bradleys Hemd und riss ihn von mir weg. Als ob ich hier der Verbrecher wäre. Die anderen beiden hielten mich mit ihren Gewehren in Schach, aber zu meiner Zufriedenheit stellte ich fest, dass keiner mich zu entwaffnen versuchte. Jedenfalls noch nicht.

Ich deutete auf das Messer, das bis zum Anschlag im Schlamm steckte. »Das nehme ich auch.«

Ich bückte mich und hob das Messer auf. Als ich mich wieder aufrichtete, war ich schon in der Drehbewegung. Das KA-BAR-Messer ist ein Tötungsinstrument, das ist seine Hauptfunktion.

Alle anderen Zwecke, für die man es verwenden kann, waren bei seiner Konstruktion

Nebensache. Nicht dass ich einen FBI-Beamten bei der korrekten Ausübung seiner Dienstpflicht töten wollte. Ich benutzte nur das Griffende, um es dem Mann neben mir in den Bauch zu rammen. Sein Kampfanzug war gepanzert, aber der Schlag mit der ganzen Kraft meines hochgerissenen Arms traf ihn direkt durch die Brustplatte in seine inneren Organe. Ihm blieb die Luft weg, ich entriss ihm das Gewehr und richtete es auf den ersten FBI-Mann. Dann schleuderte ich ihm das Gewehr entgegen. Er wehrte es mit dem Lauf seiner eigenen Waffe ab. Ich nutzte den Platz, den er mir durch seine Bewegung gewährt hatte, und landete einen Tritt zwischen seine Beine. Er trug einen Unterleibsschutz, aber das machte keinen Unterschied. Mein Tritt hob ihn eine Handbreit vom Boden. Ich sprang ihm entgegen, als er auf seinem Gesicht landete, und trat ihm mit dem Fuß das Gewehr aus der Hand.

Eineinhalb Sekunden sind keine lange Zeit, ganz gleich bei welcher gewaltsamen Auseinandersetzung. Im Nachhinein ist es immer wieder erstaunlich, wie schnell sich das Blatt wenden kann. Aber es gab immer noch einen dritten FBI-Mann, um den ich mich kümmern musste.

»Jetzt, Bradley!«, schrie ich.

Auf mein Kommando verhielt sich Bradley plötzlich ganz anders als der schwer in Mitleidenschaft gezogene Verletzte, für den ihn alle gehalten hatten. Er schlang seinen Arm um den Mann, der ihn stützte, und schnappte nach dessen Gewehr, so dass es zwischen den beiden eingeklemmt war. Bradley schlug weiter auf den Mann ein, sie gingen beide zu Boden und wälzten sich auf dem glitschigen Untergrund. Ich rannte zu ihnen und riss dem Mann das Gewehr aus der Hand. Dann fuhr ich herum, so dass ich alle drei mit dem ausgestreckten Gewehr in Schach halten konnte.

»Okay, Jungs«, brüllte ich, »der Deal ist immer noch der gleiche. Ihr schafft Bradley hier raus, und ich verfolge Dantalion.«

Der erste FBI-Mann erholte sich bereits von unserem Angriff. »Sie haben FBI-Agenten bei der Ausübung ihres Dienstes angegriffen. Das ist ein Verbrechen im Sinne des Bundesgesetzes, Hunter. Dafür wird man Sie verhaften.«

»Jetzt hören Sie mal mit diesem Scheiß auf«, blaffte ich ihn an. »Wir wissen alle, wie das jetzt hier abläuft. Ich gehe. Und Sie hauen jetzt auch ab. Sie erzählen Kaufman, dass ich geflüchtet bin. Ich verfolge den geisteskranken Killer, den wir alle tot sehen wollen. Wie kann denn das ein verdammtes Verbrechen sein?«

Ich warf das Gewehr zur Seite, holte meine SIG heraus und rannte davon. Keiner von ihnen hob seine Waffe, anscheinend hatten sie eingesehen, dass ich Recht hatte.

Auch ich hatte etwas gesehen. Weit entfernt. Ein verschwommenes, bleiches Gesicht, das in meine Richtung blickte. Eine dunkel gekleidete Gestalt, die über die Felder auf die riesigen Gebäude am Horizont zutrabte.



Die Kugel hatte Dantalions rechte Schulter genau in dem Moment durchschlagen, als er Bradley Jorgenson ins Gesicht schießen wollte. Sie hatte ein großes Stück Fleisch mitgerissen, aber keine wichtigen Organe getroffen, keine Arterie und keinen Knochen. Die Wunde fühlte sich noch taub an, wahrscheinlich würde sie ihn sehr bald mit fürchterlichen Schmerzen quälen, aber er war nicht völlig außer Gefecht. Er konnte immer noch seine Glock halten, er konnte immer noch schießen, und er konnte immer noch seine Mission vollenden.

Der Einschlag der Kugel hatte ihm das Gleichgewicht geraubt, aber das konnte sich noch als Glücksfall entpuppen. So würde er eine weitere Chance bekommen, Jorgenson zu töten. Das nächste Mal würde er sich viel, viel länger dafür Zeit nehmen und ihm zuerst unendliche Schmerzen bereiten.

Der Einschlag der Kugel hatte ihn außerdem kopfüber in den fauligen Graben geworfen und ihn damit gerettet. Wäre er auf den Boden gefallen, hätte Hunter ihn mit allerhöchster Wahrscheinlichkeit getötet. Das trübe Wasser hatte ihm Deckung gewährt, so dass er davonschwimmen konnte. Er hatte einige Meter weiter westlich von der Stelle, an der er ins Wasser gefallen war, wieder auftauchen können, wo ins Wasser hängende Pflanzen ihn vor Hunters Blicken schützten. Dort hatte er Luft holen und die beiden Dinge überprüfen können, die ihm am wichtigsten waren. Die Glock war nass, aber noch funktionstüchtig. Nach seinem letzten Sturz in den Inter-Coastal Waterway hatte er sich die Mühe gemacht, sein Buch in Schutzfolie einzupacken, deswegen war es nur ein wenig feucht, als er es aus der Pilotenmontur fischte. Alles war bestens.

Und dann war Fortuna auch noch auf seiner Seite: Die FBI-Helikopter zwangen Hunter dazu, sich vom Entwässerungsgraben wegzubewegen, und gaben ihm damit die Chance zur Flucht. Als er das Dröhnen der Hubschrauber und das heftige Knallen von Gewehrschüssen hörte, wusste er, dass das FBI Hunter mit ihm verwechselt hatte. Vielleicht würden sie den Bastard umbringen und es ihm damit leichter machen, Bradley ein zweites Mal zu erwischen. Aber auf das Glück allein konnte er sich nicht verlassen. Er musste die Dinge selbst ins Rollen bringen.

Er krabbelte den Graben entlang und fand eine Stelle, an der er herausklettern konnte. Als er auf der Böschung lag, wurde er Zeuge, wie drei bewaffnete Männer sich aus dem Hubschrauber abeilten und wie Hunter sie innerhalb von Sekunden ausschaltete. Sehr beeindruckend. Hunter erwies sich als gefährlicher Gegner. Es war an der Zeit, entschied er, ihn zu erledigen.

Bei einem Blick über seine Schulter schaute er sich noch einmal das Umspannwerk an, zu dem er Bradley hatte bringen wollen. Die Gebäude sahen etwas heruntergekommen aus, als ob sie seit einiger Zeit nicht mehr in Betrieb gewesen wären. Sie waren von einem Maschendrahtzaun umgeben, aber hier und da konnte er Löcher im Zaun ausmachen, durch die über die Jahre immer mal wieder irgendwelche Vandalen eingebrochen waren und auf dem Gelände herumgestöbert hatten. Fenster und Türen eines der näher gelegenen Gebäude waren mit Metallplatten verbarrikadiert, aber er entdeckte auch eine offen stehende Tür, deren Metallplatte jemand herausgerissen hatte.

Beim Aufstehen sah er sich nach hinten um.

Hunter erwiderte seinen Blick. Dantalion nickte in Richtung der Gebäude.

Komm und hol's dir, Arschloch.

Dann marschierte er über die Felder und beachtete dabei kaum die beiden McDonnell-Douglas-Hubschrauber, die in der Nähe kreisten. Sein Bein bereitete ihm Schmerzen. Sein Arm noch nicht, aber das war nur eine Frage der Zeit. Er musste die Gebäude erreichen,

bevor Hunter nahe genug bei ihm war, um zu schießen. Wenn dann Hunter ungedeckt über das freie Feld auf ihn zukam, wäre er ein leichtes Ziel für Dantalions Kugeln.

Ein Hubschrauber kam vom Umspannwerk her angefliegen, sein Rotorgeräusch war wie das Brummen einer wütenden Hornisse. Es war keiner der schwarzen Kampfhubschrauber, sondern der Bell Jet Ranger, der von dem Piloten geflogen worden war, dessen Kleidung er nun trug. Der Hubschrauber kam aus der Sonne, aber er konnte einen einzelnen Mann an Bord ausmachen: einen der FBI-Männer, die in Eunice Jorgensons Haus gewesen waren. Wahrscheinlich das Arschloch, das ihn hatte umlegen sollen.

Dantalion blieb stehen und hob die Glock. Er sah, wie der Hubschrauberpilot die Augen aufriss. Dantalion feuerte. Drei schnelle Schüsse, die ein Zickzackmuster in die Frontscheibe lochten. Hinter dem zersprungenen Glas veränderte das Cockpit seine Farbe, als blutroter Nebel aufstieg. Dann tauchte der Hubschrauber nach unten ab in seine Richtung. Dantalion war gezwungen auszuweichen, als die surrenden Rotorblätter über ihm die Luft zerhackten. Er hetzte nach links und spürte den Schwall verdrängter Luft, der Hubschrauber taumelte krachend zu Boden. Hinter ihm hörte es sich an, als ob die Erde explodierte. Erdbrocken, Staub und Gras regneten auf ihn herab. Darauf folgte das Aufheulen eines überdrehenden Motors, das Bäng!-Bäng!-Bäng! der Rotorblätter, die sich in die Erde fraßen, und das kreischende Gequietsche, als glühende Metallfetzen in die Luft katapultiert wurden.

Er drehte sich um.

Der Bell Jet Ranger war nur noch ein Haufen Altmetall. Öliges schwarzes Rauch stieg von den ausgebrannten Motorteilen auf wie von einem Scheiterhaufen. Die Rotorblätter waren nur noch abgebrochene Stümpfe. Zwar gab der sterbende Helikopter immer noch knirschende Geräusche von sich, aber dann sprangen Funken aus dem überhitzten Motor auf den ausgelaufenen Treibstoff über, und die Maschine explodierte unter gewaltigem Getöse.

Die Erschütterung warf Dantalion flach auf den Boden. Glühende Hitze überflutete ihn, und für einen kurzen Moment fühlte es sich an, als ob ihm das ganze Leben aus dem Körper gesaugt würde. Ein Bild blitzte ihm durch den Kopf: die versteinerten Opfer, die man nach dem Ausbruch des Vesuv in der Asche von Pompeji fand, verkohlte und vertrocknete Leichen, in Fötusstellung zusammengerollt. So musste er auch aussehen, mutmaßte er. Aber dann trieb eine Windbö die Flammen zum Hubschrauberwrack zurück, und er stellte fest, dass – abgesehen von versengten Haaren und der Kehle, die sich anfühlte wie verbrannt – ihm nichts passiert war.

Er lag mit dem Gesicht nach unten und über dem Kopf ausgebreiteten Armen auf dem Boden. Ihm fehlte jegliche Erinnerung daran, dass er diese Haltung eingenommen hatte. Hastig richtete er seinen Oberkörper auf und fragte sich, wie viel Zeit er durch das Abschießen des Hubschraubers und wie viel er dadurch von seinem Vorsprung verloren hatte.

Er stand auf und sah sich nach Hunter um. Der war ihm knapp zweihundert Meter näher gekommen und holte weiter auf. Dann schoben sich die Rauchschwaden des brennenden Hubschraubers zwischen ihn und den heranstürmenden Hunter, und er verlor ihn aus den Augen. Dantalion setzte zu einem ungelenken Trab an, mit der rechten Hand tastete er nach seinem Buch. Das war zwar noch da, aber es dauerte keine Sekunde, bis ihm auffiel, dass er in seiner rechten Hand die Glock hätte halten müssen. Er blieb stehen, drehte sich um und versuchte herauszufinden, wohin die Explosion seine Pistole geschleudert hatte.

Er konnte sie nicht sehen. Rauchende Trümmer lagen überall herum. Heiße Metallteile und Erdbrocken umgaben die Stelle, an der er zu Boden gegangen war.

»Verdamnte Scheiße!«

Hunter durchbrach die Rauchwand, seine hasserfüllten Augen orteten Dantalion wie ein Laser. Er war nicht länger im Vorteil, und das nahegelegene Gebäude bot ihm bestenfalls noch ein Versteck.

Und dazu musste er es erst mal bis dorthin schaffen, bevor Hunter auf Schussweite an ihn herankam.

Dieses Mal war es pures Adrenalin, das seine Flucht beflügelte, alle seine Schmerzen waren vergessen.

Anscheinend hatte mein CIA-Freund Walter Hayes Conrad doch nur beschränkten Einfluss. Er hatte genug Strippen gezogen, um sicherzustellen, dass Kaufman mir erlaubte, bei der Verfolgung dabei zu sein. Aber der Special Agent hatte auch gesagt, dass ich nur so lange freie Hand haben würde, bis seine Männer auftauchten. Offensichtlich hatte er von Anfang an vorgehabt, mich loszuwerden, sobald die Verstärkung eingetroffen war. Ich hatte mich in Kaufman getäuscht. Er war genau so ein Bürokratenarsch wie die meisten anderen in seiner Position. Er war immer noch *der* Leitende Special Agent und hatte nicht vor, mir – einem unberechenbaren Einzelgänger – den Ruhm zu überlassen, einen Profikiller zur Strecke zu bringen, der seinen Kameraden getötet hatte.

Es zeugte ja schließlich auch nicht von gutem Ton, dass ich Kaufmans Männer so bedingungslos kampfunfähig gemacht hatte. Wahrscheinlich hatte ich mich damit nirgendwo besonders beliebt gemacht. Das Einzige, was man zu meiner Verteidigung vorbringen konnte, war, dass ich keinen von ihnen ernsthaft verletzt hatte. Ich konnte mir gut vorstellen, dass Walter einigen Leuten in den Arsch kriechen musste, ehe das hier endgültig ausgestanden war. Vielleicht würde ich das ebenfalls tun müssen. Aber darüber konnte ich mir jetzt keine Gedanken machen. Ich hatte Dantalion im Visier.

Der bleichgesichtige Killer hatte einen guten Vorsprung vor mir. Ich sprang über den Entwässerungsgraben und rannte hinter ihm her. Ich hätte ihn mit dem Gewehr erwischen können, aber irgendwas hatte mich veranlasst, das Sturmgewehr des FBI-Agenten zur Seite zu werfen und mich auf meine getreue SIG zu verlassen. Es war zu einer sehr persönlichen Angelegenheit zwischen uns geworden, und ich wäre nur zu glücklich gewesen, würde ich dem Bastard ins Gesicht blicken können, wenn ich ihn tötete. Wenn ich meine SIG benutzte, würde ich dabei das Weiße in seinen Augen sehen können.

Es war nicht schwer sich auszurechnen, welches Ziel er ansteuerte: einen mit Maschendraht eingezäunten Gebäudekomplex. Ich nahm an, er wollte dort Deckung suchen und mich von dort aus erschießen, während ich mich ungeschützt auf dem freien Feld befand. Also rannte ich schneller, um ihm diese Möglichkeit zu nehmen.

Dann tauchte ein Hubschrauber hinter den Gebäuden auf.

Ich erkannte ihn als den Bell Jet Ranger, in dem ich hierher mitgeflogen war, und dann verstand ich, dass auch Special Agent Kaufman vorhatte, sich bei seinen Vorgesetzten ins rechte Licht zu rücken. Dann folgten Schüsse aus einer Automatik, und ich wurde fast umgeworfen, als der Hubschrauber wie eine Supernova explodierte.

Kaufman brauchte sich keine Gedanken mehr darüber zu machen, unangenehme Fragen beantworten zu müssen.

Die Luft war angefüllt vom Gestank des Flugzeugbenzins, das sich wie warmer Sirup auf meine Haut legte. Rauchwolken stiegen auf und nahmen mir die Sicht, aber ich registrierte eine Bewegung, als Dantalion wieder auf die Beine kam. Er rannte los, aber es konnte nicht nur die Tatsache sein, dass ich ihm immer näher auf die Pelle rückte, die ihm Flügel verlieh. Das Arschloch war unbewaffnet. Und er rannte aus purer Angst.

Die Donner des Gerichts und des Zornes sind gezählt, du Spinner!

Ich rannte ihm hinterher. Hob die SIG und gab eine schnelle Salve ab.

Im Gegensatz zu einer weit verbreiteten Annahme kann nicht einmal ein gut ausgebildeter Schütze wie ich sein Ziel im Laufen treffen. Handfeuerwaffen sind ziemlich ungeeignet dafür, Menschen zu töten, wenn man sich nicht sehr nahe an einem unbeweglichen Ziel befindet. Aber

das war schon in Ordnung. Ich wollte ihn ja nur auf Trab halten und seine Angst schüren. Meine Kugeln gönnten ihm keine Ruhepause, und als er sich zu mir umdrehte, spiegelte sich das nackte Entsetzen in seiner verzerrten Fratze.

Dantalion erreichte den Zaun und stürzte sich auf eine Lücke im Maschendraht. Seine Kleidung verfring sich, er zerrte verzweifelt am Draht, um sich zu befreien. Währenddessen holte ich immer mehr auf und feuerte weiter. Funken flogen, wo meine Kugeln den Draht durchschlugen.

Etwa fünfzig Meter lagen noch zwischen uns, und mit jedem meiner Schritte verkürzte sich die Distanz. Genau wie – das redete ich mir ein – die Zeit, die Dantalion noch auf Erden weilte.

Das Telefon in meiner Tasche vibrierte.

Ohne anzuhalten zog ich es heraus.

Es gab nur eine Person, die am Apparat sein konnte.

»Rink?«

»Ich habe dein Signal verloren, mein Freund. Ich dachte, ich schau mal nach, ob du noch lebst.« Über meinem Kopf befand sich ein Gewirr aus Hochspannungsleitungen. Die Gebäude wirkten verwahrlost, aber ich konnte das leise Sirren der Stromleitungen hören, spürte, wie sich die Härchen in meinem Nacken aufstellten. Die Leitungen führten immer noch Strom, wir hatten Glück, dass die Telefonverbindung überhaupt zustande kam.

»Ich lebe noch«, ächzte ich im Rennen. »Wo bist du?«

»Kann nicht weit weg von dir sein. Ich sehe die Geier am Himmel, und wenn ich mich nicht allzu sehr täusche, dann suchen sie nach den Überresten eines großen Barbecues.«

Bei einem hastigen Blick über meine Schulter sah ich Rinks Geier. Die zwei »Little Birds« umkreisten das Wrack des Bell Jet Ranger. Das Barbecue war Kaufmans Scheiterhaufen.

»Dann folge ihnen einfach«, erklärte ich ihm. »Du bist nicht allzu weit weg. Die Jungs vom FBI versuchen sich jetzt als Arschlöcher aufzuspielen. Kannst du sie mir vom Leib halten, damit ich Dantalion fertigmachen kann?«

»Ich werde mein Bestes tun.«

»Ich hätte dich gerne bei mir gehabt, Rink, aber ich kann nicht länger warten. Gleich geht es hier los.«

»Leg das verdammte Arschloch einfach um, damit ich wieder zu meiner Mutter zurückkann.« Die Verbindung brach ab.

Ich stopfte das Telefon wieder in meine Tasche, dann schwang ich mich durch das Loch im Zaun, durch das auch Dantalion gekrochen war. Eine Metalltür in dem großen Gebäude direkt vor mir stand offen. Dantalion musste sich dort in die Dunkelheit geflüchtet haben.

Ich war mir ziemlich sicher, dass er seine Pistole verloren hatte. Aber ich wäre nicht ganz bei Verstand gewesen, wenn ich einfach ins Gebäude gestolpert wäre, um mich dann von ihm ausknocken zu lassen, falls er hinter der Tür auf mich lauerte. Ich lief langsamer. Aus dem Augenwinkel nahm ich einen der Kampfhubschrauber wahr, der auf mich zuhielt. Vielleicht gaben sie mir die Schuld am Tod ihres Anführers. Vielleicht wollten sie mich erschießen. Ich glaubte es aber nicht. Ich winkte dem Piloten zu und dirigierte ihn über das Gebäude hinweg, damit er die Ausgänge auf der anderen Seite überwachen konnte. Der Hubschrauber musste den Hochspannungsleitungen über dem Gelände ausweichen, aber es sah danach aus, als ob sie sich an meine Hinweise hielten. Der andere Hubschrauber flog davon; er hatte Bradley an Bord.

Marianne Dean war in Sicherheit. Und nun würde Bradley es auch bald sein. Ich wollte nur noch eins: sicherstellen, dass Dantalion keinen der beiden jemals wieder bedrohen würde.

Ich drückte mich gegen die Wand neben der offenen Tür und zog mein KA-BAR. Dantalion konnte sich überall versteckt haben, und das Messer wäre eine bessere Waffe als meine Pistole, wenn ich im Dunkeln mit ihm zusammenprallte. Ich steckte die SIG hinten in meinen Hosenbund und schlich mich in das Gebäude.

Als Erstes entfernte ich mich aus dem Lichtstrahl, der durch die offene Tür fiel. Ich entschied mich für den Weg nach links und bewegte mich geräuschlos durch die Dunkelheit. Dann blieb ich stehen. Ich hielt den Atem an und schloss meine Augen. Selbst in einem rabenschwarzen Raum können einem die Augen einen Streich spielen. Man sieht eine Bewegung in der Dunkelheit, wo eigentlich gar keine ist, man springt auf Bilder an, die das Hirn heraufbeschwört, weil es mit dem plötzlichen Sichtverlust zurechtzukommen versucht. Weitaus besser ist es da, sich auf seine restlichen Sinne zu verlassen und den einen auszublenden, der unter mangelndem Input leidet. Die Augen zu schließen ist für uns ein natürlicher Vorgang, deshalb zeigt das Hirn keine Abwehrreaktion, stattdessen sorgt es dafür, dass Hörvermögen, Geruchs- und Tastsinn verstärkt werden. Außerdem bin ich felsenfest davon überzeugt, dass es einen sechsten Sinn gibt, eine übersinnliche Wahrnehmung, die vor Gefahren warnt. Vielleicht liegt es einfach daran, dass sämtliche Sinne in völligem Einklang arbeiten, vielleicht ist es ein paranormales Phänomen, aber es gibt so etwas. Ich stellte mich auf die Dunkelheit ein, lauschte, roch, schmeckte die Luft. Eine kühle, aber beständige Brise wehte von irgendwoher aus dem Gebäude. Sie umspielte mein Gesicht, aber es gab keine Verwirbelungen – nichts, was darauf hindeutete, dass sich in der Nähe ein menschliches Wesen bewegte und den Luftstrom dadurch beeinflusste.

Überzeugt davon, dass Dantalion sich nicht in meiner unmittelbaren Nähe befand, wagte ich mich tiefer in die Dunkelheit. Nach zehn Schritten blieb ich wieder stehen. Der Luftstrom blieb konstant, aber etwas reizte meinen Geruchssinn. Ich merkte, dass ich Blut riechen konnte. Es war nur ein Hauch des strengen kupferartigen Geruchs, aber er war da. Ich schob mich weiter vor, der Geruch wurde stärker.

Ich bin kein Bluthund, es war also nicht so, dass ich den Killer mit meiner Nase erschnüffeln konnte, aber ich war mir ziemlich sicher, dass ich mich in seine Richtung vorarbeitete. Eine Veränderung in der Luftströmung sagte mir, dass sich vor mir etwas getan hatte. Dantalion hatte lautlos eine weitere Tür geöffnet und Zuflucht in einem Vorraum gesucht.

Jetzt drang der Geruch nach verrosteten Maschinenteilen gemischt mit einem Hauch von Ozon an meine Nase. Irgendwo in der Nähe nahm ich elektrostatisches Brummen wahr. Ich versuchte alle diese Wahrnehmungen auszublenden, aber es nutzte nichts. Ich öffnete die Augen. Mein Sehvermögen hatte sich inzwischen auf die Dunkelheit eingestellt, so dass ich in der Lage war, die Umrisse der Maschinen links und rechts von mir zu erkennen. Wie amorphe Kreaturen wachten sie still über mein Vordringen in das Gebäude. Vor mir erkannte ich einen dunkleren Schatten. Ich schob mich vorsichtig darauf zu, das KA-BAR-Messer eng an meinen Körper gepresst, damit Dantalion es mir nicht aus der Hand schlagen konnte. Mit dem Stiefel ertastete ich eine Erhöhung im Boden und stellte fest, dass ich vor einer Betontreppe stand. Kiesel knirschten unter meinen Sohlen, als ich hinaufstieg. Ich hielt inne. Lauschte, ob meine Bewegungen irgendeine Reaktion provozierten.

Nichts zu hören, ich ging weiter.

Die Treppe führte mich zu der Tür, von der ich annahm, dass Dantalion durch sie den Raum verlassen hatte. Ich tastete mit meiner freien Hand nach ihr, hielt das KA-BAR in der anderen bereit, presste meine Finger in den schmalen Schlitz zwischen Türblatt und Rahmen und öffnete mit vorsichtigem Druck die Tür. Sie schwang leise auf, und ich betrat den Raum dahinter. Ich befand mich in einem engen Durchgang, einer Art Korridor, der tiefer ins Innere des Gebäudes hineinführte. Ich lauschte nach irgendeinem Hinweis, dass Dantalion mich dort erwartete. Nichts.

Die Luft war stickig, als ob sie zu lange in diesem Korridor eingesperrt gewesen wäre. Staub legte sich auf meine Lippen, extrem feiner Staub, aber für meine geschärften Sinne dennoch bemerkbar. Jemand hatte sich unmittelbar vorher hier durchbewegt und die Staubpartikel aufgewirbelt, die sich gerade erst wieder setzten. Ich ging weiter.

Nach etwa zwanzig Metern kam ich zu einer hölzernen Tür. Ich berührte sie mit den Fingerspitzen und spürte etwas Klebriges. Dantalions Blut. Offensichtlich hatte er mit seinem verletzten Arm die Tür gestreift. Ich lächelte vor mich hin. Dann fuhr ich schnell auf dem Absatz herum und riss das KA-BAR hoch.

Es war ein alter Trick. Einer, den ich auf jeden Fall schon kannte. Eine falsche Fährte führt den Jäger in die Irre, während der Verfolgte kehrtmacht und wartet, bis der Jäger ihn überholt, um ihm dann in den Rücken zu fallen.

Dantalion war nicht annähernd so clever, wie er dachte.

Als er aus einem Durchgang rechts von mir herausstürzte, war ich schon bereit.

Er warf sich mir entgegen und schlug dorthin, wo er mein Genick zu treffen glaubte. Aber ich hatte mich zu ihm hingedreht, er lief direkt in mein KA-BAR. Fünfzehn Zentimeter rasiermesserscharfer Stahl bohrten sich bis zum Heft in seinen Leib.

Ich riss und drehte das Messer hin und her, selbst als er mit beiden Händen auf mich einschlug. Seine Treffer konnten mir nichts anhaben, aber ich spürte, wie er mich mit einem seiner scharfen Fingernägel ritzte. Er sank über der Klinge zusammen, ich packte ihn am Hals und drückte fest zu, damit mir sein fauliger Atem nicht länger ins Gesicht schlug.

»Stirb, du Freak!«

Er konnte nicht antworten. Weil ich seine Luftröhre in meiner Faust zusammenquetschte. Aber ich hätte schwören können, dass seine Zuckungen vom Lachen kamen. Was war denn so verdammt lustig daran?

Ich spürte eine seltsame Benommenheit im Kopf.

Und da wusste ich es.

Es war kein Fingernagel gewesen. Es war eine Nadel. Eine verdamnte Injektionsnadel!

Und dann war es an mir zusammenzusacken.

Er lauerte in der Dunkelheit.

Dass er zweimal gestolpert war, als er hier in dem lichtlosen Raum Unterschlupf suchte, schob er auf die Plumpheit der menschlichen Hülle, die sein Geist bewohnte. Es war Jean-Paul St. Pierre, der gestrauchelt war, nicht der große Dantalion.

Ihm fiel auf, dass das Rasen seines Herzens und die Endorphine, die durch seinen Blutkreislauf strömten, den größten Teil seiner Schmerzen unterdrückten und dass er, wäre das hier erst einmal ausgestanden, wohl tagelang darniederliegen würde, ohne funktionieren zu können, und darauf warten musste, dass sein Körper sich selbst heilte. Durch all seine schmerzhaften Verletzungen wurde ihm klar, dass er so lange die Leiden *normaler* Menschen durchmachen musste, bis sein Buch richtiggestellt war. Er ging davon aus, dass es bis dahin nicht mehr lange dauern würde, glaubte nicht, dass er noch lange in dieser schwachen sterblichen Hülle weiterleben musste. Im Unterbewusstsein hatte er die ganze Zeit daran gearbeitet, Formeln berechnet, die Numerologie auf all jene, die er getötet hatte, angewendet und war zu einem Schluss gekommen. Durch den Abschuss des Helikopters hatte er seine Zahlensumme vervielfacht. Er musste nur noch Hunter umbringen, dann hätte er mit dem ursprünglichen Dantalion gleichgezogen. Alle seine weltlichen Probleme würden hinter ihm liegen.

Dantalion hatte keine Angst mehr vor Hunter. Er vertraute auf seine Fähigkeiten. Er war ein professioneller Killer. Er war ein Engel, und selbst jemand, der sein Fach so gut beherrschte wie Hunter, war einem göttlichen Wesen nicht gewachsen. Er würde ihn zerstören.

Hunter hatte eine Pistole, aber das kümmerte ihn nicht. Man konnte einen Menschen auch auf andere Art und Weise töten als mit Kugeln. Mit Arglist und Täuschung konnte man selbst den mächtigsten Feind bezwingen.

Ich bin besser als Hunter, dachte er. Ich habe ihn bis jetzt jedes Mal geschlagen. Hunter hat mich mehrmals getroffen, aber seine Kugeln haben mich nicht töten können. Warum sollte es diese Mal anders sein?

Die Spritze mit dem Amobarbital, mit dem er sich schon Bradley Jorgenson zu Willen gemacht hatte, würde Hunter ins Land der Träume schicken. Und dann wäre es ganz einfach, ihm die Waffe abzunehmen und ihm damit ein paar Belüftungslöcher ins Hirn zu schießen.

Beim Gedanken daran umspielte ein Lächeln seine Lippen. Er schoss gerne Leuten in den Kopf, das hatte so etwas Endgültiges an sich.

Deshalb hatte er auch seine Mutter auf diese Art getötet.

Sie hatte bei seinem Vater sein wollen. Also hatte er ihr diesen Wunsch erfüllt. Eine einzelne Kugel hatte ihre Wirbelsäule an der Verbindung zum Gehirn durchtrennt. Sie war auf der Stelle tot.

Er hätte nicht weiter auf sie schießen müssen, so lange, bis er keine Kugeln mehr übrig hatte, aber mittlerweile wusste er, dass er das aus Mangel an Erfahrung getan hatte. Und aus Liebe. Er wollte nicht feststellen müssen, dass er nicht richtig getroffen hatte und dass seine Mutter den Rest ihres Lebens als Krüppel verbringen musste. Also ging er auf Nummer sicher. Es gab kein Zurück, das hatte er sich geschworen, er würde nicht von ihrer Seite weichen. So wie er nicht von Hunter ablassen würde, bis er sicher sein konnte, dass er tot war.

»Jetzt«, sagte er sich. »Tu es jetzt.«

Er griff an. Stach mit der Nadel zu.

Er spürte, wie Hunter ihm die Hand fest in den Bauch rammte, aber das konnte ihn nicht abhalten.

»Stirb, du Freak!«

Dantalion war sich nicht sicher, wer diese Worte ausgesprochen hatte. Ob es Hunter war oder vielleicht er selbst, er konnte es nicht sagen.

Hunters Hand grub sich in seinen Bauch, Dantalion spürte es bis in sein Innerstes. Dann glühte ein brennender Schmerz auf, und erst jetzt wurde ihm klar, dass der Mann ihn nicht nur geschlagen hatte: Er hatte ihm ein Messer in den Leib gerammt.

Also war es Hunter, der gesprochen hatte?

Gönnen wir ihm diesen kleinen Moment des Triumphs, dachte er. Soll er denken, dass er gewonnen hat.

Dantalion lächelte. Er spürte, wie der Mann zusammenklappte, und wusste, dass die Droge zu wirken begann. Und sein Buch hatte ihm das Leben gerettet. Hunters Messer hatte das Buch durchstoßen, sich durch den Einband und die Seiten gebohrt, war auf der anderen Seite des Umschlags wieder herausgekommen, war aber kaum mehr als zwei Zentimeter in sein Fleisch eingedrungen und hatte deshalb keine inneren Organe verletzt. Er war es nicht, der sterben würde.

Die Finger um seine Luftröhre lockerten sich, Dantalion saugte Luft in sich hinein. Hunter lag auf seiner Schulter, als ob er sich abstützen wollte. Dantalion trat einen Schritt zurück, und der Mann sank auf die Knie. Die Finger hatte er immer noch um den Messergriff geklammert, aber er hatte keine Kraft mehr, die Waffe einzusetzen. Dantalion griff nach unten und bog jeden Finger einzeln vom Griff des Messers.

Hunter ächzte.

Dantalion schnaubte und kickte den Mann nach hinten um. Hunter stürzte gegen die Tür, an der Dantalions Blut klebte, und riss sie im Fallen auf. Dahinter befand sich ein Raum, der viel heller erleuchtet war als die dunklen Gänge, die sie bereits durchquert hatten. Eine erhöhte Plattform, die nach hinten abfiel, machte den ersten Teil des Raums aus. Das Licht kam von unten.

Dantalion betrachtete das Messer, das aus seinem Körper ragte, gehalten von der Einstichwunde und dem Buch, das in seiner Kleidung steckte. Dantalion zog am Griff und zuckte schmerz erfüllt zusammen, als er spürte, wie das Messer sich aus der Umklammerung des Fleisches löste. Warmes Blut lief über seinen Bauch und sammelte sich in seiner Leistengegend.

Er war nicht übermäßig beunruhigt. Wenn er erst einmal Hunter fertiggemacht hatte, würde die Wunde wieder heilen, und er würde sich in das höhere Wesen verwandeln, so wie er es schon immer als seine Berufung angesehen hatte.

Er holte sein Buch hervor und zerrte das Messer heraus.

Ein KA-BAR-Militärmesser, bemerkte er. Eine Waffe, um Menschen zu töten – aber gegen Engel war sie wirkungslos.

Hunter hatte versucht sich zu erheben und sich dabei auf die Seite gewälzt. Dantalion bemerkte seinen verwirrten Gesichtsausdruck. Es tat ihm leid, dass Hunter nicht ganz bei Sinnen war. Er wollte, dass er mit vollem Bewusstsein erlebte, wie er von seiner eigenen Waffe getötet wurde. Hunter schaffte es, sich auf Hände und Knie aufzustützen.

Dantalion stellte sich neben ihn und hob das KA-BAR.

Dann sah er die Pistole, die im Hosensack von Hunters Jeans steckte.

Die Donner des Gerichts und des Zornes sind gezählt.

Es hatte immer etwas mit Zahlen zu tun.

Er konnte ihm die Wahl anbieten.

»Eins: Messer?«, fragte er. Dann nahm er die SIG Sauer an sich. »Zwei: Pistole? Was darf's denn sein, Hunter? Wie soll ich Sie töten?«

Einer der obskureren Teile meiner Ausbildung hatte darin bestanden, zu lernen, wie man Folterungen erträgt. Ich habe die ganze Skala der Methoden durchgemacht, die diejenigen anwenden, die es als notwendig erachten, feindlichen Soldaten ihre Informationen zu entlocken. Schlafentzug, Psychospielchen, Schläge, körperliche Schmerzen und Erniedrigung: Als Mitglied der Special Forces musste ich alles ertragen und überwinden können. Als ich zur Einheit unter der Leitung der geheimnisvollen Männer eingezogen wurde, die unter dem Namen Arrowsake bekannt werden sollten, wurde ich mit weiteren Methoden konfrontiert. Unter der Genfer Konvention war Folter verboten. Aber die Leute, die ich bekämpfte, scherten sich einen Scheißdreck um Konventionen. Deshalb war es notwendig, dass ich auch jenen Methoden ausgesetzt wurde, die manche Regierungen und Terroristengruppen ungestraft einsetzen. Als die Injektionsnadel in mich eindrang und ich das Rauschen in meinem Schädel spürte, wusste ich sofort, welche Droge da durch meinen Blutkreislauf zirkulierte. Ihre Wirkung hatte ich bereits öfter zu spüren bekommen. Amobarbital – Wahrheitsserum, wie es manchmal auch genannt wird. Es ist ein Hemmstoff, der das Abwehrvermögen herabsenkt. Man fühlt sich wie betrunken. Aber in der niedrigen Dosis, die mir Dantalion eingespritzt hatte, würde es mich nicht umbringen. Ich würde nicht einmal davon einschlafen.

Allerdings würde es mir das Orientierungsvermögen rauben, mir meine Kräfte nehmen und es mir schwermachen, mich zu wehren. Aber ich wusste, dass ich die Wirkungen überwinden konnte. Wenn ich nur genug Zeit dazu hätte.

Dantalion kickte mich zu Boden.

Er wusste es nicht, aber der Schmerz arbeitete für mich. Er löste ein wenig den lähmenden Nebel in meinem Hirn. Ich rollte mich auf die Seite und sah nach Dantalion.

Meine Augäpfel drehten sich in meinem Schädel, ich sah seine Umrisse dreifach vor mir, dann verschwamm mir die Sicht.

Ziele auf den in der Mitte, sagte ich mir. Das kam mir selbst schon lustig vor, obwohl ich wusste, dass er auf mich zukam, um mich zu töten.

Ich rollte mich auf meine Hände und Knie. Übelkeit brandete durch mich wie eine Woge, beinahe hätte ich mich übergeben. Das Herz in meiner Brust fühlte sich an wie ein gigantischer Blasebalg, wie ein Turbolader, der unablässig Blut durch meine Adern pumpte. Schwärze nagte am Rand meines Bewusstseins. Ich schüttelte mich. Du brauchst einen klaren Kopf, du brauchst einen klaren Kopf, skandierte ich vor mich hin. Bekämpfe die Droge, schieb sie zur Seite.

»Eins: Messer?«, hörte ich.

Ich wusste überhaupt nicht, was er damit meinte.

»Zwei: Pistole?«

Seine Finger zerrten an meinem Rücken herum, da wurde mir mein Fehler bewusst. Ich hatte ihn meine SIG sehen lassen.

Ich hatte nicht die Kraft zu verhindern, dass er sie mir abnahm. Ich hatte kaum die Kraft, mich auf meinen angewinkelten Unterarmen abzustützen.

»Was darf's denn sein, Hunter?«

Ich atmete tief ein, hielt die Luft an und baute Druck in meinem Kopf auf, um die zuckenden Schatten zu verdrängen.

»Wie soll ich Sie töten?«

»Durch Langeweile«, antwortete ich ihm.

Dann trat ich zu. Auf mein Knie aufgestützt, rammte ich ihm den Absatz gegen das Schienbein.

Dantalion schrie auf vor Schmerzen – was mehr für meinen klaren Kopf tat als alle anderen Versuche vorher.

Ich drückte mich hoch und kam auf die Füße. In mir drehte sich alles, es fühlte sich an, als sei ich an Deck eines Schiffs im schlimmsten Sturm des Jahrhunderts. Aber ich ließ nicht nach. Ich schlug ihm meine Handkante zwischen die Beine, schnappte mir alles, was ich finden konnte, und drückte mit aller Kraft zu.

Sein Schmerz entlud sich in einem schrillen Gewimmer. Ah-ah-ah-ah-ah, er hörte sich an, als müsste er niesen. Um ihn davon abzulenken, verpasste ich ihm mit meiner Stirn einen Kopfstoß ins Gesicht.

Das war nicht gerade die klügste Idee. Der Aufeinanderprall von Knochen auf Knochen löste einen Tsunami in meinem Kopf aus. Benommen torkelten wir beide zur Seite.

Ich griff nach meiner Pistole. Sie war nicht mehr da.

Dantalion hatte beide meine Waffen.

Dagegen musste ich etwas tun.

Aber in dem Moment, in dem ich mich auf ihn warf, riss er meine SIG hoch und feuerte.

Es war eher Glück als Geschicklichkeit, dass ich mich wegduckte und die Kugel unter meiner linken Achselhöhle durchging. Ich holte zu einem weiten rechten Haken aus und trieb ihm meine Faust in die Rippen. Die Wucht ließ Dantalion rückwärts taumeln, aber er riss den linken Arm hoch, und das Messer zerschnitt mir die Jacke. Er stolperte von mir weg, ich folgte ihm, schlug mit meiner durchgestreckten Handkante auf seine Schusshand ein. Ich traf ihn an seinem Unterarm und lähmte seinen Speichennerv, reflexartig öffnete er die Hand. Die SIG polterte zu Boden. Sie war für uns beide außer Reichweite. Wollte ich mich darauf stürzen, musste ich mich umdrehen – geradezu eine Einladung, mir das Messer in den Rücken zu rammen. Lieber schlug ich ihm ins Gesicht.

Da ich immer noch unter dem Einfluss der Droge stand, war mein Schlag weder kraftvoll noch präzise. Ich schlug ihn nicht k. o., aber immerhin plättete ich ihm die Nase. Blut schoss heraus und strömte über seine Oberlippe in den Mund. Er atmete schwer, Blut spritzte auf meine Kleidung.

Er stach mit dem Messer nach mir, ich schnappte nach seinem Arm. Mit beiden Händen umklammerte ich sein Handgelenk, wirbelte ihn herum und presste mich an ihn. Seine Füße blieben an meinem ausgestreckten Bein hängen. Es war kein fachmännischer Judowurf, aber es genügte, um ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen und zu Boden zu schicken. Ich fiel auf ihn drauf, löste eine Hand von seinem Handgelenk und ramnte ihm meine zusammengekrallten Finger ins Auge.

Dantalion warf mich ab, ich hatte nicht die Kraft, mich auf ihm zu halten. Wir rollten uns beide aus der Kampfzone. Dann ging es darum, wer als Erster wieder auf den Beinen war. Dantalion gewann und kam auf mich zu. Er trat mir in die Rippen. Ich spürte, wie es knackte, wie der sengende Schmerz in meinem Körper aufbrandete. Er trat noch einmal zu, aber dieses Mal gelang es mir, den Arm um seinen Fuß zu legen und sein Bein hoch in die Luft zu reißen. Er fiel nach hinten um und stürzte bis fast an den Rand der erhöhten Plattform. Dann rollte er sich wieder auf mich zu, ich sah mein eigenes Messer in seiner Hand aufblitzen.

Es gab nur eine Möglichkeit für mich. Meine SIG lag nicht einmal zwei Meter von Dantalion entfernt auf der Plattform. Wir schauten uns kaum einen Herzschlag lang an, dann stürzten wir uns beide auf die Pistole. Dantalion erreichte sie zuerst. Noch während er nach der SIG schnappte, zerhackte er mit dem Messer die Luft vor meiner Kehle.

Aber ich hatte nie vorgehabt, mich direkt auf die Waffe zu stürzen, ich wollte den Bastard nur in eine Position zwingen, in der ich ihn fertigmachen konnte. Mit beiden Füßen voraus sprang ich auf ihn. Er feuerte, aber er hatte die Pistole nicht weit genug anheben können, der Schuss ging

meilenweit vorbei. Meine beiden Stiefel bohrten sich in seine Brust. Ich knallte am Rand der Plattform auf, meine Hüfte und meine rechte Schulter mussten die Hauptlast des Aufpralls einstecken. Das nahm mir die Luft, aber nicht annähernd so, wie mein Dropkick sie Dantalion geraubt hatte. Er wurde nach hinten umgeworfen, fiel über den Rand der Plattform und verschwand mit Armen und Beinen in der Luft rudern in der Tiefe. Ich hörte noch, wie er dumpf aufschlug, aber dann herrschte Ruhe. Unter Schmerzen kroch ich zum Rand der Plattform. Er lag an einem hell erleuchteten Fleck etwa drei Meter unterhalb von mir und wand sich am Boden, als ob der Sturz sein Rückgrat zerschmettert hätte.

Ich nahm meine Umgebung in Augenschein.

Ich befand mich in einem großen Raum, der einmal als Verladeplatz gedient hatte. Ein großes Rolltor nahm fast die gesamte Stirnwand ein. Durch das nicht vollständig heruntergezogene Tor knallte die grelle Sonne Floridas hinein. Links sah ich eine Metalltreppe, die von der Ladeplattform, auf der ich kniete, nach unten führte. Ein Geländer würde mir beim Weg nach unten die nötige Sicherheit verleihen.

Und dort nach unten wollte ich unbedingt.

Dantalion war verletzt, aber er war noch nicht tot.

Ich richtete mich auf. Erneut hatte ich mit der Wirkung der Droge in meinem Körper zu kämpfen. Die Treppe war eine echte Herausforderung, aber ich hielt mich beim Abstieg am Geländer fest, meine Stiefel klackerten auf den Metallstufen. Unten angekommen, stellte ich mich vor Dantalion.

Anscheinend war seine Wirbelsäule doch nicht gebrochen. Er war auf allen vieren und dabei, sich zu erheben. Er schwang seinen Kopf hoch und suchte mit einem grimmigen Lächeln meinen Blick.

»Ich kann nicht sterben.«

»Wollen wir wetten?«, fragte ich, als ich näher kam.

»Ja«, sagte er. Und hob meine SIG.

Plötzlich waren überall Krach und Bewegung um uns herum. Das Licht wurde noch greller, als das Rolltor hochgedrückt wurde und schwarz gekleidete Männer hereinströmten. Laserzielgeräte schickten rote Lichtfinger durch den Raum. Männer brüllten Befehle.

Ich ging weiter auf Dantalion zu, und er stand auf, um mir zu begegnen.

Die Pistole war auf mein Gesicht gerichtet, aber ich ging immer weiter.

Dantalion wartete. Beide Hände um meine Pistole geschlungen, schwankte er mit weit gespreizten Beinen auf der Stelle. An einer Art Kette schleifte er ein Buch hinter sich her.

»Keine Bewegung!«, schrie jemand.

Keiner von uns beiden achtete darauf.

Dantalion drehte sich zu den FBI-Sturmtruppen, die in den Raum ausschwärmten, und feuerte. Der Schuss ging über ihre Köpfe hinweg, aber er zwang sie dazu, in Deckung zu gehen. Dann drehte er sich wieder zu mir um, mit einem Lächeln auf den Lippen.

Ein FBI-Mann hob sein Gewehr, und ein roter Punkt blühte auf Dantalions Brust auf.

»Lassen Sie Ihre Waffe fallen, oder ich schieße!«, brüllte der FBI-Agent.

»Nein, das wirst du nicht, Arschloch«, rief eine wohlbekannte Stimme. Ich hörte, wie eine Pumpgun durchgeladen wurde. Der Laserpunkt bewegte sich weg von Dantalion.

Ich musste nicht hinsehen, um zu wissen, dass Rink gekommen war.

Auch Dantalion wusste das. »Dafür, dass Sie mich von der Brücke gerammt haben, ist noch was fällig, Rink«, sagte er. »Bleiben Sie noch ein bisschen, dann werde ich Sie auch noch töten.«

Rink lachte.

»Er gehört ganz dir, Hunter«, rief mein Freund.

Ich rannte auf Dantalion zu.

Dantalion zerrte am Abzug.

Nur das leere »Klick« eines Schlagbolzens, der auf eine ebenso leere Patronenkammer trifft. Vor meinem geistigen Auge sah ich eine unschuldige ältere Dame, die tot auf ihrem Tisch lag. Ich dachte an den schwerverletzten Bradley. Und mit dem Gedanken an Marianne Dean – daran, was diese Bestie mit ihr anstellen wollte – stürzte ich mich mit der Schulter voraus auf ihn, umschlang seine Knie mit beiden Armen, hob ihn an und warf ihn gleichzeitig nach hinten um. Er krachte auf den Rücken, ich lag auf ihm. Die SIG flog ihm aus der Hand. Ich rammte ihm meinen Ellenbogen in die Brust, hielt ihn am Boden und krabbelte rittlings auf ihn. Seine Arme konnte er noch bewegen, er zerkratzte mir das Gesicht mit seinen fürchterlichen Fingernägeln, aber das nutzte ihm nichts. Ich trieb ihm die Faust ins Gesicht, einmal, zweimal, dreimal. Sein Gesicht war blutbefleckt, und seine blassen Augen starrten mich durch zuschwellende Augenlider an. Sein Mund öffnete sich zu einem Grinsen, ich sah seine stoßzahnartigen Beißer. »Sie verschwenden Ihre Zeit, Hunter. Ich kann nicht sterben. Aber Sie.«

Aus dem Augenwinkel nahm ich eine verschwommene Bewegung wahr. Männer brüllten, aber noch lauter hörte ich Rinks Warnung. Die Droge hatte mein Hirn nicht so stark benebelt, dass meine Reflexe nicht mehr funktionierten.

Mit der Linken fing ich Dantalions rechtes Handgelenk ab. Er stemmte sich weiter dagegen, und er war überraschend kräftig. Die Klinge presste sich in das Fleisch unterhalb meiner Rippen. Ich spürte den kalten Stahl, aber das machte mich nur noch entschlossener. Mit all meiner Kraft drückte ich zu und spürte, wie seine Knochen knirschten. Der blassgesichtige Bastard musste irgendwelche Probleme mit seinen Knochen haben, denn ich hörte sie krachen wie morsche Äste. Dantalion schrie. Das Messer fiel ihm aus der tauben Hand.

»Sie können nicht sterben, was? Das wollen wir doch mal sehen.«

Ich schnappte nach dem Buch, das wie ein unnatürliches Anhängsel zwischen seinen Beinen hing. Es war durch eine silberne Kette mit ihm verbunden, und ich riss es an mich. Die Schmerzen in seinem Arm hatten ihn kurz außer Gefecht gesetzt, aber als er sah, dass ich sein Buch in Händen hielt, nahm er seine letzte Kraft zusammen. Er warf sich hoch und grapschte mit beiden Händen nach dem Buch.

»Geben Sie es zurück!«

Ich klemmte ihm meine Absätze in die Nieren und ritt ihn wie ein Rodeopferd. Dann klatschte ich ihm das Buch gegen den Kopf und presste sein Gesicht auf den Boden. Er wand sich unter mir, Spucketrophen spritzten ihm aus dem Mund, als er mich verfluchte. Mit seinen Händen wollte er schon wieder mein Gesicht zerkratzen, deshalb griff ich mir sein gebrochenes Handgelenk und drückte schön fest zu. Er schrie auf vor Schmerzen. Beide Hände fielen auf das Buch, mit zuckenden, zitternden Fingern versuchte er es festzuhalten. Ich riss es ihm weg.

»Was ist denn so verdammt wichtig an diesem Scheißding?«, wollte ich wissen. Ich schlug es auf und entdeckte nichts weiter als endlose Zahlenkolonnen in krakeliger Handschrift.

Die Zahlen sagten mir nichts.

Ihm aber bedeuteten sie anscheinend alles.

»Sie wollen es zurück, nicht wahr? Okay, wird gemacht. Bitte schön!«

Ich riss ein paar Seiten aus dem Buch, knüllte sie in meiner Hand zusammen, und als er daraufhin erschrocken aufschrie, stopfte ich ihm den Papierknäuel in den Mund. Er würgte, aber ich drückte den Knäuel tiefer in seinen Schlund. Dann hielt ich ihm den Mund zu und verschloss mit meiner anderen Hand seine Lippen und Nasenlöcher. Zusätzlich warf ich mich mit meinem ganzen Gewicht auf ihn und starrte ihm in die Augen. Wir waren nur Zentimeter auseinander, und ich sah, wie seine Pupillen sich weiteten, als er realisierte, dass er sich geirrt hatte. Er war sterblich. Bestürzte Schreie ertönten hinter meinem Rücken. Menschen setzten sich in Bewegung. Hände zerrten an mir. Aber ich vertraute darauf, dass Rink mir die FBI-Typen lange genug vom Leib

hielt, dass ich die Sache zu Ende bringen konnte. Dantalion bäumte sich noch einmal unter mir auf, sein allerletzter Versuch, sich zu befreien, aber jetzt konnte er mich nicht mehr aufhalten. Es dauerte nicht lange.

Ich war mir nicht sicher, dass er tot war, bis ich eine Hand auf meiner Schulter spürte.

»Er ist tot, Hunter«, sagte Rink. »Du kannst dich entspannen.«

Ich sah auf den Mann unter mir herab. Marianne und Bradley waren jetzt nicht mehr in Gefahr.

Der Tod der alten Dame war gerächt.

Seine Augen waren weit aufgerissen, blass und milchig im Tod.

Das Gewebe um seinen Mund war geschwärzt, die Lippen blau. Entlang seinem Kinn waren Äderchen aufgeplatzt.

»Da hat er doch noch ein bisschen Farbe bekommen.«

Rink und ich statteten dem örtlichen FBI-Büro einen nicht ganz eingeplanten Besuch ab. Wir trugen Handschellen, und man behandelte uns, als ob wir schuld daran wären, dass mehr als zwei Dutzend Menschen abgeschlachtet worden waren. Aber dann tauchte Walter Hayes Conrad IV. auf und trat – bildlich gesprochen – einigen Leuten in den Arsch. Als wir das FBI-Gebäude verließen, verabschiedete man uns mit Handschlag und gratulierte uns dafür, wie gut wir unseren Job erledigt hatten – auch wenn sich das Lob nicht unbedingt in den Gesichtern der Gratulanten widerspiegelte. Vielleicht hatte es etwas mit der Art und Weise zu tun, wie ich Dantalion getötet hatte.

Nicht dass irgendjemand Jean-Paul St. Pierre eine Träne nachweinte, einem Psychopathen mit Anflügen von Größenwahn. Schon von Jugend an hatte er Menschen getötet. Er hatte seine Mutter, einen Onkel und einen Schulfreund ermordet, als er erst dreizehn war, und die nächsten acht Jahre in einem Hochsicherheitskrankenhaus verbracht. Mit einundzwanzig hatte man ihn wieder auf die nichtsahnende Welt losgelassen. Er hatte sich an einer Schauspielschule eingeschrieben und dort den Umgang mit Theaterschminke gelernt und wie man in fremde Rollen schlüpfte. Später hatte er sich zum Stuntman ausbilden lassen sowie Fahr-, Schieß- und Nahkampftrainings absolviert. Er hätte beim Film bleiben sollen. Seine Ausbildung taugte höchstens für diese Fantasiewelt, für das ernsthafte Leben eines Auftragskillers reichten seine Fähigkeiten keineswegs. Er hielt sich für einen Profi, aber das war er nicht. Er war einfach nur wahnsinnig. Aber genau das machte ihn so gefährlich.

Walter hielt sich nicht lange auf.

Er blieb gerade lange genug, um mich daran zu erinnern, dass seine Schulden bei mir nun getilgt waren.

»So etwas darf nie wieder passieren. Ich kann nicht noch einmal einen Mord gutheißen, Hunter.«

»So weit wird es nicht wieder kommen«, versprach ich ihm. Aber wir wussten beide, dass wir leere Versprechungen machten.

Mich verfolgt die Gewalt auf Schritt und Tritt wie der Gestank einen rüdügen Hund.

Außerdem konnte man das, was ich mit Dantalion angestellt hatte, nicht als Mord bezeichnen. Dass ich einen Wahnsinnigen aufgehalten hatte, dem Dutzende Menschen zum Opfer gefallen waren, wog schwerer zu meinen Gunsten als die Tat »unter Drogeneinfluss« – es würde keine Anklage auf mich zukommen.

Rink nahm einen Flug vom Miami International Airport und jagte der untergehenden Sonne hinterher. Ich versprach, dass ich ihm in ein oder zwei Tagen nachfolgen würde, sobald ich hier fertig war. Ich sagte ihm, dass er seiner Mutter einen Kuss von mir geben solle.

»Küss sie selbst, wenn du dort bist«, antwortete Rink. »Sie wird noch da sein. Ihr geht es von Tag zu Tag besser.«

Ich rief Richard Dean an.

Wir trafen uns in einem Diner, das ein ganzes Stück netter war als Shuggies's Shack. Dem Besteckgeklapper auf den Tellern nach zu urteilen, muss das Essen dort ganz gut gewesen sein. Die Gäste unterhielten sich und lachten miteinander. Die Jukebox spielte Patsy Cline.

Das war nicht die Art von Atmosphäre, die ich mir für unser Gespräch gewünscht hatte, deshalb führte ich ihn hinters Haus. Der Gestank des in der Tonne verrottenden Mülls gab da schon eher den passenden Hintergrund ab. Er passte irgendwie zu meiner Stimmung.

Ich hatte gute Lust, ihm auf der Stelle die Fresse einzuschlagen. Aber das tat ich nicht. Obwohl Marianne in seiner Intrige nur eine unbedeutende Rolle als Mittel zum Zweck gespielt hatte,

liebte die Tochter ihren Vater immer noch. Ich hatte nicht vor, ihr wehzutun, indem ich ihrem Vater wehtat.

Außerdem war er alles in allem ein äußerst erbärmlicher Mensch. Damit, ihn zu verprügeln, hätte ich überhaupt nichts bewiesen.

»Als wir uns zum ersten Mal trafen, habe ich Ihnen erklärt, dass ich nicht der richtige Mann für den Job bin«, sagte ich zu ihm. »Ich habe Ihnen erklärt, dass ich kein Auftragskiller bin. Aber so jemanden haben Sie gesucht.«

»Ich wollte nur meine Tochter wiederhaben«, antwortete er, aber in seinen Augen spiegelte sich die Lüge.

»Nein, Dean. Sie wollten Ihren Sohn wiederhaben. Aber Sie wussten, dass das unmöglich war. Also wollten Sie, dass die Person, der Sie die Schuld an seinem Tod gaben, ebenfalls stirbt. Dass ich Ihre Tochter aufspüren sollte, war nur ein Vorwand. So konnten Sie an Bradley Jorgenson rankommen.«

»Bradley Jorgenson hat meinen Jungen umgebracht.«

»Da täuschen Sie sich.«

Ich erklärte ihm, dass Bradley gegen die Militärverträge war und dass er hart dafür arbeitete, die Fehler seiner Vorgänger wiedergutzumachen. Dass dieser Sinneswandel auf Mariannes Konto ging. Dass letzten Endes Stephens Tod diese Veränderungen ausgelöst hatte. Und dass er stolz darauf sein sollte, was seine Kinder geleistet hatten. Aber meine Worte stießen auf taube Ohren. Er blieb weiterhin ein verbitterter, irgeleiteter Mann, der sich weigerte, die Wahrheit anzuerkennen.

»Sie haben mich angelogen, Dean.« Ich zog die Fotos heraus, die er missbraucht hatte, um mich von Bradleys Schuld zu überzeugen. Und dann stopfte ich sie ihm in die Jacke – alle Fotos, bis auf das eine aus der Polizeiakte. Das hielt ich ihm unter die Nase. »Ich weiß nicht, wie es Ihnen gelungen ist, an dieses Foto zu kommen, und das ist mir auch egal, aber ich möchte, dass Sie sich das Bild hier mal genau anschauen. Das Mädchen liebt Sie, Dean. *Und Sie haben ihr das angetan.*«

Sein Blick verschleierte sich, als er das Foto betrachtete. Mir kam es so vor, als hätte er eingesehen, dass er seine Wut gegen die falsche Person gerichtet hatte. Von allen Menschen auf der Welt war Marianne die Letzte gewesen, gegen die er die Hand hätte heben dürfen.

»Sie wird nicht nach Hause kommen«, erklärte ich ihm. »Aber in Wirklichkeit ging es auch nie darum, Marianne zurückzuholen. Was mit ihr geschah, war Ihnen egal. Ihnen war nur wichtig, dass Bradley dabei auf der Strecke bleibt.«

»Was glauben Sie denn, wie ich mich fühle? Sie ist mit dem Mann, der meinen Sohn getötet hat, ins Bett gestiegen«, sagte Dean. »Marianne hat das Andenken Stephens verraten. Sie hat mich verraten.«

»Nein, Dean, *Sie* haben Ihre Tochter verraten. Ich versichere Ihnen mein Beileid für den Verlust Ihres Sohns. Sie haben den Jorgensons die Schuld daran gegeben. Aber dafür, dass Sie Ihre Tochter verloren haben, empfinde ich kein Mitleid. Das haben Sie sich einzig und allein selbst zuzuschreiben.«

Dean blinzelte mich an. Aber es waren keine Tränen der Scham und der Reue, die seine Augen überlaufen ließen, dafür waren sie zu bitter.

»Ich habe Sie bezahlt«, sagte er. »Sie müssen sie zurückbringen.«

Ich holte einen Umschlag aus meiner Tasche und klatschte ihn gegen seine Brust.

»Alles noch da. Jeder einzelne stinkige Cent davon.« Als er nicht danach griff, ließ ich die zwanzigtausend Dollar auf den Boden fallen. »Betrachten Sie das als Mitteilung, dass ich kündige«, sagte ich. »Und zwar fristlos.«

»Sie können jetzt nicht mehr da raus. Sie haben mir Ihr Wort gegeben.« Wütend reckte er sein

Kinn vor. »Sie müssen beenden, was Sie begonnen haben.«

»Ich habe gerade gekündigt, Dean.«

»Wie Sie wollen«, zischte Dean. Er bückte sich schnell, hob den Umschlag auf und wedelte damit vor mir herum. »Dann werde ich eben einen anderen beauftragen ...«

Ich packte ihn am Revers und drückte ihn gegen die Mauer.

Ich starrte ihm in die Augen. »Ich habe erst kürzlich einen Mann getötet, der versuchte, Marianne wehzutun. Ein alter Freund hat mir daraufhin gesagt, dass er Mord nicht gutheißen könne. Ich habe ihm versprochen, dass es nicht wieder vorkommen wird. Aber wissen Sie was, Dean? Ich bin mir nicht so sicher, ob ich das Versprechen halten kann.«

Ich ließ ihn los, strich sein Jackett glatt und richtete seinen Schlips. »Sie müssen die Sache hinter sich lassen, Dean. Lassen Sie los.«

Dann ließ ich ihn alleine, damit er darüber nachdenken konnte, was passieren würde, wenn er noch einmal die Hand gegen Marianne erhob. Oder gegen Bradley.

Ich war um zwanzigtausend Dollar ärmer, aber das schmerzte mich nicht allzusehr. Als ich Richard Deans Jackett glattstrich, hatte ich mir die Bezahlung in einer anderen Währung zurückgeholt.

Ich begegnete Marianne an Bradley Jorgensons Krankenhausbett. Er stand unter Betäubungsmitteln, sein Bein war geschient und in einer Art Flaschenzugvorrichtung aufgehängt. Marianne beugte sich über ihn und küsste ihm die Stirn, bevor sie zu mir kam.

Wir verließen Bradleys Privatkranken­zimmer. Ich sah in ihr Gesicht, sie war wunderschön. Aber in ihrem Blick lag immer noch ein Anflug von Angst.

»Es ist vorbei.«

»Wie können Sie sich da so sicher sein?«

»Vertrauen Sie mir.«

»Das tue ich.«

Ich erklärte ihr, dass das FBI Ermittlungen wegen der Anschläge auf ihrer beider Leben einleiten würde. Es war offensichtlich, dass Petre Jorgenson die treibende Kraft hinter dem Plan war, sie ermorden zu lassen. Weiterhin hatte er den Mord an Caitlin Moore in Auftrag gegeben, weil sie einen großen Einfluss auf Marianne ausübte, die wiederum Bradley dazu gebracht hatte, die Verträge mit dem Militär aufzukündigen. Petre Jorgenson konnte es nicht verkraften, seinen

, s(e)4-2(ä)4(r(u g)]T)-2(g)(c)4(ht)d9



